

UNIwersytet SZCZECIŃSKI
ZESZYTY NAUKOWE
NR 617

**COLLOQUIA GERMANICA STETINENSIA
NR 19**

SZCZECIN 2011

Rada Wydawnicza

Urszula Chęcińska, Inga Iwasiów, Danuta Kopycińska, Izabela Kowalska-Paszt
Piotr Niedzielski, Ewa Szuszkiewicz, Dariusz Wysocki
Edward Włodarczyk – przewodniczący Rady Wydawniczej
Aleksander Panasiuk – przewodniczący Senackiej Komisji ds. Wydawnictw
Edyta Longiewska-Wijas – redaktor naczelna Wydawnictwa Naukowego

Recenzent

dr hab. Czesława Schatte prof. UAM
prof. zw. dr hab. Jan Papiór

Redaktor naukowy

Ryszard Lipczuk
Dorota Sośnicka

Redaktor Wydawnictwa

Krzysztof Gołda

Korektor

Małgorzata Szczęsna

Skład komputerowy

Ewa Radzikowska-Król

© Copyright by Uniwersytet Szczeciński, Szczecin 2011

ISSN 1640-6818

ISSN 0867-5791

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU SZCZECIŃSKIEGO

Wydanie I. Ark. wyd. 13,5. Ark. druk. 15,8. Format B5. Nakład 60 egz.

INHALT

Literaturwissenschaft

Hans Dieter ZIMMERMANN (Berlin): ‘Es kafkat und brodeln und werfelt und kischt ...’: Zur Prager deutschen Literatur	9
Barbara WRÓBLEWSKA (Szczecin): Die enthaltsame Liebe in Adalbert Stifters <i>Die Mappe meines Urgroßvaters</i>	21
Dorota SOŚNICKA (Szczecin): Der Schweizer Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler – ein Epigone oder Bahnbrecher der modernen Erzählkunst in der Deutschschweizer Literatur?	37
Regina HARTMANN (Szczecin): <i>Die Offenbarung des Johannes</i> in expressionistischer Auslegung	57
Anna Maria BOROWSKA-STANKIEWICZ (Szczecin): Die weibliche Selbstwahrnehmung in Brigitte Schwaigers Romanen <i>Wie kommt das Salz ins Meer?</i> und <i>Lange Abwesenheit</i>	71
Klaus HAMMER (Koszalin/Ślupsk): „Die gesamte Zivilisation ist eine Verdrängung“: Zur Schreibstrategie von Christoph Hein.....	91
Valéria LENGYEL (Budapest): Zukunftstechnologien für die Nachwendejahre – Annett Gröschners Roman <i>Moskauer Eis</i>	105
Ewa HENDRYK (Szczecin): Internet als Ort globaler Literaturübermittlung und -kritik am Beispiel exemplarisch ausgewählter deutschsprachiger Volltextarchive, Literaturportale und -zeitschriften	123

Sprachwissenschaft

Magdalena LISIECKA-CZOP (Szczecin): Nicht nur der Duden – deutsch-polnische und polnisch-deutsche Bildwörterbücher der Nachkriegszeit	141
Dorota MISIEK (Szczecin): Bemerkungen zur Stabilität der Phraseologismen und ihrer externen Valenz in der lexikographischen Praxis	159
Magdalena DŹAMAN-DOBROWOLSKA (Szczecin): Wörter englischer Herkunft im deutschen Sportwortschatz	171
Marek LASKOWSKI (Zielona Góra): Deutsche Modalpartikeln <i>auch</i> und <i>etwa</i> in Fragesätzen und ihre polnischen Pendants	185
Roman OPIŁOWSKI (Wrocław): Bildlinguistik – Ansätze, Aspekte, Aufgaben	197

Rezensionen und Berichte

Klaus HAMMER (Koszalin/Ślupsk): „Das Perfekt und das Imperfekt tranken Sekt“: Christian Morgensterns <i>Galgenpoesie</i> in einer neuen Sammlung. (Christian Morgenstern: <i>Die Galgenlieder</i> . Hg. v. Gerd Haffmans. 3. Aufl. Jubiläumsausgabe. Frankfurt a. M.: Haffmans Verlag bei Zweitausendeins, 2007)	215
Klaus HAMMER (Koszalin/Ślupsk): Der tote Jude und das Schild: Sonja Hilzinger hat eine eindringliche Biografie über Elisabeth Langgässer geschrieben. (Sonja Hilzinger: <i>Elisabeth Langgässer</i> . <i>Eine Biografie</i> . Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2009)	219
Magdalena DŹAMAN-DOBROWOLSKA, Emil Daniel LESNER (Szczecin): Ryszard Lipczuk, Przemysław Jackowski (Hgg.): <i>Sprachkontakte – Sprachstruktur. Entlehnungen – Phraseologismen</i> (= Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft 2). Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2009	224

Ryszard LIPCZUK (Szczecin): Marta Czyżewska: <i>Der Allgemeine Deutsche Sprachverein und das Fremdwort. Eine Untersuchung der deutschen Presse am Ende des 19. Jahrhunderts.</i> Dresden, Wrocław: Neisse Verlag, 2008	231
Anna PILARSKI (Szczecin): Mariola Wierzbicka, Dorothee Schlegel: <i>Sprechzeiten im Diskurs. Zum absoluten und relativen Gebrauch der Tempora in der gesprochenen deutschen Sprache.</i> München: IUDICIUM Verlag, 2008	234
Anna PORCHAWKA-MULICKA (Szczecin): Joanna Wierzbicka-Grajek: <i>Moderne Deutsche Amtssprache.</i> Warszawa: Verlag C. H. Beck, 2005	236
Anna SULIKOWSKA (Szczecin): Kurcz, Ida (red.): <i>Psychologiczne aspekty dwujęzyczności.</i> Gdańsk: Gdańskie Wydawnictwo Psychologiczne, 2007	240
Magdalena LISIECKA-CZOP, Dorota MISIEK (Szczecin): Thorner Wörterbuchdiskurs. (Ein Bericht aus der polnisch-deutschen Tagung „Einsprachige und zweisprachige Wörterbücher im Spannungsfeld der Kulturgeschichte aus deutscher und polnischer Sicht“. Toruń, 22.–23. Mai 2009)	245
Zu den Autoren	249

Literaturwissenschaft

HANS DIETER ZIMMERMANN

Technische Universität Berlin

‘ES KAFKAT UND BRODELT UND WERFELT UND KISCHT ...’:
ZUR PRAGER DEUTSCHEN LITERATUR
(Vortrag vom 29. Mai 2006 am Prager Literaturhaus
deutschsprachiger Autoren)*

Gäbe es Franz Kafka nicht, gäbe es wohl kaum ein so großes Interesse an der Prager deutschen Literatur. Der bekannteste Dichter deutscher Sprache des 20. Jahrhunderts, dessen Ruhm weiter wächst, wirft ein Licht auf diesen kleinen deutschen Kosmos in der vor allem von Tschechen bewohnten Hauptstadt Böhmens. Und er verdunkelt ihn zugleich. Denn Kafka ist eine Ausnahme, die Prager deutsche Schule ist anders als er. Man wird ihr eher gerecht, wenn man von Kafka absieht. Max Brod, Kafkas Freund, dem wir den Dichter überhaupt erst verdanken, ist dagegen ein gutes Beispiel für diese Prager deutsche Literatur. Und er ist einer ihrer Geschichtsschreiber.

Max Brod hat seine eigene Geschichte geschrieben – in seiner Autobiographie *Streitbares Leben*, 1969, ein Jahr nach seinem Tod publiziert – und er hat diese Geschichte dieser Literatur geschrieben in seinem Buch *Der Prager Kreis*, das 1966 herauskam, ein Jahr, nachdem der Prager Germanist Eduard Goldstücker auf Schloss Liblice bei Mělník seine zweite Konferenz abgehalten hatte: Die erste vom Jahre 1963 galt Franz Kafka, die zweite von 1965 galt der Prager deut-

* Dieser Vortrag wurde ursprünglich vom P.E.N.-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland in *PENinfo* (Online-Ausgabe) Nr. 2/2006 gedruckt und ist auch unter der Adresse http://www.exilpen.de/Documents/PENinfo_Herbst_2006_Online.pdf zugänglich. (Anm. der Redaktion)

schen Literatur. *Weltfreunde* ist der Titel des Buches, das 1967 in Prag erschien. Hier taucht, sehe ich recht, zum ersten Mal der Begriff 'Prager deutsche Literatur' auf; Kurt Krolop schrieb den grundlegenden Aufsatz. Die Texte deutscher Autoren Prags wurden also nicht isoliert betrachtet – als Werke von Einzelnen –, sondern in einen Zusammenhang gestellt, der ihnen allen gemeinsam war: den der deutschen Minderheit in Prag vor dem Zweiten Weltkrieg.

In welcher Situation sich diese Minderheit befand, wird an wenigen Zahlen deutlich: Im Jahre 1848 bildeten die Deutschen noch 60 % der Prager Bevölkerung, 1880 nur noch 15 % und 1910 bei der letzten Volkszählung der Monarchie nur noch 5 %. Innerhalb dieser deutschen Minderheit bildeten die Juden eine Mehrheit. Doch beileibe nicht alle Juden bekannten sich zur deutschen Kultur, in Prag war es etwa die Hälfte der Juden. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als die Zuwanderung die alte Hauptstadt veränderte, kamen mit den tschechischen Landbewohnern auch tschechische Juden nach Prag. Die Juden hatten es nicht leicht, ob sie sich nun zur deutschen oder zur tschechischen Seite im Nationalkampf bekannten: Antisemiten gab es auf beiden Seiten. Aber auch: jüdische Schriftsteller gab es auf beiden Seiten, entgegen dem, was man hierzulande gerne annimmt, schrieben die Prager und die böhmischen Juden nicht nur deutsch.

Sowohl die Prager deutsche als auch die Prager tschechische Literatur sind recht jung. Natürlich gab es gewichtige Vorläufer, aber erst mit den Reformen Joseph II., der 1784 Deutsch als Landessprache bzw. Amtssprache in der Habsburger Monarchie durchsetzte, begann die Geschichte dessen, was wir dann 'Prager deutsche Literatur' nennen können – und in Antwort darauf begann auch die Geschichte der neueren tschechischen Literatur. An den Universitäten wurde nicht lateinisch, sondern deutsch unterrichtet, in Deutsch unterrichteten die Gymnasien. Und ab 1787 wurde in die Handwerkerlehre nur noch derjenige aufgenommen, der deutschen Unterricht nachweisen konnte. Hier begann die Emanzipation der Juden, die 1781 gezwungen wurden, ihre 'Nationalsprache', also das Jiddische, abzulegen; sie mussten alle Schriftstücke in Deutsch verfassen; allerdings erreichten die Juden in der Habsburger Monarchie erst 1867 die völlige Gleichberechtigung. Da auch die jüdischen Schulen, die nach einem Dekret von 1781 eingerichtet wurden, Deutsch als Unterrichtssprache hatten, kam es zunächst zur Dominanz des Deutschen bei den böhmischen Juden.

In einer Gegenbewegung erwachte das Tschechische, bis dahin die Sprache der kleinen Leute und der Bauern, wieder zu neuem Leben, beflügelt von Herder und dem Geist der Romantik. Zu Anfang gab es noch ein friedliches Neben-

einander, das dann aber nach der Revolution von 1848 allmählich zu einem Gegeneinander führte: zur tschechischen Selbstbehauptung gegen die Dominanz des Deutschen. Zu den Deutschen zählten die Tschechen auch die deutsch sprechenden Juden, so dass antideutsche Kämpfe durchweg mit antijüdischen verbunden waren. Die Ausschreitungen gegen deutsch-jüdische Geschäfte in Prag nach der Badeni-Krise 1897 waren ein traumatisches Erlebnis aller Prager Juden der Generation von Max Brod, Franz Kafka und Egon Erwin Kisch, die auf einmal als Heranwachsende spürten, wie brüchig der Boden war, auf dem sie standen. Erst das österreichische Militär machte den Ausschreitungen ein Ende. Die Prager deutschen Schriftsteller erlebten also in Prag den Antisemitismus vor allem als tschechischen, nicht als deutschen, es sei denn, er wurde von den aus den Sudeten kommenden deutschen Studenten eingeschleppt, die sich in der Regel mit den tschechischen Studenten prügeln, nachdem 1882 die Universität in eine deutsche und eine tschechische geteilt worden war. Diese Studenten beherrschten die deutsche Vereinigung „Concordia“, so dass die deutschen Juden Prags sich in der ‘Lese- und Redehalle’ trafen, wo auch Max Brod und Franz Kafka sich kennen lernten.

Viele Juden, die tschechisch sprachen, schlossen sich trotz alledem der tschechischen nationalen Bewegung an und schickten ihre Kinder auf die neu entstandenen Gymnasien, so dass hier die Grundlage für den erheblichen Anteil der Juden an der aufblühenden tschechischen Literatur gelegt wurde. Mehr als ein Dutzend jüdischer Autoren haben die tschechische Literatur bereichert, die – wie die Prager deutsche – nach 1900 eine Blütezeit erlebte, und unter ihnen sind große Schriftsteller, die sich mit den Prager deutschen durchaus messen können – die Ausnahme bildet wieder Franz Kafka. Ich nenne: Julius Zeyer, Richard Weiner, Ivan Olbracht, František Langer, Karel Poláček, Jiří Weil, Jiří Orten, Egon Hostovský, Ota Pavel, Ludvík Aškenazy, Arnošt Lustig, Ivan Klíma – in der „Tschechischen Bibliothek“ in deutscher Sprache der DVA, einer Initiative der Robert Bosch Stiftung, kann man die meisten dieser Autoren kennen lernen. Freilich haben sie, bis die Nazis kamen, sich nicht als jüdische, sondern als tschechische Autoren empfunden, und die Tschechen sortieren ihre Autoren auch heute nicht nach jüdisch und tschechisch. Sie fragen nicht danach. Und das ist ja ein schönes Zeichen.

Dass die Prager deutschen Schriftsteller auf ihr Judentum gewissermaßen zurückgeworfen wurden, lag nicht nur an der bisweilen aufgeheizten Situation in der Stadt. Es lag auch daran, dass sie Teil einer bröckelnden Minderheit waren,

der sie sich nicht wirklich sicher sein konnten. Ihnen bot der Zionismus einen Ausweg. Nicht der tschechischen, nicht der deutschen Nation zugehörig, konnten sie, die Kinder von weitgehend assimilierten Juden, ihre Identität nicht mehr im Judentum als Religion finden: sie fanden sie im Judentum als Nation. Das war das Angebot, das ihnen der Zionismus Theodor Herzls brachte. Und sie machten Gebrauch davon: Prag wurde zu einem Zentrum des Zionismus. Max Brod, der wie die anderen von Martin Bubers Prager Reden über das Judentum inspiriert wurde, unterschied denn auch hinfort zwischen drei Gruppen von Juden in Prag: den tschechischen Juden, den deutschen Juden und den jüdischen Juden, also den Zionisten. Doch diese jüdischen Juden zählten durchweg zu den deutschen, da sie deutsch sprachen und schrieben, also Teil der deutschen Kultur waren – wie ja Theodor Herzl, der Wiener Journalist, schließlich auch. Die „Selbstwehr“, die Zeitschrift der tschechischen Zionisten, wurde zwanzig Jahre lang von Kafkas Freund Felix Weltsch redigiert; Kafka las sie regelmäßig.

Es gab also hinfort drei Nationen in Prag und das wurde auch in der ersten Republik unter dem Präsidenten Tomáš Garrigue Masaryk nach 1918 anerkannt: Juden konnten sich zur jüdischen Nation bekennen. Max Brod war also nach 1918 der Staatsangehörigkeit nach Tschechoslowake und der Nation nach Jude. Er war sogar Mitglied des jüdischen Nationalrats, den Masaryk berufen hatte. Dem großen Masaryk gelang es auch, den tschechischen Antisemitismus weitgehend einzudämmen. Er hatte noch in der sogenannten Hilsner-Affäre allein gestanden, als er öffentlich gegen den Ritualmordprozess 1902 protestierte: Der jüdische Hausierer Hilsner war des Mordes an einem christlichen Mädchen verdächtig, zu Unrecht, und eine Welle des Antisemitismus schwappte über die Böhmen deutscher und tschechischer Zunge. Masaryk trat ihm entgegen. Er war später auch der erste Staatspräsident, der die zionistischen Siedlungen in Palästina besuchte. Hugo Bergmann, der Klassenkamerad Franz Kafkas, der schon 1920 ausgewandert war, wurde der Gründungsrektor der Hebräischen Universität Jerusalem und führte Masaryk, der sich wiederum entschieden für ein besseres Verhältnis der Juden zu ihren arabischen Nachbarn einsetzte, durchs Land.

Bergmann war eine Ausnahme. Kafkas Freunde Max Brod und Felix Weltsch, zwei entschiedene Zionisten und engagierte Literaten, blieben im geliebten Prag, bis sie von deutschen Antisemiten 1939 vertrieben wurden. Sie gehörten zur Blüte der deutschen Literatur Prags, die in eben diesem Jahr zunichte gemacht wurde – von Deutschen und Österreichern. Wie kam es zu dieser Blüte, die ja in einem umgekehrten Verhältnis zum Anteil der Bevölkerung stand, wird

oft gefragt: Als Prag zu 60 % deutsch war, war die deutsche Literatur Prags klein und belanglos; als Prag zu 6 % deutsch war, gab es zahlreiche bedeutende Schriftsteller, von denen jedenfalls zwei zur Weltliteratur gehören: Kafka und Rilke, vielleicht noch Werfel – jedenfalls hatte er weltweite Erfolge –, und etwa ein Dutzend Autoren von Rang: Max Brod, Gustav Meyrink, Alfred Kubin, Leo Perutz, Ludwig Winder, Hermann Grab, Egon Erwin Kisch, Willy Haas, Emil Faktor, Rudolf Fuchs, Ernst Weiß, Josef Mühlberger, Louis FURNBERG, F. C. Weiskopf. Sie sind nicht alle in Prag geboren, aber die meisten doch, und die anderen sind aus Böhmen über Prag in die Welt gegangen. Eine weit verbreitete Erklärung für dieses Phänomen lautet: Die deutschsprachigen Autoren hätten sich auf ihrer schwindenden Sprachinsel im tschechischen Meer ‘ihrer Sprache und ihrer Kultur’ vergewissern wollen; so etwa Heinz Schlaffer; Jürgen Born hat das mit Recht zurückgewiesen. Hier ging es nicht um eine kollektive Anstrengung. Und den meisten Autoren – sie waren Juden – ging es um ihr Judentum eher als um ihr Deutschtum. Doch vor allem: Die Autoren waren Einzelgänger, die ihren je eigenen Weg gingen. Das gilt selbst für den innersten Zirkel des Prager Kreises, wie Max Brod (1884–1968) ihn konstruierte, dem dieser mit Franz Kafka (1883–1924), Oskar Baum (1883–1941) und Felix Weltsch (1885–1964) angehörte und zu dem später, nach Kafkas Tod, Ludwig Winder (1889–1946) stieß. Es sind höchst eigenwillige Gestalten, die – wiewohl alle Juden – aus ähnlichen Erfahrungen höchst unterschiedliche Texte verfassten: die Erzählungen des Blinden Oskar Baum, in denen dieses Blindsein immer anwesend ist; die weltläufigen eleganten Romane Max Brods, vergleichbar mit Texten Arthur Schnitzlers und Stefan Zweigs; die philosophischen Überlegungen von Felix Weltsch, die von der Philosophie Franz Brentanos mehr beeinflusst sind als vom Talmud, den Weltsch ebenfalls studiert hatte; schließlich die Absage Ludwig Winders an das strenge orthodoxe Judentum in seinem kleinen Roman *Die jüdische Orgel* – Absage an ein Judentum, nach dem Kafka sich sehnte, weil er es nicht hatte. Das sind stark divergierende Texte von miteinander befreundeten Autoren, die als Juden in Prag dieselben Lebenserfahrungen teilten.

Max Brod hat seine Darstellung über diesen ‘Prager Kreis’ nach der Generationenfolge gegliedert: Da gibt es die Ahnen des Kreises und die drittletzte Generation vor dem Prager Kreis, es folgen zwei Halbgenerationen bis zum engeren Prager Kreis und schließlich die Ausläufer. Die Auseinandersetzung zwischen deutschen und tschechischen Bewohnern Böhmens beschäftigte die Vorläufer des Prager Kreises, also gerade die weniger bedeutenden deutschen

Literaten. Und hier erfolgte die Antwort auf die Herausforderung in entgegengesetzter Weise.

Die frühen Autoren wie Karl Egon Ebert (1801–1882), der auch tschechische Literatur übersetzte, wählten wie selbstverständlich tschechische Themen und Sagen zum Gegenstand ihrer Romane, um so die gemeinsame Heimat der beiden Völker zu betonen: Böhmen – in einer Zeit, als die Gemeinsamkeit schon bedroht war. *Wlasta* (1829) heißt das ein wenig bemühte Epos von Ebert über eine tschechische Ahnfrau. Diesem vergebliehen Sich-Einfügen in die tschechische Tradition und Geschichte folgte eine Generation später die schroffe Zurückweisung der Tschechen durch deutsche Schriftsteller, vor allem durch Fritz Mauthner. Mauthner (1849–1923) war ein Prager Jude, der ein bekannter Berliner Kritiker und ein mittelmäßiger Romancier wurde, der ein deutsch-nationaler Bismarck-Anhänger war. Brod zählt ihn zu den jüdischen Judenhassern. Mauthner verherrlichte die Deutschen und griff die Tschechen an: *Der letzte Deutsche von Blatna* ist ein „von deutschnationalem Chauvinismus triefender Roman“, wie Max Brod schreibt. Mauthner, dessen *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* von 1902 großen Einfluss auf die wuchernde Sprachkritik in der deutschen Literatur und Philosophie des 20. Jahrhunderts nehmen sollten, nicht nur auf Hugo von Hofmannsthal, war der Cousin von Auguste Hauschner, geborene Sobotka (1850–1924), einer Prager Jüdin, die ebenfalls in Berlin lebte und in dem zweibändigen Roman *Familie Lowositz* den Nationalitätenkonflikt in Böhmen sehr sachlich darstellte, weshalb Max Brod sie schätzte. Doch als dieser Roman 1910 erschien, war die Situation, die er schilderte, schon Geschichte. Für die spätere Generation der Prager Autoren, also die bedeutsame, war der Nationalitätenkonflikt kein Thema mehr; er war im Grunde zugunsten der Tschechen entschieden.

„In der vorletzten Generation vor der Zeit des engeren Prager Kreises dominierte der Dichter Hugo Salus. In der letzten, uns nächst benachbarten Generation dominierte Paul Leppin“, so Max Brod. In der ersten dieser beiden „Halbgenerationen“, wie Max Brod es nennt, überlappten sich noch die alte und die neue Haltung. Hugo Salus (1866–1929) war Jude; er schrieb einen *Ahasverus* für die von dem Zionisten Siegmund Kaznelson herausgegebene Anthologie *Das jüdische Prag* (1917). Er huldigte aber auch in einem schönen Gedicht dem großen tschechischen Komponisten Antonín Dvořák; sein Ghettolied „Esterl, mein Schwesterl, was ist dir geschehen“ war berühmt; zugleich aber war er ein Deutschliberaler. Und vor einer Wahl in Prag schrieb er ein Gedicht, das mit einem unreinen Reim warb – unrein in jeder Hinsicht, könnte man sagen –:

„Heute gibt es nur Deutsche! / Wer nicht deutsch wählt, / verdient die Peitsche.“ Das war übrigens nicht gegen die Tschechen gerichtet, sondern gegen die Zionisten, die eine eigene Liste aufgestellt hatten, so dass die kleine deutsche Minderheit noch einmal gespalten wurde. Paul Leppin (1878–1944), ausnahmsweise ein Christ, war ein in Prag bekannter Bänkelsänger und Décadent, aber wie Hugo Salus kaum über Prag hinaus bekannt. Leppin webte mit am Bild des magischen und des mystischen Prag, das eine Erfindung der Poeten der Décadence und des Jugendstils ist, auch bei den tschechischen Autoren des Fin de siècle gibt es dazu Ansätze. Dieses mit der Realität nicht gerade übereinstimmende Bild – Prag war eine wachsende Großstadt mit Industrie und tschechischem Proletariat – setzte sich schließlich über Prag hinaus durch – mit dem Werk eines Autors, der weder ein Jude, noch ein Prager war: mit Gustav Meyrink's *Der Golem*, 1915 erschienen. Meyrink, der 1868 in Wien geboren wurde und 1932 in Bayern starb, kam als Bankbeamter nach Prag und inspirierte die Prager deutsche Szene mit seinem Spiritismus, der damals in Mode war. Selbst Kafka nahm an einem solchen ‘Tischerücken’ teil, mit dem man die Geister der Verstorbenen herbeizurufen suchte. Willy Haas (1891–1973) berichtete, Kafka sei nicht sehr beeindruckt gewesen: „Dass morgen früh die Sonne aufgeht, ist ein Wunder“, soll er gesagt haben, „aber dass ein Tisch sich bewegt, wenn sie ihn so lange malträtiert, das ist kein Wunder.“ Meyrink's *Golem* hat mit dem des sagenhaften Rabbi Löw nichts zu tun, er zehrt aber von dessen Aura: Der Legende nach soll Rabbi Löw aus Lehm ein menschenähnliches Wesen geschaffen haben, dem er Leben gab, indem er ihm eine magische Schrift zwischen die Zähne steckte. Der Golem diente daraufhin der Gemeinde. Als der Rabbi ihn nicht mehr brauchen konnte, nahm er ihm den Zettel aus dem Mund und das Ungetüm zerfiel zu Staub. Meyrink's Roman ist ein Abgesang auf das Prager Ghetto, das 1885 aus hygienischen Gründen abgerissen wurde. Was nur noch eine Stätte von Armut und Krankheit war, wurde von Meyrink und anderen, die es nicht mehr erlebt hatten, zu einem geheimnisvollen Ort stilisiert. Juden lebten gegen dessen Ende nur noch wenige dort; es war die Zuflucht armer Leute, kleiner Diebe, hungernder Prostituierten, die in der Großstadt sonst keine Bleibe fanden. Ein Widerschein des alten Ghettos findet sich wohl auch noch bei Franz Kafka, dessen Eltern immer im Umkreis der alten Judenstadt wohnten, die noch lange nach ihrem Abriss eine Baustelle war, die Tagelöhner und Dirnen anzog.

Die Welt der Kneipen und Kaschemmen hat Paul Leppin geschildert. Sein Roman *Severins Gang in die Finsternis*, 1914 erschienen, erinnert denn doch ein

wenig an Motive Franz Kafkas. Auch bei Leppin geht es um ein Jahr im Leben eines Mannes wie in *Der Proceß*; freilich überlebt sein Held dieses Jahr, das mit Liebeskummer endet, dem wichtigsten Thema Leppins. Und die finstere Welt seines Severin, Gegenwelt zur braven Bürgerlichkeit, ist nicht so geheimnisvoll wie Kafkas rätselhaftes Gericht: In der Weinstube „Die Spinne“ tritt eine männerbetörende Sängerin auf, der unser Held natürlich verfallen ist. Typisch Prag? Ich glaube nicht. Peter Altenberg auf dem Weg durch die Wiener anrühigen Kneipen und Peter Hille durch die entsprechenden Berliner Kneipen, um zwei Beispiele zu nennen: das war die gute alte Bohème, die sich mit ihrer harmlosen Antibürgerlichkeit wichtig tat.

Antibürgerlichkeit auch darin, dass die rebellischen Söhne gerne die saturierten Väter angriffen, die es durch Fleiß zu dem Wohlstand gebracht hatten, der diesen Söhnen das Studium ermöglicht hatte. Gerade das, was man als typisch für Kafka hält, ist das Signum der ganzen Generation, die man in Deutschland die expressionistische nennt. Walter Hasenclevers *Der Sohn*, Arnold Bronnens *Vatermord*, Franz Werfels *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig*, Hanns Johsts *Der junge Mensch*, Gottfried Benns *Ithaka und Pastorensohn* und schließlich Franz Kafkas am wenigsten gelungene und am meisten gelesene Erzählung *Das Urteil*: immer dasselbe Motiv.

Insofern ist also die Prager deutsche Literatur eben doch Teil der deutschen Literatur und nicht so isoliert, wie sie gerne gesehen wird. Ingeborg Fiala-Fürst ist dem Anteil der Prager am Expressionismus nachgegangen: Der junge Werfel, der junge Brod, der eine als Lyriker, der andere als Romancier wurden von den Berliner Expressionisten gefeiert; der Prager Dramatiker Paul Kornfeld (1889–1942, KZ) reüssierte als Dramaturg Max Reinhards in Berlin. Willy Haas und Emil Faktor (1876–1942, KZ) wurden einflussreiche Kritiker in Berlin. Und die Prager Autoren hatten auch Anteil an der österreichischen Literatur der Zeit: Max Brods Romane, etwa *Jüdinnen* und *Stefan Rott*, haben durchaus Ähnlichkeiten mit Erzählungen seines Freundes Stefan Zweig und mit Arthur Schnitzler, zwei Wiener Juden; die phantastischen Erzählungen des Pragers Leo Perutz (1884–1963) haben eine Nähe zu denen des Österreichers Alexander Lernet-Holenia, einem Christen. Zwei wichtige Wiener Schriftsteller waren übrigens ebenfalls böhmische Juden, wenn auch keine Prager: Sigmund Freud (1856–1939) und Karl Kraus (1874–1936); aus Böhmen stammte ebenso ein großer Philosoph, der in Göttingen und dann in Freiburg lehrte: Edmund Husserl (1859–1938), auch er ein Jude. Die Verbindungen zum deutschen Expressionismus unterscheiden

wiederum die deutschen Prager Schriftsteller scharf von ihren tschechischen Kollegen, die sich lieber an Frankreich und England, an Surrealismus, Kubismus und Dadaismus orientierten, auch um auf diese Weise der deutschen Übermacht zu entgehen. Ein eingehenderer Vergleich steht hier noch aus.

Die Blüte der Prager deutschen Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg ist also Teil der Blüte der deutschen und österreichischen Literatur dieser Zeit, und eine solche Blüte zu erklären, ist riskant. Es fällt ja auf, dass es zwei große Epochen der deutschen Literatur – im weitesten Sinne, die Philosophie zähle ich dazu – gibt: die um 1800 (Goethezeit) und die um 1900 (klassische Moderne). Die Blüte um 1800 am Ende des alten Reiches, das sich selbst überlebt hatte, wurde vor allem von Protestanten in Nord- und Ostdeutschland getragen. Die Blüte um 1900 am Ende des Habsburger Reiches, das sich selbst überlebt hatte, wurde vor allem von Juden und Katholiken in Süddeutschland und Österreich getragen. Und die Prager gehören eben dazu. Die Gründe? Mit der organischen Bildersprache Johann Gottfried Herders – Blüte stammt ja auch daher – könnte man sagen, dass jeweils am Ende diese Reiche noch einmal eine Blüte der Kultur aus der Fülle des Geschaffenen hervorbrachten, so wie Blumen nicht selten vor dem Absterben noch einmal eine schöne Blüte entfalten.

Man kann es auch zeitgemäßer im soziologischen Jargon sagen: Am Ende der Reiche entstand ein Legitimationsdefizit: Die alte feudale, christliche Ordnung war um 1800 fragwürdig geworden, die alte bürgerliche Ordnung war durch die neue industrielle Entwicklung, die Europa völlig veränderte, um 1900 fragwürdig geworden. Die nachdenkliche Jugend suchte nach neuen Antworten. Das ist wohl der Grund für den Generationskonflikt des Expressionismus. Die Jungen verlangten nach gültigen Werten, sie sahen, dass die Vätergeneration einen falschen Schein entfaltetete, eine kulturelle Fassade, hinter der sich nur der schnöde Mammon verbarg; sie wollte Echtes. Deshalb der Einfluss Nietzsches: der Verlust der Werte, die Drohung des Nihilismus. Schließlich stürzte diese alte Welt in die Katastrophe des Ersten Weltkrieges, der sie vernichtete – ein Ende, das die Jungen erhofft und gefürchtet hatten. Doch ist das eine Erklärung für eine literarische Blütezeit? Die Erklärung der tschechischen Blütezeit führte zum genauen Gegenteil: die gelungene Selbstbehauptung und der Aufschwung in der jungen Republik. Jedenfalls kann man bei jedem deutsch schreibenden Prager Autor erkennen, auf welche Weise er aus diesem Legitimationsdefizit seinen Ausweg suchte: Der assimilierte Westjude Franz Kafka, der sich nach der Welt der frommen Ostjuden sehnte, ohne doch ihre Frömmigkeit erreichen zu

können; Franz Werfel, der ein Leben lang vom Katholizismus angezogen wurde, wunderbare katholische Romane schrieb wie den über Bernadette und Lourdes, und der sich doch nicht von seinem Judentum trennen konnte; Max Brod, Felix Weltsch, Hugo Bergmann, die überzeugten Zionisten, die eben Zionisten waren und nicht fromme Juden, so dass sie auf andere Weise das Legitimationsdefizit zu überwinden suchten – Brod etwa durch seine Schrift *Heidentum, Judentum, Christentum*, indem er sein Judentum zu begründen suchte; Felix Weltsch, der sich nach der Flucht aus Prag nach Palästina in seiner Schrift *Sinn und Leid* den Sinn des Leids zu deuten anstrebte; schließlich Hugo Bergmann, der zunächst von der Anthroposophie Rudolf Steiners beeindruckt war, dann später, als er schon in Jerusalem lebte, nach Indien zu Sri Aurobindo fuhr, einem indischen Guru. Es gab auch andere Auswege: Egon Erwin Kisch wurde Kommunist und schien so einen Halt gefunden zu haben, sein Bruder Paul Kisch, Klassenkamerad Kafkas, suchte dasselbe Ziel auf andere Weise: er ließ sich taufen und wurde Deutsch-Nationaler. Das ist nichts typisch Jüdisches. Auch die Christen lebten in einer Zeit des Übergangs und suchten nach einem Halt: Brecht im egalitären Kommunismus, Benn im elitären Nationalismus, um nur zwei Beispiele zu nennen.

Rainer Maria Rilke (1875–1926) scheint eine Ausnahme. Er ist Katholik, er wuchs zweisprachig in Prag auf, aber nicht deutsch-tschechisch, sondern deutsch-französisch, denn seine Mutter sprach mit ihm französisch; Tschechisch sprach er auch, Russisch lernte er bald, Italienisch und Dänisch. Er verehrte tschechische Schriftsteller, mit denen er als junger Mann korrespondierte. Sein früher Gedichtband *Larenopfer* ist den Hausgöttern seiner Heimatstadt Prag gewidmet: Seine Verehrung für die Tschechen kommt darin zum Ausdruck, seine Wertschätzung der Juden. Das zeigt ihn als einen Europäer, den sein Weg von Prag hinwegführte: nach Berlin und München, nach Russland, Italien, Frankreich, in die Schweiz. Er verehrte Tolstoi, assistierte Rodin, übersetzte englische Lyrik und schrieb französische Gedichte. Vielleicht ist in keinem seiner Poeten der europäische Charakter Prags, der tschechischen Hauptstadt im Herzen Europas, so schön zum Ausdruck gekommen wie in diesem.

In der Sympathie für die Tschechen hat er freilich Gemeinsamkeit mit den Prager jüdischen Kollegen, die ihm folgten. Die Generation von Franz Kafka und Max Brod hat sich wie keine vorher für die tschechische Kultur interessiert und sich mit ihr auseinandergesetzt oder sich für sie eingesetzt. Rudolf Fuchs (1890–1942) übersetzte Gedichte von Petr Bezruč, Franz Werfel (1890–1945)

schrieb das Vorwort dazu. Otto Pick (1887–1940) war der andere wichtige Übersetzer tschechischer Poesie. Max Brod entdeckte Jaroslav Hašek's Schwejk für die Weltliteratur, er förderte den Komponisten Leoš Janáček und übersetzte dessen Libretti. So gab es ein erquickliches Zusammenleben in Masaryks Republik, die in den dreißiger Jahren die einzige Demokratie in Mittel- und Osteuropa war. Sie wurde vom Nationalsozialismus zerstört. Und mit ihr dieses Miteinander der drei Nationen in Prag.

Die Prager deutsche Literatur hat noch einmal einen großen deutschen Autor hervorgebracht, der in Deutschland merkwürdigerweise unbekannt ist: H. G. Adler (1910–1986), ein Überlebender, der wichtige Werke über Theresienstadt und Auschwitz schrieb, Sachbücher, Romane und Gedichte. Sein Buch *Eine Reise*, ein bedeutendes Dokument, ist dem anrührenden *Leben mit dem Stern* des Prager tschechischen Schriftstellers Jiří Weil (1900–1959) verwandt. So haben sich am Schluss noch einmal die Prager tschechischen und die Prager deutschen Juden getroffen: im Untergang.

EPILOG

Auf Max Brod's Schreibtisch in Tel Aviv lag das Prager Telefonbuch des Jahres 1938, manchmal mag er darin geblättert haben – in Erinnerung an seine geliebte Vaterstadt. Nach Eisligen, einem kleinen Ort im Württembergischen, hatte es den Joseph Mühlberger (1903–1985) verschlagen, einen katholischen Dichter aus den deutschen Randgebieten Böhmens – er stammte aus Trautenau/Trutnov – der einzige von dort, der mit den Prager deutschen Juden in Kontakt war, ein Freund Max Brod's. Er war der Sohn einer tschechischen Mutter und eines deutschen Vaters; mit seiner Zeitschrift „Wittiko“, die kurze Zeit in Karlsbad erschien, hatte er zur Vermittlung zwischen Tschechen und Deutschen beizutragen versucht.

Mühlberger und Brod waren nach dem Krieg zwei einsame Freunde, die Heimweh nach Böhmen hatten, sie stützten sich gegenseitig in Korrespondenz und Begegnung. Mühlberger besorgte Brod, der keine Möglichkeiten der Publikation im deutschsprachigen Raum mehr hatte, einen Verlag, den Bechtle-Verlag in Esslingen, der sein eigener war. Und Josef Mühlberger übersetzte tschechische Poesie unter dem Titel *Linde und Mohn* sowie die *Kleinseitner Geschichten* von Jan Neruda und *Die Großmutter* der unvergleichlichen Božena Němcová für die

deutschen Leser. Derart knüpfte er eine neue Verbindung zwischen Tschechen, Juden und Deutschen, die wir heute weiterführen dürfen.

**‘KAFKUJE I BRODZI, I WERFLUJE, I KISZUJE...’:
LITERATURA NIEMIECKA Z PRAGI**

Streszczenie

W tekście scharakteryzowano pokrótce powstającą na przełomie XIX i XX wieku praską literaturę niemiecką, której najwybitniejszymi przedstawicielami są Franz Kafka i Rainer Maria Rilke. O ile jednak Kafka pod wieloma względami stanowił wyjątek wśród pisarzy tzw. Kręgu Praskiego, o tyle Rilke, który w młodym wieku opuścił Pragę i – władając kilkoma językami, a jednocześnie dając wyraz swego szacunku wobec Czechów i Żydów – podróżował po wielu krajach, może uchodzić za ucieleśnienie europejskiego charakteru Pragi i Czechosłowacji pod rządami Tomáša Masaryka, kiedy to właśnie nastąpił nadzwyczajny rozkwit literatury tworzonej przez związanych z Pragą Żydów czeskich i niemieckich. Opisując ich losy, autor artykułu ukazuje twórczość tych pisarzy jako nieodłączną część literatury niemieckiej i austriackiej, zachowującą jednak zarazem swą własną specyfikę. Dowodzi w ten sposób, że niemieccy pisarze żydowscy z Pragi niewątpliwie przyczynili się do wielkiego rozkwitu literatury niemieckojęzycznej na początku XX wieku.

BARBARA WRÓBLEWSKA

Uniwersytet Szczeciński

**DIE ENTHALTSAME LIEBE
IN ADALBERT STIFTERS
*DIE MAPPE MEINES URGROSSVATERS***

Jahrzehntelang lebte Adalbert Stifter in dem Bewusstsein breiter Leserkreise vor allem als harmloser Idyllendichter und Autor eingehender Naturschilderungen. Erst seit ihn Thomas Mann einen „der merkwürdigsten, hintergründigsten, heimlich kühnsten und wunderlich packendsten Erzähler der Weltliteratur“¹ genannt hatte, begann man Stifter als einen Dichter zu entdecken, dem die Abgründe des Seelischen nicht unbekannt waren. Man merkte, dass sich hinter der oft einfachen, ja nahezu naiven Handlung seiner Erzählungen eine ganze Fülle von ungeahnter Verstrickungen und Unklarheiten des menschlichen Daseins verbirgt. Doch die Stifter'schen Gestalten restlos zu erfassen, macht Schwierigkeiten, denn so ausführlich und detailliert der Dichter die Natur schildert, so wortkarg erweist sich die Darstellung der emotionalen Sphäre seiner Helden. „Ausdruck durch Verschweigen“² nennt Wolfgang Matz diese vom Dichter bei Beschreibung innerer Zustände der Gestalten gern angewandte Erzähltechnik. Das Seelische wird hier verhüllt oder nur angedeutet, dessen Ergründung dem Leser überlassen. Eine solche auf Verschlüsselung des Inhalts beruhende Verfahrensweise kommt deutlich zum Vorschein im Bereich

¹ Thomas Mann: *Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans*. Frankfurt a. M. 1960, S. 99.

² Wolfgang Matz: *Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge*. München 2005, S. 241.

der Geschlechterliebe, die bei Stifter ein immer wiederkehrendes Thema seiner Dichtung darstellt. Nach Joachim Storck ist dieser Hang zur Verschleierung des Erotischen eine wirklichkeitsbedingte Notwendigkeit:

Das Zeitalter des Biedermeier oder des Vormärz [...] hatte in der Tat besonders viele Widerstände aufgebaut, mit denen die damals wie zu allen Zeiten sich kundtuende erotische Spannung zu rechnen hatte. [...] Nicht nur die erotische Praxis, sondern auch alles fiktive und gelehrte Schreiben hatte sich an diesen Widerständen zu messen oder innerhalb ihrer Grenzen einzurichten. Diese Wirkungen konnten einschränkend, aber auch verfeinernd sein. Unter repressiven Bedingungen liest man aufmerksamer, entschlüsselt sorgfältiger das Angedeutete, ergänzt das Ungesagte. Und man bemerkt, solchermassen sensibilisiert, daß bei Stifter am Ende doch mehr gesagt und enthalten ist, als ein nur oberflächlicher Blick zu enthüllen vermag.³

Sorgfältiges und zunehmendes Vermeiden jeder Direktheit und Spontaneität mag einen Grund auch in dem ambivalenten Verhältnis des Dichters zur Erotik haben. In der Gestaltung der Liebesproblematik zeichnet sich bei Stifter nämlich ein auffälliger Widerspruch ab. Einerseits wird die Liebe als Einheit von geistigem und sinnlichem Element, als Zusammenklang von Eros und Agape⁴ wahrgenommen, andererseits erfahren die Helden ihre erotischen Wünsche als etwas „Fremdes und Feindliches“⁵. Kein Wunder also, dass bei Stifter, der in seinem Privatleben selbst unter der unüberbrückbaren Kluft zwischen der Idealliebe und geschlechtlich orientierten Wirklichkeit gelitten hat, so viele Liebesbeziehungen erst durch sexuelle Enthaltung eine neue Dimension gewinnen. Und welcher Stellenwert in Stifters Dichtung der enthaltsamen Liebe zukommt, wird vornehmlich in seiner Lieblingsnovelle *Die Mappe meines Urgroßvaters* sichtbar.

Den Kern der Erzählung bildet die Lebensschilderung des jungen Arztes Augustinus, der nach abgeschlossenem Medizinstudium in seinen Heimatort zurückkommt, sich im Beruf etabliert und in der Tochter seines Nachbarn eine künftige Gattin gewinnt. Dem Erwerb persönlichen Glücks muss bei ihm allerdings noch ein langwieriger Prozess der sittlichen Selbstvervollkommnung vorausgehen. Als frisch gebackener Absolvent der Heilkunde lässt sich Augustinus

³ Joachim W. Storck: *Eros bei Stifter*. In: Hartmut Laufhütte u. Karl Möseneder (Hgg.): *Adalbert Stifter: Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk*. Tübingen 1996, S. 135–156, hier S. 137.

⁴ Kurt Fischer: *Die Pädagogik des Menschenmöglichen*. Linz 1962, S. 300.

⁵ Wolfgang Lukas: *Geschlechterrolle und Erzählerrolle*. In: *Adalbert Stifter: Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann*, S. 374–394, hier S. 384.

in einer Gegend nieder, deren Bewohner ärztliche Fürsorge nicht kennen. Sein Ziel ist von vornherein klar:

Ich kam nicht in die Gegend meiner Heimat zurück, um mich da zu bereichern, sondern um in all diesen Tälern [...] zu wirken und denen, die da leben, Wohltaten zu erweisen.⁶

Das Zutrauen, das die ungebildeten Waldbewohner Augustinus entgegenzubringen beginnen, verdankt der junge Arzt mehreren Umständen: seiner ländlichen Herkunft, dem Vermögen, mit jedem Menschen umzugehen, und vornehmlich seiner Bereitschaft, den Landsleuten nicht nur bei Krankheiten, sondern in allen anderen Angelegenheiten beizustehen:

Wenn ich Dank verdiene, so könnte es eher sein, weil ich auch zuweilen außer meinem ärztlichen Berufe mich bestrebe, den Leuten einiges Gute zu tun. (MU 253)

Unter so vielen Menschen, die den Doktor umgeben und bei denen er bald zu höchstem Ansehen kommt, empfindet Augustinus doch eigene geistige Verein-samung. Die Zugehörigkeit zu der dörflichen Gemeinde und deren Anerkennung bedeuten ihm zwar viel, bleiben jedoch ohne wesentlichen Einfluss auf seinen seelischen Werdegang. Der junge Arzt, der allen Dörflern jederzeit mit Ratschlägen und Anregungen zur Seite steht, braucht selbst jemand, mit dessen Hilfe er eine höhere Stufe in seiner Persönlichkeitsentwicklung erreichen könnte. Nach einigen Jahren leitet die Annäherung mit dem Obristen eine neue Etappe in dem Prozess der Individualitätsgestaltung des Doktors ein:

Es ist gut, daß dieser Mann gekommen sei, daß ich mit ihm reden könne, daß ich mit ihm umgehe und von ihm etwas lerne. (MU 255)

Das, was Augustinus an den sich häufenden Kontakten mit seinem alternden Nachbarn besonders hoch schätzt, ist die Möglichkeit eines regen Gedankenaustauschs:

⁶ Adalbert Stifter: *Die Mapped meines Urgroßvaters*. In: *Stifters Werke*. Berlin, Weimar 1988, Bd. 1, S. 190. Im Folgenden zitiert als MU mit der Seitenzahl.

Es ist eine wahre Freude für mich geworden, die Gespräche dieses Mannes anhören zu können, und es tat mir auch wohl, von dem, was ich dachte, was ich erforschte und was ich für die Zukunft vorhatte, zu ihm reden zu können. (MU 259)

Ausgefüllt werden die gemeinsam verbrachten Stunden mit Spaziergängen in der Umgebung, langen Gesprächen „von den verschiedensten Dingen der Welt“ (MU 270), dem Lesen von Büchern und Schriften „aus verschiedenen alten und merkwürdigen Zeiten“ sowie mit der Betrachtung der Kunstwerke, deren „Vollkommenheiten“ der Doktor erst durch die Bekanntschaft mit dem Obristen zu empfinden lernt.

Die Seelenverwandtschaft, die Augustinus mit der schönen Tochter des Nachbarn allmählich zu verbinden beginnt, erweckt zum Leben seine tief schlummernden erotischen Bedürfnisse. Nicht zufällig nimmt er die Aufnahme und Intensivierung der Beziehung mit Margarita als Ende der einfachen und schuldlosen Zeit und Anbruch einer glückseligen wahr (vgl. MU 287). Auffallend ist jedoch, dass dem Liebesgeständnis der Helden kein Versuch einer körperlichen Annäherung folgt. Im Umgang der beiden Partner miteinander herrscht nach Wolfgang Lukas weitgehende Tendenz zur „radikalen Entsexualisierung“⁷ ihres Verhaltens vor. Gelehrt und gelernt wird vor allem in dieser Beziehung. Der Doktor vermittelt der Frau die Namen der Pflanzen und Gesteine, die sie sich einprägt, um sie dann vor dem Geliebten fehlerlos herzusagen. Ihrerseits führt Margarita den Doktor in die ihm wenig vertraute Welt der Kunst ein. Der einzige körperliche Kontakt beschränkt sich auf das Handhalten, auch wird nach der Liebeserklärung die gegenseitige Zuneigung kein einziges Mal thematisiert:

Wenn andere eine Neigung zueinander haben, suchen sie dieselbe zu verheimlichen, wir aber taten dieses nicht, sagten aber auch nichts und lebten so miteinander fort. Wir haben auch zu uns selber nichts mehr von unserer Zuneigung gesagt, seit jenem Abende, wo wir im Eichenhage einander vertrauten, daß wir uns sehr lieben. Ich hatte nicht den Mut, sie von dem Obristen zu meinem Weibe zu begehren – es kam mir auch vor, daß es noch nicht Zeit sei. (MU 286)

Doch dann meldet sich bei dem Doktor ganz unerwartet „eine gefährliche Instabilität des Herzens“⁸ zu Wort. Für eine markante Ankündigung der inneren Zer-

⁷ Lukas: *Geschlechterrolle und Erzählerrolle*, S. 375.

⁸ Rudolf Wildbolz: *Adalbert Stifter. Langeweile und Faszination*. Stuttgart 1976, S. 64.

brechlichkeit Augustinus' hält Mathias Mayer die Begegnung des Arztes mit Irrlichtern.⁹ Auf einer seiner Wanderungen beschließt nämlich der Doktor, in der tiefen Nacht nach Hause zurückkommend, auf das aus dem Zimmer des Obristen lockend glänzende Licht zuzugehen und dem Nachbarn einen Besuch abzustatten. Von einem Irrlicht getäuscht, verirrt er sich bald und es dauert lange Zeit, bis er den richtigen Weg wieder findet. Nach Hans Dietrich Irmischer besteht ein enger Zusammenhang zwischen der inneren Verfassung der Stifter'schen Helden und deren räumlichem Verhalten.¹⁰ Das Abkommen vom richtigen Weg und Herumirren auf unfreundlichem Boden suggerieren den Mangel an innerer Ausgewogenheit der handelnden Personen sowie deren Verstrickung in Ichbezogenheit. In diesem Augenblick des „Orientierungsverlustes“¹¹ sieht Peter Schönborn dagegen eine Art der Kraftprobe. Das ursprüngliche Vorhaben Augustinus', das Haus des Obristen und dessen Tochter zu erreichen, soll gescheitert sein, weil der Doktor mit seinen Gedanken bei einer anderen Frau war:

[...] auch konnte ich mich nicht entsinnen, daß ich meines Weges genau geachtet hätte, da ich auf eine Kranke dachte, die mir sehr an dem Herzen lag. (MU 267)

Und auch einige Zeit später denkt er „an das Fieber der Maria Hartens“, das ihm „stets in dem Sinne und in dem Herzen war“ (MU 269). Das Irrlicht symbolisiere daher die Versuchung der sinnlichen Vergnügungen, denen der Doktor allerdings standzuhalten vermag:

[...] duckte das Lichtlein einmal ganz leicht nieder und war verschwunden. Es kam auch gar nicht wieder zum Vorscheine. (MU 269)

Als die wahren Lichter aus dem Haus des Obristen „recht klar, recht vernehmlich und recht freundlich“ (MU 269) erscheinen, sei Augustinus' innerer Kampf zu Ende. Der Doktor überwindet die Anfechtungen der auf Sinnengenuss beruhenden Liebe und wendet sich definitiv dem aufrichtigen, auf Charakterstärke aufbauenden Gefühl zu.¹²

⁹ Vgl. Mathias Mayer: *Adalbert Stifter: Erzählen als Erkennen*. Stuttgart 2001, S. 101.

¹⁰ Vgl. Hans Dietrich Irmischer: *Adalbert Stifter. Wirklichkeitserfahrung und gegenständliche Darstellung*. München 1971, S. 182.

¹¹ Ebd., S. 181.

¹² Vgl. Peter Schoenborn: *Adalbert Stifter. Sein Leben und Werk*. Bern 1992, S. 317.

Das Glück des Arztes, mit Margarita eine stabile Ehe einzugehen, erweist sich jedoch bald angesichts seines Eifersuchtsanfalls als zerbrechlich. Als Margaritas Vetter sich für einige Tage bei dem Obristen aufhält, vermutet Augustinus in dem jungen Mann einen Rivalen, dem das Mädchen nicht abgeneigt scheint. Beim Anblick des vermeintlichen Liebespaares kommt es bei dem Doktor zu einer unerwarteten und heftigen Reaktion. Zunächst befallen ihn ungerechtfertigte Minderwertigkeitsgefühle und eine Identitätskrise setzt ein:

Mir stürzten die bitteren Tränen aus den Augen – – wer bin ich denn – was bin ich denn? – – ich bin nichts – gar nichts. (MU 288)

Das unsägliche innerliche Leid ruft bei ihm anschließend unkontrollierte Aggressionsausbrüche hervor:

Ich wollte nun gar nicht zu ihnen hinabgehen, sondern ich nahm meinen Stock, den ich in die Gräser niedergelegt hatte, und zerschlug mit demselben alle Steinbrechen, die in der Tat noch nicht blühten, daß der Ort wild und wüst war. Dann stieg ich rückwärts an dem Felsen wieder hinab, [...] ich stieg so schnell hinab, daß ich mir die Hände blutig riß. (MU 289)

Den seelischen Zustand des Helden widerspiegelt die ihn umgebende Natur: „dürre Stämme, [...] wilde Steine, [...] die finstere Gesellschaft der Tannen“ (MU 289) und hoch darüber „der einzige schwermütige Himmel“. Von Zorn geblendet, verschmutzt und mit blutbefleckten Händen erscheint der Doktor vor der Geliebten und provoziert eine Auseinandersetzung, in der er sich allerdings nur auf mechanisches Wiederholen seiner Anklage: „Margarita, Ihr liebt mich gar nicht!“ (MU 291) beschränkt. Weder ist Augustinus im Stande, rationale Argumente für seine Anschuldigung vorzubringen, noch um seine Geliebte zu kämpfen. Vielmehr ist diese Eifersuchtsszene „Ausdruck einer Unfähigkeit zum Rivalisieren und einer Abtretung der Partnerin an den Rivalen sowie eines latent vorhandenen [...] männlichen Selbstwertproblems“¹³. Das Vertrauen, das Margarita in den Doktor setzte, wird erschüttert, was sie zur Auflösung der Bindung veranlasst. Die hartnäckige Unnachgiebigkeit, mit der die Frau dann auf jeden Versuch Augustinus' reagiert, sie von ihrer Entscheidung abzubringen, bewirkt, dass der Mann „endlich sehr heftig und dringend wurde“ (MU 295). Seine

¹³ Lukas: *Geschlechterrolle und Erzählerrolle*, S. 386.

Triebhaftigkeit befremdet die Frau, die „vor dem harten Felsen der Gewalttat“ (MU 298) zurückweicht, aber auch den Doktor selbst:

Ach, ich bin ja sonst nicht so zornig – es ist meine Art nicht so. Ein Rückfall in meine Kindheit mußte es sein, wo mich, wie der Vater sagte, meine früh verstorbene Mutter verweichlichte, daß ich oft, wenn mir ein Hindernis entgegenkam, mich zu Boden warf und tobte. (MU 290)

Stürmische und maßlose Leidenschaft trübt ihm jeden klaren Blick in die Welt:

Und da war es, wo eine solche Vergessenheit aller Dinge des Himmels und der Erde über mich kam!! [...] Es war nun alles gleich. Ich wollte die Dinge der Welt zerreißen, vernichten, strafen. (MU 295)

Rachedgedanken steigen in ihm auf: „[...] sie sollte es nur sehen, daß [...] ich sie strafe, das falsche, wankelmütige Herz [...]“ (MU 154). In dem Freitod glaubt Augustinus einen Ausweg gefunden zu haben. Dem Böses ahnenden Obristen gelingt es jedoch im letzten Augenblick, den Selbstmord zu vereiteln und dem Doktor die Frevelhaftigkeit seines Verhaltens bewusst zu machen:

Es ist eine sehr lasterhafte Tat gewesen, die ich habe begehen gewollt, und sie hat meine Seele tief erschreckt. – Ich habe sonst meine Geschäfte ruhig getan und weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, daß ein solcher Gedanke in meinem Haupte entstehen konnte. (MU 295)

Das Bewusstsein seines sündhaften Vorhabens versetzt den Doktor in den Zustand einer tiefen seelischen Bedrückung. Schwermut, in der er seit dem gescheiterten Selbstmordversuch versunken lebt, erweist sich jedoch als eine notwendige Voraussetzung für die Wendung der bedrängten Seele zum Heil.

Das ist immer so, [...] daß aus dem harten Steine Zorn der weiche Funken Wehmut kömmt. So fängt Gott die Heilung an. (MU 161)

Die beruhigenden und Trost spendenden Worte des Obristen werden dem von innerlichem Schmerz niedergedrückten Arzt zum richtigen „Ansporn des Lebens“¹⁴:

¹⁴ Mayer: *Adalbert Stifter*, S. 104.

Lasset nun die Zeit fließen, und es werden Hüllen nach Hüllen darauf kommen. Die Seele hat einen Schreck erhalten und wird sich ermannen. (MU 161)

Mit Hilfe der göttlichen Gnade soll der Doktor die schändliche Tat überwinden und in Zukunft „weiser und stärker“ (MU 153) werden. Um den Prozess der „Selbsterziehung“¹⁵ zu kontrollieren, legt der Doktor ein feierliches Versprechen ab, seine Erfahrungen in einem Tagebuch aufzuzeichnen, und verpflichtet sich, die versiegelten Eintragungen aufzubewahren und sie nach Ablauf einiger Jahre wieder zu lesen. Der Zeitabstand nämlich, der zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem liegt, lässt ihn dann mit nüchternem Blick sein „personales Werden“¹⁶ betrachten. „In der Aufzeichnung der augenblicklichen Situation“, so Rudolf Wildbolz, „wird Subjektives mittels Sprache objektiviert und dem Zeitstrom entrissen.“¹⁷ Die Regelmäßigkeit, mit der das Niedergeschriebene aufgehoben und dann gelesen wird, „erzwingt im Vergegenwärtigungsprozess der Lektüre Reflexion des gelebten Lebens und damit geklärte Erfahrung, und zwar diejenige der eigenen, eben erst noch gegenwärtigen Existenz, konstituiert die Möglichkeit der Selbstkorrektur“¹⁸. Bevor sich die Abkehr von der Ichbezogenheit und der Übergang zur Selbstvervollkommnung vollziehen können, muss bei dem Doktor zuerst der Hang zur Leidenschaftlichkeit bewältigt werden. Da Augustinus' Ungebärdigkeit lediglich in der Relation mit Margarita in Erscheinung trat, beschließt der Arzt, sich in Zukunft jedes Recht auf Weib und Kinder abzuerkennen:

Weil es von heute an gewiß ist, daß ich mir kein Weib antrauen und keine Kinder haben werde [...]. (MU 153)

Die Enthaltung von sinnlichen Freuden wird als Sühne für seine frühere „traurige Begebenheit“ (MU 152) geleistet. Nur in der sich selbst auferlegten und streng gehaltenen Enthaltbarkeit kann anschließend bei dem Helden die Transformation seines Inneren einsetzen. Dabei geht es – so Wolfgang Lukas – um Herausbildung einer neuen „Verhaltensnorm der Sanftmut“¹⁹, deren Mangel bei

¹⁵ Theodor Rutt: *Adalbert Stifter. Der Erzieher*. Wuppertal 1970, S. 130.

¹⁶ Ebd., S. 155.

¹⁷ Wildbolz: *Adalbert Stifter*, S. 64.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Lukas: *Geschlechterrolle und Erzählerrolle*, S. 375.

Augustinus die Eifersuchtsszene ans Tageslicht holte. Wie ein Vorwurf lauten Margaritas Worte: „Ich habe geglaubt, daß Ihr sehr gut und sehr sanft seid.“ (MU 297) Andererseits stellen sie für den Mann eine Herausforderung dar, diese „privilegiert weibliche Eigenschaft“²⁰ anzustreben. Und erst dann, wenn die erotische Natur des Doktors zugunsten der sanftmütigen gebändigt wird, gilt seine „irritable Subjektivität“²¹ als überwunden. Ein erstes Zeichen des Abgehens von dem leidenschaftlichen Überschwang kündigt sich in dem Geständnis des Doktors an, in dem er die Schuld an der Verfehlung nicht mehr der Frau, sondern sich selbst aufbürdet:

[...] alles ist aus – – und sie, gerade sie hat mir so große Schmerzen gemacht; aber es ist nicht sie, ich erkenne es jetzt wohl, sondern ich, ich allein. (MU 287)

Verzicht auf Realisierung des sexuellen Begehrens lenkt die Aufmerksamkeit des Helden auf die ihn umgebende Wirklichkeit:

So will ich denn nun Tal ob Pirling, dachte ich, über dem der traurige Himmel ist, ausbauen und verschönern, hier will ich machen, was meinem Herzen wohltut, hier will ich machen, was meinen Augen gefällt – die Dinge, die ich herstelle, sollen mich gleichsam lieben. (MU 305)

Auf keinen Fall geht hier der Schmerz der Trennung und Einsamkeit in lähmende Passivität über. Im Gegenteil: Er löst bei dem Doktor Kräfte aus, die ihn zu gewissenhafterer Pflichterfüllung und tatkräftigem Wirken für die Mitmenschen mobilisieren:

Auch mit Menschen ist es mir anders geworden. Es sind mir die Augen aufgegangen, daß viele um mich wohnen, die ich zu beachten habe. Ich bin mit diesem und jenem zusammen gekommen, ich habe dieses und jenes geredet, habe Rat gegeben und empfangen und habe von den Schicksalen der Welt erfahren: wie sie hier leben, wie sie dort leben, wie sie hier Freude haben und dort leiden und hoffen. (MU 308)

Seine Arbeit betrachtet Augustinus jetzt als eine Berufung, die ihm „die Gottheit gegeben hatte“ (MU 302). Will er allerdings den Anforderungen dieser Begna-

²⁰ Ebd.

²¹ Wildbolz: *Adalbert Stifter*, S. 64.

dung gerecht werden, so müssen seine erworbenen beruflichen Kenntnisse eine ständige Verbesserung erfahren. Und das gerät nur dann gut, wenn der Doktor ausreichend Eifer in sich findet, um in die Gesetze der Natur eindringen und deren Wesen begreifen zu können:

Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was sie verlangen und was sie verweigern, man muß in der steten Anschauung der kleinsten Sachen erkennen, wie sie sind, und ihnen zu Willen sein. [...] Ich will sehr eifrig in den Büchern lesen und das lernen, was sie enthalten – und ich will hinter dem Hirsche, hinter dem Hunde hergehen und zusehen, wie sie es machen, daß sie genesen. Die Kräuter der Berge kenne ich; jetzt will ich auch die anderen Dinge ansehen und will die Krankheiten betrachten, was sie sprechen, was sie zu uns sagen und was sie heischen. (MU 302)

Der Heilungsprozess lässt Augustinus erkennen, dass der Mensch nur durch die Aufgabe seiner selbstischen Haltung die Prinzipien der kosmischen, göttlichen und sittlichen Ordnung zu erfassen vermag. Wer der Gesetzmäßigkeit der Welt innewird, kann sein individuelles Leid bezwingen, ohne zum Missetäter zu entarten²²:

Und groß und schreckhaft herrlich muß das Ziel sein, weil dein unaussprechbar Wehe, dein unersättlich großer Schmerz nichts darinnen ist, gar nichts – oder ein winzig Schrittlein vorwärts in der Vollendung der Dinge. (MU 152)

Der Läuterung des Charakters, die sich bei dem Helden in entsagungsvoller Resignation vollzieht, folgt die Sublimierung seines Liebesgefühls. Die leere Stelle nach dem Verlust der Geliebten bleibt unbesetzt, aber die physische Einsamkeit des Doktors wird dann durch die Erhebung der heiligen Margarita zur 'Schutzherrin' des Hauses und durch die Aufstellung ihres Bildnisses in einem zur Hauskapelle eingerichteten Wohnraum wesentlich abgeschwächt. Nicht zufällig trägt die Schutzpatronin den gleichen Namen wie die verlorene Partnerin. In dem Kult der Heiligen wahrt Augustinus' Liebe zu Margarita ihre Kontinuität. Zugleich evolviert das frühere triebhafte Gefühl zu einer reinen und jeder Sinnlichkeit beraubten Verehrung. Als nach dreijähriger Trennung der Doktor die Frau wieder trifft, wagt er sie kaum anzufassen:

²² Vgl. Konrad Steffen: *Adalbert Stifter. Deutungen*. Basel, Stuttgart 1955, S. 87.

Ich setzte mich ein wenig weiter weg und gab acht, daß ich an ihrem Gewande nicht streife. (MU 328)

Auch umarmt er sie später so, „wie man eine Schwester nach langem Entferntsein begrüßt“ (MU 337). In dieser geduldig getragenen Selbstentäußerung erlangt Augustinus endlich das ersehnte Glück. Mit den Worten:

O verzeiht Ihr mir nur [...], daß ich so gewesen bin – einziger, lieber Freund meiner Jugend – o ich weiß es schon, und der Vater hat es gesagt, was Ihr für ein herrlicher Mann geworden seid (MU 336)

erkennt Margarita die innere Veredelung des Doktors und willigt erneut in die Heirat ein.

Die Erfahrung der enhaltsamen Liebe wird in der *Mappe* nicht nur dem Doktor, sondern auch dessen geistigem Vater, dem sanftmütigen Obristen, zuteil. Wegen seiner Güte und Barmherzigkeit im Alter gerühmt, gilt doch der Obrist in der Jugendzeit als „Spieler, Raufer, Verschwender“ (MU 164). Vom Vater enterbt, zieht er in die weite Welt hinaus, um dort sein Glück zu versuchen. Seine überhöhte Eigenliebe weckt bei ihm ein heftiges Verlangen nach Heldentaten, doch statt dem Kriegsdienst gibt er sich mit größter Leidenschaft der Glücksspielerei hin. Das beträchtliche Vermögen, das er in kurzer Zeit erwirbt, verteilt er aber eines Tages an Arme, um nicht als „Lumpe [...], der vom Pariser Strolchengolde lebe“ (MU 166) geschmäht zu werden. In seinem Heimatland angekommen, kehrt er den Bestrebungen „jener kindischen Zeit“ (MU 168) den Rücken, fügt sich der hierarchischen Ordnung der Armee und beginnt „aus Ehrsucht“ vom untersten Grad auf zu dienen. Trotz der sich selbst auferlegten Disziplin lässt seine schwärmerische Natur immer wieder etwas von sich hören:

[...] ich war ausschweifend in Haß und Freundesliebe [...]. Seht nur, oft habe ich gemeint, ich müsse alle Sterne an mich herunterziehen und alle Weltteile auf dem Finger tragen. (MU 168)

Der Betrug einer Geliebten beraubt ihn jeder nüchternen Überlegung, so dass er in erster Verzweiflung sich das Leben nehmen will. Im letzten Augenblick wird der Selbstmordversuch von einem Untergebenen vereitelt. Doch Lustbarkeiten, mit denen er sich danach seine Freizeit vertreibt, bringen ihm nicht die erwartete

Beruhigung. Unüberwindliche Schwermut hebt allmählich an, sich seiner Seele zu bemächtigen.

Ich war in den Jahren über dreißig, und die Sachen begannen eine Wendung zu nehmen. [...] ich war manche Nacht, wenn die öde Luft durch den Himmel strich, traurig über die Welt und traurig über alle Dinge. (MU 169)

Unversehens kommt ihm ein alter Kriegsmann zu Hilfe, der die Führung eines Tagebuches als geeignetes Heilmittel gegen allerlei Kümernisse anpreist. Die Entscheidung, alle Begebenheiten, Gedanken und Vorsätze aufzuschreiben, stellt im bisherigen Entwicklungsprozess des Obristen einen grundsätzlichen Wendepunkt dar:

[...] denn ich glaube, daß ich schier alles, was ich geworden, durch dieses Mittel geworden bin. (MU 170)

Sein Charakter festigt sich, seine Ansichten werden im Laufe der Zeit immer reifer:

Ich lernte nach und nach das Gute von dem Gepriesenen unterscheiden und das Heißerstrebe von dem Gewordenen. [...] Ich fing mit der Zeit auch an, im Leben auszuüben, was ich im Geiste denken gelernt hatte. (MU 171)

Frühere Verwegenheit und jugendliches Ungestüm werden abgelegt, stattdessen erscheint Sanftmut als neue, erwünschte Verhaltensnorm.

Kurz nach dem Abschied vom Heer lässt sich der Obrist in einem schönen Tal nieder und gründet eine Familie. Zur Lebensgefährtin wählt er eine Frau, die, mehrere Jahre unter Strenge der Verwandten leidend, den Geschmack der Liebe nie kennen lernte und anfänglich nur mit Misstrauen auf Gewogenheit ihres Gatten reagiert. Als „verzagende Braut“ (MU 173) steht sie an ihrem Vermählungstag unter ihren Angehörigen und sucht in den Augen des Bräutigams nach einem Beweis seiner Treuherzigkeit. Ihre tiefen seelischen Wunden machen sie unfähig, seinen Kuss zu Beginn des neuen Lebensabschnitts zu erwidern, deswegen beschließt der Obrist, von der Ratlosigkeit der Frau gerührt, sie zu ehren und zu schonen. Der äußerst taktvolle und zärtliche Umgang mit der Neuvermählten bedeutet für den Mann auch Verzicht auf jeden Versuch sexueller Annäherung.

Ich rührte nun ihre Hand nicht an, ich ließ sie in dem Hause gehen und lebte wie ein Bruder neben ihr. (MU 173)

Langsam wird das durch Erniedrigungen und Verachtung gestörte Gefühlsleben der Frau wieder aufgebaut. Die ihr erwiesene Ehrfurcht und Verehrung bewirkt bald,

dass die Pflanze des Vertrauens wuchs, – und daneben auch noch eine andere – [...] und so ging ihr die Seele verloren, bis sie sonst nirgends war als in mir (MU 174).

Voller Demut und Hingabe folgt sie ihrem Mann in die Liebe, um mit ihm, dem biblischen Spruch gemäß, ein Fleisch zu werden:

Oft war es mir, als sei ihr Leib meiner, als sei ihr Herz und ihr Blut das meinige und als sei sie mir statt aller Wesen in der Welt. (MU 173)

Der Zeitverlauf vermag nichts an dem Verhalten der Frau zu ändern, die nach wie vor „demütig wie eine Braut und aufmerksam wie eine Magd“ (MU 174) ist, doch dieses Wesen – so Joachim Müller – muss zwangsläufig zu ihrem Schicksal werden.²³

Der Stimme seiner noch nicht ganz überwundenen schwärmerischen Natur folgend, unternimmt der Obrist weite Wanderungen, auf denen ihn auch seine Frau begleitet. Wildheit und Unzugänglichkeit der seinen Wohnsitz umgebenden hohen Schneeberge schrecken den Mann nicht ab. Im Gegenteil: „Alles dieses zu durchforschen, lockte mich die Lust [...]“ (MU 174) Diesen unstillbaren Drang des Obristen in immer höher gelegene Gebiete büßt seine Frau auf einer Wanderung mit eigenem Leben. Auf dem Rückweg nach Hause verirren sich die Ehegatten und gelangen an den Rand einer tiefen Kluft, die sich nur auf einer Holzriesen überbrücken lässt. Somit ist das Schicksal der Frau besiegelt: „Es musste wohl so sein, damit sich alles erfüllte“ (MU 175). Kurz vor dem Ziel stürzt sie in stiller Aufopferung – wahrscheinlich, um ihren Mann nicht in Gefahr zu bringen, – in den Abgrund. Der Tod der Frau hat den Obristen schwer getroffen.

Wie viele Afterdinge, dachte ich, wird die Welt nun noch auf meine Augen laden, nur sie allein, sie allein nicht mehr. (MU 180)

²³ Vgl. Joachim Müller: *Adalbert Stifter. Weltbild und Dichtung*. Halle an der Saale 1956, S. 130.

Doch diese seelische Ohnmacht, in der der Obrist mit Gott hadert, dauert nicht lange. Allmählich begreift er die Nichtigkeit des menschlichen Lebens der Allmacht der Natur gegenüber:

Dann schien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das sie im Herbst angebaut hatten, die Bäche rannen durch die Täler hinaus – nur daß sie allein dahin war, wie der Verlust einer goldenen Mücke. (MU 181)

Seine bisherige Haltung, Mittelpunkt der Welt zu sein, gibt der Mann auf und fügt sich in stiller Ergebung dem Willen Gottes:

[...] ich habe mir damals eingebildet, Gott brauche einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden: deshalb mußte sie sterben. (MU 181)

Stifter weiß, dass nur das aufrichtige, unselbstische Gefühl der Ehegatten den Tod eines der Partner zu überwinden vermag. Am 12. Juni 1856 schreibt er an Gustav Heckenast:

Wer in der Gattin nur seine eigene Lust besaß, nicht sie, bei dem ist es freilich anders, der hat kein Bild der Verstorbenen, und kann nichts Besseres tun, als sich sehr bald eine neue Gattin anzuschaffen.²⁴

Triumph der geistigen Liebe über den Reiz körperlicher Neigungen bewirkt, dass der Obrist bewusst dem Trost in einer anderen Beziehung entsagt. Verzicht auf das Sinnliche lenkt den Reifungsprozess des Helden in eine neue Richtung ein. Das Wesen seiner Frau soll jetzt das seine werden: „[...] ich wolle so gut werden wie sie, und wolle tun, wie sie täte, wenn sie noch lebte“ (MU 181). Endgültigen Abschied von seiner leidenschaftlichen Natur versinnbildlicht der Umzug des Obristen in eine Gegend, wo

ein schöner ursprünglicher Wald da ist, in dem man viel schaffen und richten kann, [...] weil eine Natur, die man zu Freundlicherem zügeln und zähmen kann, das Schönste ist, das es auf Erden gibt. (MU 182)

Jede Triebhaftigkeit fällt von dem Mann unwiederbringlich ab. Seine Aufmerksamkeit gilt jetzt der Erziehung der kleinen Tochter und Kultivierung des

²⁴ Adalbert Stifter: *Briefe*. Zürich 1947, S. 251.

Bodens. Langsam lernt der Obrist um anderer willen zu leben und sein Selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu realisieren. Die höchste irdische Bestimmung – Menschwerdung des Menschen – erfüllt sich auch bei ihm in dem aktiven Dienst am Mitmenschen.

Es lässt sich nicht übersehen, dass der Verzicht auf körperliche Annäherung in dem Liebesentwurf der *Mappe* zu nahezu obsessiver Neigung geworden ist. Dieser Hang zur Enthaltung vom Liebesgenuss findet allerdings in Stifters Konzeption des Sittlichschönen seine Erklärung. Nur wer die Leidenschaften zu bändigen vermag, dem sind die Kräfte gegeben, mit denen er das rechte Verhältnis zur Wirklichkeit findet und sein Leben meistert. Die Bezähmung eigener Triebhaftigkeit löst den Helden nämlich von der Verstrickung in Ichbefangenheit und ebnet ihm somit den Weg zur sittlichen Vervollkommnung.

WSTRZEMIĘŻLIWA MIŁOŚĆ W OPOWIADANIU ADALBERTA STIFTERA *DIE MAPPE MEINES URGROSSVATERS*

Streszczenie

W utworach Adalberta Stiftera miłość obecna jest stale, jednak autor wyraźnie oddziela ją od zmysłowej namiętności, określając tę ostatnią mianem moralnego samobójstwa. Stąd też wręcz obsesyjna skłonność pisarza do konstruowania związków miłosnych, w których partnerzy skutecznie odsuwają od siebie wszelką tęsknotę za erotycznym spełnieniem. W swoim ulubionym opowiadaniu *Die Mappe meines Urgroßvaters* Stifter wyraźnie pokazuje, jak rezygnacja z miłosnego zbliżenia determinuje losy bohaterów i jaką rolę odgrywa w ich życiu. Wstrzemięźliwość seksualna wspomaga tu działania bohaterów mające na celu oczyszczenie się z winy, jaką niesie ze sobą uleganie afektom. Jest rodzajem pokuty, dzięki której pokonują oni swój egoizm, zamykający ich w ciasnym świecie własnych obsesyjnych pragnień. Wreszcie poprzez rezygnację z fizycznego obcowania bohaterowie dojrzewają duchowo i odnajdują prawdziwy sens łączącego ich uczucia oraz wzajemnej przynależności.

DOROTA SOŚNICKA

Uniwersytet Szczeciński

**DER SCHWEIZER LITERATURNOBELPREISTRÄGER
CARL SPITTELER
– EIN EPIGONE ODER BAHNBRECHER
DER MODERNEN ERZÄHLKUNST
IN DER DEUTSCHSCHWEIZER LITERATUR?**

Spricht man von der Deutschschweizer Literatur des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, so werden insbesondere drei Namen von hervorragenden Schriftstellern genannt: Jeremias Gotthelf (1797–1854), Gottfried Keller (1819–1890) und Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898). Andere Autoren der Schweiz, die in dieser Zeit publizierten, gerieten in Vergessenheit, unter ihnen auch Carl Spitteler (1845–1924), der erste und bisher einzige Schweizer Autor, der mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde.¹ In der deutschsprachigen Literaturgeschichte wurde Spitteler als ein Einzelgänger und ein der Wirklichkeit entrückter Olympier abgestempelt, so dass sein Werk in Deutschland nur auf wenig Resonanz gestoßen ist. Indessen lohnt es sich sicherlich, diesen Schriftsteller der Vergessenheit zu entreißen und die Mythen und Vorurteile, die um sein Werk entstanden sind, abzubauen, um so mehr, als er – von der griechischen Mythologie sowie von Arthur Schopenhauer inspiriert – nicht nur den Versuch unternommen hatte, die große epische Form wiederzubeleben, sondern

¹ Den literarischen Nobelpreis für das Jahr 1946 erhielt als Vertreter der Schweiz auch der in Deutschland geborene Hermann Hesse (1877–1962), für den die Schweiz 1919 zu seiner Wahlheimat wurde und der 1923 zum zweiten Mal die Schweizer Staatsbürgerschaft erhielt, nachdem er sie 1890 als staatlicher Schüler in Göttingen abgeben musste.

auch selber mit seinen Werken ebenso Friedrich Nietzsche wie auch Carl Gustav Jung und Sigmund Freud anregte. Seine Prosatexte, die nicht selten stilistisch dem Werk Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers nahe stehen, gehen gleichzeitig über den Rahmen des realistischen Erzählens hinaus und weisen Elemente auf, die für die europäische Moderne durchaus charakteristisch sind. Hinzu kommt seine umfangreiche Publizistik, in der er – ähnlich wie in manchen seiner Prosatexte – eine scharfe Kritik am schweizerischen ‘Seldwylergeist’ übte. Angesichts seines so verschiedene Genres und Stile verknüpfenden Werkes stellt sich somit die Frage, ob in Carl Spitteler ein Epigone der klassischen Literatur zu sehen ist, dessen Idee, ein großes Menschheitsepos zu schaffen, den Idealen der europäischen Moderne zuwiderlief, oder doch der eigentliche Bahnbrecher und Begründer der modernen Erzählkunst in der Schweizer Literatur, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von der realistischen Poetik und der Trivialliteratur geprägt war.

Wenigstens bis zum Jahre 1914 war Spitteler kaum bekannt; sein Werk galt eher als ein Geheimtipp für einen kleinen Kreis eingeweihter, rückwärts-gewandter Idealisten, die in der Zeit fortschreitender Technisierung und Industrialisierung sowie beginnender Massenkultur in ihm eine Symbolfigur der formal strengen, traditionsverpflichteten und idealistischen Dichtung sahen. So gefeiert wurde Spitteler insbesondere von seinem langjährigen Freund und Vertrauten Joseph Viktor Widmann (1842–1911), dem Schweizer Schriftsteller und Redakteur der Berner Tageszeitung „Der Bund“, der in der schweizerischen und österreichischen Presse unermüdlich dafür plädierte, in Spittelers Alexandrinerepos *Olympischer Frühling* (1900–1905) ein künstlerisches Phänomen höchsten Ranges, ja, geradezu ein epochales literarisches Ereignis zu würdigen. Eine begeisterte Aufnahme beim deutschen kunstbeflissenen Bildungsbürgertum verdankte Spitteler zugleich dem österreichischen Musiker und Schriftsteller, Felix Weingartner (1863–1942), der als einer der ersten eine enthusiastische Arbeit über seine Werke veröffentlichte. In seiner Schrift *Carl Spitteler: Ein künstlerisches Erlebnis* (1904) hat er u. a. dem Wunsch Ausdruck verliehen, dass des Schweizers Epen „Geheimschriften bleiben für Auserwählte, die sich in stillen, weltenfernen Stunden erbauen mögen“². Gleichzeitig stellte er fest, dass „ihr tatsächliches Populärwerden eine höhere Kultur voraussetzte, als sich das

² Felix Weingartner: *Carl Spitteler: Ein künstlerisches Erlebnis*. München 1904. Zit. nach: Roger Scharpf: *Carl Spitteler (1845–1924) und die Anfänge der modernen Erzählkunst in der Schweiz*. Bern u. a. 1999, S. 16.

menschliche Geschlecht bisher erringen konnte“, womit er jene Legende begründete, die seitdem schon immer Spittelers Texte begleiten sollte, einer kritischen Auseinandersetzung mit ihnen von vornherein im Wege stehend. Eine derartige hymnische und kritiklose Bewunderung für die Werke Spittelers führte schließlich dazu, dass er 1912 für den literarischen Nobelpreis vorgeschlagen wurde. Die Schwedische Akademie lobte damals seine durch „wunderbare Zartheit“³ überzeugende Lyrik und ergreifende Prosa, insbesondere aber sein Hauptwerk, das umfangreiche mystisch-symbolische Epos *Olympischer Frühling*, mit dem der Autor „ein vollständig neues mythologisches System geschaffen“⁴ habe. Gleichzeitig bemängelte man aber, dass über den Epen des Schweizer eine „unleugbare Unklarheit“ ruhe und dass sie daher dem durchschnittlichen Leser nicht zugänglich seien. Aufgrund der kritischen Stimmen wurde also Spittelers Auszeichnung mit dem literarischen Nobelpreis zunächst abgelehnt. Zwei Jahre später war die Schwedische Akademie zwar durchaus bereit, den bedeutenden Preis an den Schweizer Epiker zu verleihen, letztendlich jedoch beschloss sie, im Kriegsjahr keinen literarischen Nobelpreis zu vergeben. In den Jahren 1915 und 1917 wurde schon der Autor des vielgelobten Epos *Olympischer Frühling* heftig angegriffen, und zwar aufgrund seiner berühmten Antikriegsrede *Unser Schweizer Standpunkt*⁵, die er am 14. Dezember 1914 vor der Sektion Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft⁶ gehalten hatte.

Dies war die einzige politische Rede Carl Spittelers, der bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs politische Auftritte jeder Art gemieden hatte und erst auf die Bitten besorgter Mitbürger beschloss, aus seiner Einsamkeit hervorzutreten und die Schweizer hinsichtlich ihrer Haltung gegenüber den kriegsführen-

³ Zit. nach: Aldo Keel: *Literatur-Nobelpreis und seine Macher. Die Schwedische Akademie öffnet ihr Archiv*. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 80 vom 8.04.2002, S. 6.

⁴ Ebd.

⁵ Carl Spitteler: *Unser Schweizer Standpunkt*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Hg. im Auftrag der Schweizer Eidgenossenschaft v. Gottfried Bohnenblust, Wilhelm Philipp Etter, Wilhelm Altwegg u. Robert Faesi. Bd. 8. Zürich 1947, S. 577–594. Zur Wirkung und Bewertung dieser Rede vgl. u. a. Werner Lauber: *Unser Schweizer Standpunkt*. In: Spitteler: *Gesammelte Werke*. Bd. 10/2: *Geleitband 2*. Zürich 1958, S. 509–517.

⁶ Die Neue Helvetische Gesellschaft wurde einige Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs gegründet – mit dem Ziel, die geistigen Werte der Schweiz und Lösungen wichtiger landesbezogener Fragen zu fördern sowie eine verantwortungsbewusste, durch gemeinsamen Geist und Willen getragene Zusammengehörigkeit der Schweizer zu ermöglichen. Vgl. Johann Ulrich Schlegel: *Carl Spitteler, oder kann man gleichzeitig Europäer und Schweizer sein?* In: Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur. Rundbrief 151. Verfügbar über: <http://www.stab-ch.org/index.php?page=rundbrief-151> (Zugriff am 10.09.2008).

den Mächten wachzurütteln. In dieser Rede, die noch im selben Monat von der „Neuen Zürcher Zeitung“ im Wortlaut veröffentlicht und bald in französischer, italienischer und rätoromanischer Übersetzung verbreitet wurde, erscheint der Schriftsteller als ein überzeugter Demokrat, der im Namen des Friedens und der Freiheit, der Republik und Demokratie, sich an seine Landsleute wandte, um ihnen das nach seiner Meinung inmitten des Weltkriegs einzig mögliche Projekt eines ‘Schweizer Standpunktes’ darzulegen. Angesichts der Meinungsverschiedenheiten zwischen der deutschen und der romanischen Schweiz warnte also Spitteler vor Parteinahme für oder gegen Frankreich und Deutschland, was die Eidgenossenschaft von innen zu zerreißen drohte. Stattdessen entwarf er das Bild einer Willensnation, die ein einig Volk von Brüdern sein sollte, und verlangte im Hinblick auf das Kriegsgeschehen Zurückhaltung im Sinne der Neutralität. Er warnte die Schweizer auch davor, sich nur mit dem Schicksal ihrer großen Nachbarn zu identifizieren und die anderen Völker durch die Verzerrungen der deutschen Kriegspresse zu beurteilen. In diesem Zusammenhang verwies der Weltbürger Spitteler u. a. darauf, dass der deutsche Angriff auf Belgien in der Schweiz kaum wahrgenommen wurde. Anhand mehrerer Beispiele ermahnte also Spitteler seine Landsleute dazu, allen Nationen gegenüber aufgeschlossen und gerecht zu sein und die Welt aufgeklärt zu betrachten. Vor allem aber legte er ihnen ans Herz, sich keineswegs einzubilden, besser als die anderen zu sein und ihnen als Vorbild dienen zu können. Abschließend appellierte er also an die Schweizer, im blutigen Kriegsgeschehen mit „Bescheidenheit“ die „richtige“ – d. h. neutrale – „Haltung zu bewahren“⁷.

Diese Rede Spittelers, die angesichts des Weltkriegs die vielschichtigen innen- und außenpolitischen Konflikte des Landes zum Verschwinden bringen sollte und die später zu den bedeutendsten politischen Reden in der Schweiz gezählt wurde, rief anfänglich in der Deutschschweiz vorsichtige Zurückhaltung und gar scharfe Ablehnung hervor, in der Romandie dagegen zahlreiche Sympathiebezeugungen. Auch im Ausland wurde sie unterschiedlich aufgenommen: Sie erntete Beifall unter den Völkern der Koalition gegen Deutschland, in Deutschland aber wurde Spittelers Ruf schlagartig zerstört, weil man nicht verstehen wollte, dass ein deutschschreibender Schriftsteller, den man doch selbstverständlich zur eigenen Kulturgemeinschaft rechnete, nun plötzlich einen ‘sonderbaren’ Schweizer Standpunkt vertrat, statt die deutsche Kultur und das deutsche Volk zu

⁷ Spitteler: *Unser Schweizer Standpunkt*, S. 594.

unterstützen. Spittelers für die Deutschen befremdende schweizerische Haltung rief also heftige Empörung hervor, die in einer der größten Münchner Tageszeitungen auf den Punkt gebracht wurde:

Die Kunst dieses deutsch schreibenden und im Herzen verwelschten Herrn mag aber so hoch stehen als sie wolle – sie geht uns fürder nichts mehr an!⁸

In dessen Folge wurden Spittelers Texte in Deutschland nicht mehr veröffentlicht und nicht mehr gelesen, und man strich ihn sogar aus der Literaturgeschichte. Selbst sein erster Anhänger und öffentlicher Verehrer, der Musiker Felix Weingartner, veröffentlichte einen offenen Brief, in dem er bekundete, dass er zwar weiterhin Spittelers Epen bewundere, dass „jedoch der Verfasser seines Werkes unwürdig sei; nicht er habe es geschrieben, sondern ein Gott, der in ihn gefahren sei, ein deutscher Gott natürlich“⁹. Spitteler sollte darauf mit Humor reagiert haben, indem er antwortete:

Es sei immerhin erstaunlich, dass dieser deutsche Gott nicht in einen Hindenburg gefahren sei, sondern in einen Schweizer, der Französisch, Russisch und Englisch spreche und diese Sprachen schätze.¹⁰

Die durchaus negative öffentliche Meinung in Deutschland wirkte sich auch auf die Mitglieder des Nobelpreiskomitees aus, die 1915 und 1917 die Kandidatur Spittelers für den Literaturnobelpreis ablehnten, weil „sein politisches Verhalten in Deutschland und Österreich größten Anstoß erregt habe. Es unterliege keinem Zweifel“ – so lautete die Erklärung – „dass seine Wahl, solange der Krieg noch andauert, in diesen Ländern ein höchst peinliches Aufsehen erregen und Missverständnisse vielfältiger Art hervorrufen würde.“¹¹ Doch 1920 trug offenbar gerade diese berühmte Antikriegsrede Spittelers endgültig dazu bei, dass der Literaturnobelpreis rückwirkend für das Jahr 1919 an ihn verliehen wurde. Dabei konnte die Schwedische Akademie auf ihre Begründung aus dem Jahre

⁸ Zit. nach: Schlegel: *Carl Spitteler, oder kann man gleichzeitig Europäer und Schweizer sein?*

⁹ Zit. nach: Eberhard Fromm: *Carl Spitteler: Prometheus der Dulder. Die deutschsprachigen Literaturnobelpreisträger (5)*. In: Berliner LeseZeichen, Ausgabe 10/00 (c) Edition Luisenstadt, 2000. Verfügbar über: <http://www.berlin-lesezeichen.de> (Zugriff am 10.09.2008).

¹⁰ Zit. nach: ebd.

¹¹ Zit. nach: Keel: *Literatur-Nobelpreis und seine Macher*, S. 6.

1914 zurückgreifen und diese jetzt mit der berühmten Rede in Zusammenhang bringen:

Der Dichter erhebt sich, sowohl in der Form wie im Inhalt, über die Gegensätze der Zeit, er zeigt sich sozusagen neutral gegenüber all ihren verbitterten und sinnlosen Kämpfen.¹²

Wie es nun aber endgültig in der Begründung hieß, vergab die Schwedische Akademie den Literaturnobelpreis an Carl Spitteler „im besonderen Hinblick auf sein mächtiges Epos *Olympischer Frühling*“¹³, in dem der Dichter in 5 Teilen, 33 Gesängen und rund 20.000 Alexandrinerversen¹⁴ auf höchst eigenwillige Weise griechische, indische und christliche Vorstellungen mit Reflexionen über die moderne technische Welt vereinigte und die zahlreichen mythologischen Figuren und Handlungsstränge in die eigene Erlebniswelt transportierte. In diesem Versepos, in dem sich Spitteler seinen unverwechselbaren, Pathos mit Ironie und Stilisierung mit realistischer Detailliebe verknüpfenden Stil erarbeitete, wird zwar geschildert, wie die griechischen Götter aus einem langen Schlaf erwachen und sich zum Olymp begeben, um dort nach zahlreichen Auseinandersetzungen und Intrigen ihre Herrschaft über die Menschenwelt zu errichten, doch dem Leser wird recht schnell klar, dass den eigentlichen Rahmen des Erzählten nicht die mythologische Welt bildet, sondern die schweizerische Heimat des Autors. In der Verleihungsrede für den Nobelpreis deutete somit Harald Hjärne Spittelers Menschheitsepos wie folgt:

Spitteler ahmt niemanden nach [...]. Hinter Spittelers Mythologie verbirgt sich ein ganz persönlicher innerer Kampf, und sie ist der Ausdruck eines Lebensgefühls, das er sich im Laufe seiner eigenen Entwicklung erwarb. Er hat auf diese überlieferte dichterische Form zurückgegriffen, um im Bereich der Phantasie das menschliche Mühen, Hoffen und Verzweifeln widerzuspiegeln und Schicksale in ihrem erbitterten Freiheitskampf gegenüber der herrschenden Gewalt zu zeichnen.¹⁵

¹² Zit. nach: Fromm: *Carl Spitteler: Prometheus der Dulder*.

¹³ Zit. nach: ebd.

¹⁴ Vgl. Carl Spitteler: *Olympischer Frühling* (1900–1905). In: Carl Spitteler: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Zürich 1945. In der endgültigen Fassung lauten die Überschriften der 5 Bücher: „Die Auffahrt“, „Hera, die Braut“, „Die hohe Zeit“, „Der hohen Zeit Ende“ und „Zeus“.

¹⁵ *Verleihungsrede von Dr. Harald Hjärne anlässlich der feierlichen Überreichung des Nobelpreises für Literatur des Jahres 1919 an Carl Spitteler am 1. Juni 1920*. In: Carl Spitteler:

Obwohl aber manche Bewunderer den Autor des *Olympischen Frühling* neben Homer, Dante und Ariost¹⁶ setzten, gab es im Nobelpreiskomitee auch kritische Stimmen, indem man Spittelers „leblose Abstraktionen und Allegorien“¹⁷ beklagte oder ihm einen hölzernen Stil, plumpen Humor und unbeholfenen Aufbau des Riesenwerkes vorwarf. Seine Auszeichnung mit dem Literaturnobelpreis verdankte der Schweizer Dichter zweifelsohne hauptsächlich den Aktivitäten des französischen Schriftstellers und transnationalen Pazifisten Romain Rolland (1866–1944), dem Nobelpreisträger von 1915, der schon während des Ersten Weltkriegs zu seinem Erstaunen feststellen musste, dass Carl Spitteler in Deutschland kaum bekannt war. Er selber war indes – wie er in seinen Tagebüchern *Das Gewissen Europas* (1917) notierte –

höchst verwundert über die Größe seines Geistes und seiner Kunst. Das ist in der Welt der Lebenden die ursprünglichste und kraftvollste Quelle, der ich in der Literatur begegnet bin.¹⁸

Auch in der Hommage *Carl Spitteler in Memoriam*¹⁹, die anlässlich des Todes des Schweizer Dichters am 29. Dezember 1924 gleich im folgenden Jahr herausgebracht wurde, stellte Rolland fest, dass Spitteler nicht nur der größte Schweizer Schriftsteller gewesen sei, sondern nach Goethe überhaupt der größte deutschsprachige Dichter und nach Miltons Tod der einzige Meister der epischen Form. Diese hymnische Bewertung des Schweizer Autors steht jedoch in krassem Gegensatz zu seinem Bekanntheitsgrad. Denn auch bei seinen Landsleuten ist Spitteler bis heute weniger als Schriftsteller bekannt als vor allem – ironischerweise – als der Autor seiner einzigen und doch so berühmten politischen Rede aus dem Jahre 1914.

Diese paradoxe Situation ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in der Schweiz eine rege Diskussion über

„Prometheus der Dulder“ und „Imago“. Nobelpreis für Literatur Nr. 19. Zürich o. J., S. 15–20, hier S. 18 f.

¹⁶ Vgl. *Kleine Geschichte der Zuerkennung des Nobelpreises an Carl Spitteler von Dr. Kjell Strömberg, ehemaligem Kulturattaché an der Schwedischen Botschaft in Paris*. In: Spitteler: „Prometheus der Dulder“ und „Imago“, S. 7–14, hier S. 9.

¹⁷ Zit. nach: Keel: *Literatur-Nobelpreis und seine Macher*, S. 6.

¹⁸ Zit. nach: Fromm: *Carl Spitteler: Prometheus der Dulder*.

¹⁹ *Carl Spitteler in Memoriam*. Jena 1925.

die Bewertung des Schaffens von Carl Spitteler begann.²⁰ Neben Gottfried Keller wurde er zu den hervorragendsten Gestalten der Schweizer Literatur gezählt, zu einem „nur seiner inneren Stimme gehorchenden heroischen Künstler“²¹ stilisiert und sogar zum dichterischen „Messias“²² erklärt, dessen Werke manche „zu quasi göttlichen Botschaften“ erhoben haben. Eine derartige „hymnische und urteilslose Begeisterung“²³ für Carl Spitteler nahm kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs noch zu, als nämlich in der Schweiz das Programm der ‘Geistigen Landesverteidigung’ proklamiert wurde. Diese Konzeption, die 1939 Gesetzeskraft erlangte und „mit der die vom deutschen und italienischen Faschismus ausgehende Propaganda und Demagogie abgewehrt und die Schweizer motiviert werden sollten, im Kriegsfall ihr Land zu verteidigen“²⁴, benötigte freilich einer nationalen Identifikationsfigur, welche den schweizerischen Selbstbehauptungs- und Neutralitätswillen inmitten des vom Krieg beherrschten Europas bekräftigen könnte. Wer eignete sich besser dazu als der einzige Schweizer Literaturnobelpreisträger und in ganz Europa anerkannte Intellektuelle, der 1914 – in einem Moment der höchsten Bedrohung des Landes – für seinen Zusammenhalt und seine Neutralität eingetreten war? Die Erklärung Spittelers zu der Rolle des „Retter[s] der Schweiz und Vater[s] des schweizerischen Neutralitätsgedankens“²⁵, ja, zu einer „Art Säulenheiliger der Neutralität“, hatte jedoch offensichtlich eher negative als positive Auswirkungen auf die Rezeption seiner Werke in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Denn nach 1945 – nach der ersten und letzten Ausgabe seiner *Gesammelten Werke* zu seinem 100. Geburtstag – geriet Spittelers Schaffen leider recht schnell in Vergessenheit.

Betrachtet man das Werk Carl Spittelers gebührend, so ist zunächst hervorzuheben, dass er bereits als Gymnasiast den Entschluss gefasst hatte, Schriftsteller zu werden. Einen großen Einfluss auf sein späteres Schaffen hatten seine

²⁰ Zum Verlauf dieser Diskussion vgl. den Forschungsbericht in: Scharpf: *Carl Spitteler (1845–1924) und die Anfänge der modernen Erzählkunst in der Schweiz*, S. 13–68.

²¹ Ebd., S. 25.

²² Ebd., S. 17.

²³ Thomas Roffler: *Carl Spitteler – eine literarische Feststellung*. Jena 1926. Zit. nach: ebd., S. 33.

²⁴ Klaus-Dieter Schult, in: *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Klaus Pezold. Red. Hannelore Prosche. Berlin 1991, S. 77.

²⁵ Rede am 14.12.1914 von Carl Spitteler „Unser Schweizer Standpunkt“. In: EMSER CHRONIK – Die Online-Zeitung aus Hohenems. Verfügbar über: <http://www.emserchronik.at/Einzelansicht.44+M5992af75b95.0.html> (Zugriff am 8.09.2008).

Lehrer am Pädagogium in Basel: der Germanistikprofessor Wilhelm Wackernagel, der seinem Schüler ein gründliches Rhetorikwissen vermittelt hatte, sowie insbesondere sein Geschichtslehrer Jacob Burckhardt, der den Sechzehnjährigen zu einem Verzicht auf das Verfassen von Dramen überredet haben sollte und ihn gleichzeitig auf die italienische Renaissance-Epik aufmerksam machte, hauptsächlich auf den *Rasenden Roland (Orlando furioso, 1516–1532)* von Ludovico Ariosto. So sollte Spitteler bereits als Gymnasiast beschlossen haben, ein modernes, der Zeit angepasstes Epos zu schaffen. Dieser Entschluss führte jedoch zu einem schweren Konflikt mit dem Vater, der als ein hochgestellter Beamter und späterer Unternehmer den Wunsch hegte, aus seinem Sohn einen gut ausgebildeten Juristen zu machen. Daher begann Spitteler 1863 mit einem Jurastudium in Basel, das er aber schon nach einem Jahr abbrach; er trennte sich von seiner Familie und nahm schließlich ein Theologiestudium in Zürich auf, das er in Heidelberg und Basel fortsetzte. Von den philosophischen Schriften Burckhardts und Schopenhauers weltanschaulich geprägt, betrachtete sich jedoch Spitteler als einen Atheisten und 'Antitheologen'²⁶, so dass er nach abgeschlossenem Studium die ihm zugewiesene Pfarrstelle ablehnte und als Privatlehrer in der Familie eines finnischen Generals nach Sankt Petersburg ging, von wo er Kontakte zu finnischen und baltischen Adelskreisen in Russland und Finnland anknüpfte und auch mehrmals Deutschland und Belgien besuchte – das slawische und finnisch-nordische Lokalkolorit fing er später in manchen seiner Erzählungen ein.

In Russland verfasste Spitteler sein erstes Epos *Prometheus und Epimetheus*, zu dessen Leitmotiv er das Recht des Einzelnen zur Selbstbestimmung unabhängig von den gesellschaftlichen Normen und Gesetzen machte. In die Schweiz kehrte er erst nach dem Tod des Vaters 1879 zurück und gab hier 1881 sein Epos unter dem Pseudonym Carl Felix Tandem heraus. Seine großen Hoffnungen, die er an dieses Werk knüpfte, wurden jedoch enttäuscht: Die Veröffentlichung blieb weitestgehend unbeachtet, auch wenn sich Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und sogar Friedrich Nietzsche von Spittelers Debütwerk beeindruckt zeigten. Übrigens blieb der Schweizer Schriftsteller mit dem deutschen Philosophen eine Zeitlang in einem losen Briefkontakt, obgleich er eine eher distanzierte Haltung zu Nietzsches Schaffen einnahm. Mehr schätzte er die Arbeiten Burckhardts und Schopenhauers, wovon nicht nur seine großen Werke, sondern auch seine philosophischen Abhandlungen *Würde des Men-*

²⁶ Vgl. Fromm: *Carl Spitteler: Prometheus der Dulder*.

schen (1862) und *Unphilosophische Gedanken* (1910/11) zeugen. Als jedoch die Schwester Nietzsches, Elisabeth Förster-Nietzsche, in ihrem Aufsatz *Nietzsche und die Kritik* die Behauptung aufstellte, Spitteler sei entscheidend von Nietzsche beeinflusst worden, fühlte sich der Schweizer Autor genötigt, sich mit dem in den „Süddeutschen Monatsheften“ publizierten Artikel *Meine Beziehungen zu Nietzsche* (1908) an die Öffentlichkeit zu wenden. Hier antwortete er vor allem auf den Vorwurf einer Abhängigkeit seines Erstlings von Nietzsches *Also sprach Zarathustra* (1883), welcher nach einer nächsten Veröffentlichung von *Prometheus und Epimetheus* (1881/82)²⁷ erhoben wurde. Diesen Vorwurf widerlegte er, indem er u. a. darauf verwies, dass sein Epos viel früher entstanden war und bereits zwei Jahre vor dem Erscheinen des berühmten Werkes des deutschen Philosophen herausgebracht wurde.

In seinem zweibändigen, in rhythmisierender Prosa verfassten Epos *Prometheus und Epimetheus* mit dem Untertitel *Ein Gleichnis* füllte Spitteler den antiken Mythos mit modernem Sinngehalt und verknüpfte ihn zugleich mit griechischen, biblischen und orientalischen Vorstellungen von der Seele und dem Verhältnis des Menschen zum Guten und zum Bösen. Im Mittelpunkt des Werkes stehen als absolut herausragende Gestalten die beiden Brüder, wobei sich Prometheus gleich am Anfang an Epimetheus wendet, den Eid abzulegen, nicht wie ‘die Vielen’ zu werden und in absoluter Einsamkeit zu verharren. Als der Engel Gottes von Prometheus verlangt, seine auf Individualismus pochende Seele gegen ein der Gesellschaft dienendes Gewissen einzutauschen, lehnt er es ab und wird daher von dem Engel Gottes und dessen Freundin Doxa verbannt. Nach einer Begegnung mit seiner ‘Göttin Seele’, die ihm als „ein Weib von überirdischer Gestalt“²⁸ erscheint, geht er in ein fremdes Land und verdingt sich dort als Bauernknecht. Epimetheus dagegen willigt in den Tausch ein, heiratet Pandora und

²⁷ Das Epos *Prometheus und Epimetheus* wurde nach der Erstausgabe 1881/82 noch sechs Mal aufgelegt: den Ausgaben von 1906 und 1911 folgten bis zum Jahre 1923 vier weitere; 1931 erschien das Epos in englischer und 1940 in französischer Übersetzung. 1924 veröffentlichte Spitteler eine Umarbeitung seines Erstlings unter dem Titel *Prometheus der Dulder*, in der die Handlung straffer und übersichtlicher gestaltet wurde und der Autor ein größeres Gewicht darauf legte, Prometheus als ein nur aus sich selbst schöpfendes und selbstverantwortetes Individuum erscheinen zu lassen. Zugleich hat der Autor seinem Werk die Form eines jambischen Alexandriners verliehen. Auf die „z. T. verblüffenden Motivähnlichkeiten“ zwischen Spittelers und Nietzsches Werk, wobei vieles dafür spricht, dass Nietzsche vor der Veröffentlichung seines Werkes das Epos von Spitteler kannte, verweist u. a. Philipp Theison in *Totalität des Mangels. Carl Spitteler und die Geburt des modernen Epos aus der Anschauung*. Würzburg 2001, S. 95.

²⁸ Carl Spitteler: *Prometheus und Epimetheus*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 1. Zürich 1945, S. 28.

wird zum König ernannt, doch der Verlust des Seelenglaubens führt dazu, dass er zwischen dem Guten und dem Bösen, dem Wertvollen und Wertlosen nicht mehr zu unterscheiden vermag. So erkennt er weder den Wert der Gabe, die Pandora den Menschen bringt, um das irdische Leid zu mildern, noch kann er die ihm anvertrauten Gotteskinder – Mythos, Hiero und Messias – vor Behemoth, dem Repräsentanten des Bösen, schützen. Erst der zu Hilfe gerufene Prometheus besiegt Behemoth und dessen Diener Leviathan, dem es inzwischen gelungen ist, Mythos und Hiero zu töten. Prometheus rettet den Messias, doch wiederholt lehnt er es ab, König zu werden. Er verzichtet auf irdische Ehren, versöhnt sich mit seinem Bruder und zieht zusammen mit ihm in die Einsamkeit zurück.

In seinem Epos behandelt somit Spitteler den Gegensatz zwischen Außen-seiter und Masse, zwischen dem autonomen Individualisten, der sich keinem menschlichen Gewissen unterwerfend nur seine Seele und seine Überzeugung gelten lässt, und jenem durchschnittlichen Menschentyp, der sich nach der öffentlichen Meinung richtet. In modellhafter Stilisierung veranschaulicht er hier also zwei entgegengesetzte Lebenshaltungen und zwei unterschiedliche Wertesysteme: Prometheus wird zur Personifizierung der geistigen, inneren Welt und der Eigengesetzlichkeit, Epimetheus dagegen verkörpert die materielle Welt und die Beachtung von gesellschaftlichen Konventionen. Gleichzeitig werden sie zu Repräsentanten von zwei unterschiedlichen Schaffensmodellen, zu denen sich der Autor auch in seinen *Ästhetischen Schriften* äußerte: Epimetheus repräsentiert jene Schriftsteller, die nach Anerkennung und Ruhm streben, so dass sie sich immer dem Publikumsgeschmack anzupassen suchen – von Spitteler werden sie als „literarischer Pöbel“²⁹ bezeichnet –, Prometheus dagegen den „literarischen Adel“, d. h. Künstler, die imstande sind, das Nicht-Verstandenwerden auszuhalten, und die trotz fehlender gesellschaftlicher Akzeptanz sich selbst und den eigenen Idealen treu bleiben, so dass sie eben deswegen epochale Werke zu schaffen vermögen.

Der größte künstlerische Wert des Erstlingswerkes von Carl Spitteler liegt zweifelsohne in dem hohen „Grad an Anschaulichkeit“³⁰, die trotz des abstrakten Gehalts durch eine ungewöhnliche und auch von Keller gerühmte „Bildhaftigkeit der Ausdrucksweise“ entsteht. Dadurch, dass sich in dem Epos um mytho-

²⁹ Carl Spitteler: *Ästhetische Schriften*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 7. Zürich 1947, S. 51.

³⁰ Dominik Müller in: *Schweizer Literaturgeschichte*. Hg. v. Peter Rusterholz u. Andreas Solbach. Stuttgart, Weimar 2007, S. 149.

logische Helden handelt und sich alles in einer märchenhaften Welt abspielt, wo Engel und Teufel agieren und Tiere und Pflanzen sprechen können, ist der Leser um so mehr geneigt, das Dargestellte allegorisch aufzufassen – als ein Bild tief verborgener innerer Prozesse. Schon mit seinem Erstlingswerk zielte also Spitteler offensichtlich darauf, mit den geltenden literarischen Gepflogenheiten zu brechen, denn stilistisch lag das Werk abseits der allgemeinen Strömung des bürgerlichen bzw. poetischen Realismus. Indem er ein Werk vorlegte, das den Konflikt zwischen zwei entgegengesetzten Weltanschauungen schildert, stellte er sich in eine radikale Opposition zur Gesellschaft seiner Epoche, die ihre Idole in Wissenschaft und technischem Fortschritt erblickte, und wurde zum führenden Vertreter der antikonformistischen Haltung, die übrigens gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Ideal vieler europäischer Künstler und Intellektueller wurde. In einer Zeit, in der man nach neuer Kunst und neuer Moral, nach neuen Idealen und dem ‘Neuen Menschen’ verlangte, kreierte also Spitteler das Bild eines schöpferischen und autonomen, selbstverantworteten und innengeleiteten Individualisten, so dass sein Freund, Josef Victor Widmann, nach der Lektüre von *Prometheus und Epimetheus* in Spitteler den Schöpfer einer neuen Religion zu erblicken glaubte. Auch der Autor selbst legte als zentralen Gehalt seines Werkes den „Konflikt und Sieg zwischen der neuen Gottheit und dem historisch Heiligen“³¹ dar.

Das Epos stieß zwar bei den Zeitgenossen des Dichters auf kein besonderes Interesse, wurde jedoch zu einer wichtigen Inspirationsquelle für die um die Jahrhundertwende sich herausbildende Psychoanalyse, insbesondere für Carl Gustav Jung, der den Reichtum der darin enthaltenen Gedanken und Anregungen lobte. In seinen berühmten *Psychologischen Typen* (1921) stützte er sich auf das Epos Spittelers, um den Gegensatz zwischen dem extravertierten und dem introvertierten Menschentyp darzulegen, d. h. zwischen einem der ‘Seele’ – also der Beziehung zum Unbewussten – und einem der ‘Persona’ – also der Beziehung zur Außenwelt – verpflichteten Ich.³² Auch der 1906 veröffentlichte Roman Spittelers *Imago* hatte einen großen Einfluss auf die Herausbildung der psychoanalytischen Theorie von Sigmund Freud und Carl Gustav Jung. Es wäre jedoch ein Fehler, in Spitteler einen von der Psychoanalyse inspirierten Autor zu sehen, der gegenüber er eine durchaus skeptische Haltung einnahm. Die von

³¹ Spitteler an Gottfried Keller im Brief vom November 1881. Zit. nach: Theison: *Totalität des Mangels*, S. 97.

³² Vgl. Carl Gustav Jung: *Psychologische Typen*. Zürich 1921, S. 227–361.

der Psychoanalyse übernommene Beschreibung psychischer Prozesse verdankte der Schweizer Schriftsteller vielmehr eigenen Erlebnissen und Überlegungen, wovon eben sein stark autobiographisch geprägter Roman *Imago* zeugen kann. In diesem Roman beschreibt der Autor – bisweilen durchaus ironisch und humorvoll – die Geschichte seiner jugendlichen, imaginierten Liebe zu seiner Cousine Ellen Vetter-Brodbeck, doch gleichzeitig diskutiert er die Beziehung von Kunst und Leben sowie die Opposition Künstler – Gesellschaft. Den Roman kommentierte er selber mit folgenden Worten:

Für meine Lebensgeschichte, also für meine Biographen wird es das allerwichtigste Dokument sein. Ich erscheine in allen meinen Werken verhüllt und maskiert, hier zeige ich meiner Seele kleinste Faser.³³

Dieses Bekenntnis des Autors ist insofern aufschlussreich, als in dem Roman – in deutlicher Anknüpfung an das Epos *Prometheus und Epimetheus* und dessen Symbolik – tatsächlich die Wiedergabe des Innenlebens des Romanprotagonisten Viktor dominiert. Meistens wird Viktor in imaginierten Gesprächen mit seiner ‘Phantasie’ und seiner ‘Vernunft’, mit seinem ‘Herzen’ und seiner ‘Strengen Frau Seele’ gezeigt, oder mit seinem Körper, den er „kameradschaftlich Konrad zu nennen“³⁴ pflegt. Fast ununterbrochen führt Viktor einen ‘Seelendialog’, doch parallel dazu werden seine unterschiedlichen psychischen Reaktionen geschildert, wobei die einzelnen Aspekte seiner Innerlichkeit ihre eigene Stimme erhalten, so dass Bewusstes und Unbewusstes in einen (inneren) Dialog miteinander treten. Bisweilen unternimmt sogar Viktor „einen Rundgang durch die Arche Noah seiner Seele, vom obersten Stock bis in die Kellergewölbe des Unbewußten“ (I 314), um seine tiefsten Gedanken und die verborgenen Wünsche vor sich selbst zu enthüllen. Auf diese – bisweilen auch humoristische Weise – deckt also der Autor die komplizierte Struktur der menschlichen Psyche auf und zeigt zugleich den unaufhörlichen inneren Konflikt eines sehr sensiblen, künstlerisch veranlagten Menschen zwischen seiner Einbildungskraft und seinem Intellekt, zwischen seinen Empfindungen und seinen Trieben sowie den Einfluss seines Unterbewusstseins auf sein Handeln und Verhalten.

³³ Zit. nach: Fromm: *Carl Spitteler: Prometheus der Dulder*.

³⁴ Carl Spitteler: *Imago*. In: ders.: „*Prometheus der Dulder*“ und „*Imago*“, S. 227–372, hier S. 242. Im Folgenden zitiert als I mit der Seitenzahl.

Im Roman sehen wir also Viktor, der „mit Pathos [...] geprägt und mit Größe gestempelt“ (I 252) nach längerer Abwesenheit im Ausland in sein Heimatstädtchen zurückkehrt, um hier gegenüber seiner untreuen Geliebten, Theuda Neukomm, die Rolle des ‘Richters’ zu spielen. Vor einigen Jahren hat er mit ihr ein paar gemeinsame Stunden verbracht, die er in seiner Erinnerung „Parusie“³⁵ (I 247) nennt, und obwohl für Theuda diese Begegnung kaum von Bedeutung war, machte Viktor aus ihr seine heimliche, geistige Geliebte. In seiner Phantasie erblickte er nämlich, wie seine ‘Strenge Herrin’ Theuda mit dem Namen ‘Imago’ taufte und dann im „Namen des Geistes, der da höher ist als die Ordnung der Natur, im Namen der Ewigkeit, die heiliger ist als das vergängliche Gesetz der Menschen“ die Beiden „als Braut und Bräutigam“ (I 252) miteinander verband. Seitdem wird Imago zu seiner treuen Begleiterin. Doch auf die Nachricht von Theudas Heirat mit einem Anderen erkrankt Imago, so dass Viktor in seine Heimat zurückkehrt, um hier seine untreue Geliebte zu zwingen, vor ihm die Augen aus Scham „niederzuschlagen“ (I 232). Theuda, die sich der Phantasien Viktors gar nicht bewusst ist, tut es natürlich nicht; hinzu kommt, dass sie ihn völlig ignoriert. Daher gibt er ihr – der „Verräterin der Parusie!“ und der „Vergifterin Imagos!“ (I 300) – den Namen „Pseuda, das heißt: die Falsche“ (I 255), und von Rachegefühlen geleitet – und bald auch von unglücklicher Liebe und körperlicher Begierde geplagt – sucht er stets ihre Gesellschaft, so dass er sogar an den von sich gehassten und verspotteten Zusammenkünften der kleinstädtischen ‘intellektuellen Elite’ teilnimmt, die hochtrabend ‘Idealia’ genannt werden. Schließlich muss aber Viktor resigniert zugeben: „Von den Fröschen wolltest du sie erlösen, und nun bist du selber der Frosch.“ (I 294) So – infolge des Verrats seiner hohen geistigen Ideale und der Erniedrigungen, die ihm Theuda und die Mitglieder der Idealia zufügen – erhöht sich sein „Gefühl zur Passion“ (I 346). Denn obwohl seine Vernunft ihn immer deutlicher erkennen lässt, dass Theuda, die sich verschiedenen philiströsen Neigungen und Beschäftigungen hingibt, seiner vergeistigten Liebe gar nicht würdig ist, so entwirft vor ihm seine Phantasie wunderschöne Bilder des gemeinsamen Glücks, und in seinen Träumen verrät ihm das Unterbewusstsein den wahren – erotischen – Charakter seiner Bestrebungen. In dieser Situation will Viktor nicht einmal auf die Warnungen seiner

³⁵ In der hellenistischen Philosophie bedeutet das Wort ‘Parusie’ das wirksame Gegenwärtigsein von Gottheiten und Herrschern und bei Platon die Anwesenheit bzw. Gegenwart der Ideen in den Dingen. (Vgl. Langenscheidt: *Griechisch-deutsches Wörterbuch Altgriechisch-Deutsch*. Hg. v. Hermann Menge, 42. verb. Aufl. Berlin 1985, S. 323 u. 330.)

Freundin, Frau Steinbach, hören, die seine Phantasien mit folgenden Worten kommentiert:

[...] was sind das für Sachen: ‘Theuda’, ‘Pseuda’, ‘Imago’, drei Personen mit einem einzigen Gesicht! Die eine existiert nicht, die andere ist tot, die dritte ist ‘nicht vorhanden’, und jene, die nicht existiert, ist krank! *Wenn nur das Herz nicht Mus macht!* [...] Schrecken aber erfaßt mich bei dem Gedanken, was Sie leiden werden, wenn Sie mit Ihrer schönen Phantasiewelt (verzeihen Sie einer Frau den Roman Ausdruck) an die harte Wirklichkeit stoßen (o weh, aber ich finde kein anderes Wort); [...] verlassen Sie so schnell wie möglich diesen gefährlichen Boden, und singen Sie Ihr herrliches Duett mit Imago weiter, aber in sicherer Ferne. Imago wird mit der Zeit genesen und ihre Stimme wiederfinden, darum ist mir nicht bange. (I 258f.)

Letztendlich erzielt dieser Rat seine Wirkung, so dass **Viktor** (sic!) die seiner Liebe unwürdige ‘Pseuda’ und das Städtchen verlässt und die traurige Wirklichkeit **besiegt**, indem er erneut in seinem Inneren seine treue und den höheren Idealen huldigende ‘Imago’ erschafft, d. h., ein aus seinem Unbewusstsein stammendes, verklärtes Bild der Geliebten.

Auf der Basis dieses Romans, in dem eine Frau in drei Gestalten erscheint – als Theuda, Pseuda und Imago –, hat Carl Gustav Jung das meist unbewusste Vorstellungsbild von einer für den Erlebenden wichtigen Person beschrieben, das auch nach der realen Begegnung mit dieser Person in der Psyche fortlebt und dabei die Wahrnehmung späterer Beziehungen entscheidend mitprägt. Dieses Vorstellungsbild nannte Jung in Anlehnung an Spittelers Roman eben ‘Imago’, was aus dem Lateinischen ‘das Bild’ bedeutet. Auf Jungs Vorschlag übernahm dann auch Sigmund Freud, der der ‘Phantasie’ ebenfalls eine entscheidende Rolle für die Konstitution der menschlichen Psyche zugeschrieben hat, den Romantitel für den Namen seiner „Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften“.

Als sich Carl Spitteler dazu entschied, seine unglückliche, jugendliche Liebe literarisch zu verarbeiten, war er sich zweifelsohne der Rolle der Imago in seinem Leben bewusst. Doch nach all den verflossenen Jahren war er auch schon imstande, sich selbst aus Distanz zu betrachten. In seinem Roman entwarf er also das (selbst-)ironische Bild eines ziemlich pathetischen und überempfindlichen Dichters, der zwar noch nichts geschrieben hat, doch von seiner Berufung, Großes und Überzeitliches zu schaffen, fest überzeugt ist. Viktor erscheint als

ein Mensch, der „sich schon seit unvordenklichen Zeiten in die Überzeugung eingelebt hatte, daß des Menschen Heil oder Unheil nicht von außen, sondern von innen kommt“ (I 355). Daher auch nimmt in Spittlers Roman die Darstellung von Viktors Psyche so viel Raum ein und daher wird sein Innenleben ausdrücklich thematisiert, so z. B. an jener Stelle, als Viktor Frau Steinbach gegenüber sein einem Außenstehenden vielleicht irrational vorkommendes Verhalten folgendermaßen zu erklären sucht:

Er lächelte: „Was soll Wahnsinn sein, bitte was? Daß ich innere Erlebnisse so hoch werte wie äußere? oder vielmehr unendlich höher? Oder daß ich mich von ihnen bestimmen lasse? – Und das Gewissen? und Gott? Ist es etwa auch Wahnsinn, wenn einer sich von seinem Gewissen oder von seinem Gott in seinen Handlungen beeinflussen läßt? [...] Der einzige Unterschied ist der, daß die andern sich mit undeutlichen Erscheinungen begnügen, während ich sie klar sehen muß, wie der Maler Mariens Himmelfahrt. ‘Finger Gottes’, ‘Auge Gottes’, ‘Stimme der Natur’, ‘Wink des Schicksals’ – was tue ich mit diesem anatomischen Museum? Ich will immer das ganze Gesicht sehen.“ (I 244)

Gerade an dieser Stelle des Romans wird ersichtlich, was Carl Spitteler eigentlich vorschwebte, als er sein Erstlingsepos *Prometheus und Epimetheus* und Jahre danach den Roman *Imago* vorlegte: Er wollte nämlich – statt sich mit jenem „anatomischen Museum“, d. h. mit mythischen und religiösen Erklärungsversuchen zu begnügen – „das ganze Gesicht sehen“ und die Innerlichkeit des Menschen in ihren verschiedensten, auch den diskrepantesten Aspekten erfassen. Damit gelangte er nicht nur zu Ergebnissen, die sich mit der psychoanalytischen Forschung decken, sondern gestaltete zugleich einen in der Deutschschweizer Literatur neuen „Typus des Roman-‘Helden’, der sich durch die Widersprüchlichkeit seines Denkens, Fühlens und Handelns immer mehr von der ursprünglichen Bedeutung dieser Bezeichnung entfernt“³⁶ und zu einem modernen Anti-Helden wird.

An dem Protagonisten seines Romans demonstriert Spitteler erneut den für die Moderne so charakteristischen Konflikt zwischen dem visionären Einzelgänger und der Masse, zwischen Künstler und Gesellschaft. Für die Bewohner seines Heimatstädtchens, die sich emsig „ein behagliches Plätzlein im Staat erarbeitet hatten“ (I 262), ist Viktor geradezu ein Gräuel: „mit seinen vierunddreißig

³⁶ Scharpf: *Carl Spitteler (1845–1924) und die Anfänge der modernen Erzählkunst in der Schweiz*, S. 185.

Jahren! ohne Beruf und Stand, ohne Namen und Wohnsitz, ohne Verdienst und Werke, nichts“. Die Konfrontation des sensiblen Künstlers mit dem pragmatisch denkenden und handelnden kleinstädtischen Milieu bot also dem Autor die Gelegenheit, an der schweizerischen Gesellschaft eine scharfe Kritik zu üben. Unbarmherzig geißelt er in seinem Roman die spießige, rau-robuste Mentalität, den schweizerischen Nörglergeist sowie die helvetischen patriotischen Konventionen und verspottet boshaft den provinziellen Kulturbegriff. Viktors Kritik an dem schweizerischen ‘Seldwylergeist’ ist dabei um so überzeugender, als er – so wie der Autor selbst – nach längerer Abwesenheit aus dem Ausland zurückkommt und bei der Betrachtung der schweizerischen Verhältnisse nicht mehr im engen Gesichtsfeld seiner Heimat befangen bleibt. Diese Optik eines Außenstehenden ermöglicht ihm also, die herrschenden Verhältnisse vertieft zu vergleichen und zu diskutieren. Nicht ohne Recht verweisen somit mehrere Literaturforscher darauf, dass eine ähnlich radikale Kritik der seldwylerisch-kleinbürgerlichen Mentalität erst zwei Generationen später Max Frisch mit seinem berühmten Roman *Stiller* (1954) fortgeschrieben hat. Spitteler selbst kommentierte seinen Roman mit den Worten „Tasso unter den Demokraten“³⁷, womit er nicht nur die pragmatisch denkende und patriotisch verstiegene schweizerische Gesellschaft ironisierte, sondern auch die übertriebene Exaltiertheit seines Protagonisten. Denn sein Roman *Imago* bedeutet nicht nur eine bissige Kritik am helvetischen ‘Seldwylergeist’, sondern kann auch als eine Selbstparodie des Autors gelesen werden, was allerdings von den meisten Interpreten völlig übersehen wird. Indes ist in dem Roman die Autoironie des Autors deutlich spürbar, und abzulesen ist sie nicht nur an zahlreichen Äußerungen Viktors, sondern sie entsteht insbesondere durch die Anwendung einer durchaus innovativen Erzählform. Im Roman dominieren nämlich indirekte innere Monologe des Protagonisten, in denen die verschiedenen Aspekte von Viktors Innerlichkeit in einem Streitgespräch miteinander verbleiben und sich gegenseitig verspotten. Gelegentlich kommt zu Wort auch ein auktorialer Erzähler, der die Gedanken und Handlungen des Protagonisten ironisch kommentiert, ähnlich wie die anderen Romanfiguren. Diese Verfahrensweise verleiht also dem Ganzen nicht selten ein recht humoristisches und parodistisches Gepräge. Wichtig ist schließlich die deutlich ausgearbeitete Intertextualität von Spittelers Roman, der nicht nur auf Goethes *Tasso* anspielt,

³⁷ Carl Spitteler: *Die Mädchenfeinde; Conrad, der Leutnant; Imago*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 4. Zürich 1945, S. 488.

sondern insbesondere auf den Roman *Die Leiden des jungen Werther*. Der Zusammenprall der beiden Texte verdeutlicht somit einerseits die Ähnlichkeiten zwischen den Erlebnissen – den Liebesleiden und den gesellschaftlichen Konflikten – von Werther und Viktor, andererseits jedoch lässt er Viktor – dank der angewandten Erzähltechnik – in etwas parodistischem Licht erscheinen.

All die genannten Elemente, d. h. die stark ausgeprägte Intertextualität und Autoironie sowie die Verwendung von innovativen Erzählformen bei der Dominanz des indirekten inneren Monologs und insbesondere der für modernes Erzählen so charakteristischen erlebten Rede; und darüber hinaus die Schilderung eines von der Gesellschaft entfremdeten Menschen bei gleichzeitiger Darstellung der Vielfältigkeit und Kompliziertheit seiner Innerlichkeit zeigen also, dass Spittlers Roman weit über den Rahmen des realistischen Erzählens hinausgeht. Sowohl die Problematik als auch die Erzählform des Romans erlauben somit, Spittler als einen durchaus modernen Schriftsteller zu betrachten, der bewusst Themen und Formen der europäischen Moderne aufnahm und diese weiterentwickelte. Denn die Aufsplitterung der Psyche Viktors in ihre unterschiedlichen Schichten und Aspekte, die dabei in einen (inneren) Dialog miteinander treten, stellt eine andere Art der Gestaltung des inneren Monologs dar als es in Arthur Schnitzlers berühmter Novelle *Leutnant Gustl* (1901) der Fall ist. Daher kann Spittler durchaus als ein Bahnbrecher des modernen Erzählens in der Deutschweizer Literatur gelten. Doch in den meisten Darstellungen seines Schaffens, insbesondere wenn sie von Schweizer Literaturwissenschaftlern stammen, dominiert immer noch das Bild eines pathetischen, heroischen Dichters – ein Bild, das in jener Zeit kreiert wurde, als die Ideologie der ‘Geistigen Landesverteidigung’ nach ihrem würdigen Vertreter verlangte und diesen in dem Autor großer mythologischer Epen gefunden hat. Hier vermutlich liegt die Wurzel der übermäßigen Ideologisierung der Werke Carl Spittlers, welche letztendlich bei den heutigen Lesern und Literaturwissenschaftlern zu einem Desinteresse an diesen Texten führte. Eine genauere stilistische Analyse der Texte wird uns indes einen Schriftsteller zeigen, der mit seinen Werken an die neuen Trends der europäischen Moderne bewusst anknüpfte, auf diese Weise die um die Jahrhundertwende in der Schweiz dominierende realistische Poetik überwindend. Und auch einen Autor, der durchaus dazu fähig war, seine jugendliche Überschwänglichkeit mit Augenzwinkern und mit einem leichten Schmunzeln zu betrachten.

**SZWAJCARSKI LAUREAT LITERACKIEJ NAGRODY NOBLA
CARL SPITTELER
– EPIGON CZY PREKURSOR NOWOCZESNEJ SZTUKI NARRACJI
W NIEMIECKOJĘZYCZNEJ LITERATURZE SZWAJCARSKIEJ?**

Streszczenie

W artykule naszkicowano sylwetkę pisarza Carla Spittelera, który jako twórca eposu *Wiosna olimpijska* został jedynym noblistą literatury szwajcarskiej i swą twórczością zainspirował nie tylko Friedricha Nietzschego, ale także powstającą na początku XX wieku psychoanalizę. Mimo to po drugiej wojnie światowej jego dzieło popadło w zapomnienie. Zarówno wobec wspomnianego eposu, jak i debiutanckiego utworu Spittelera *Prometeusz i Epimeteusz*, a zwłaszcza jego autobiograficznej powieści *Imago*, autorka artykułu podjęła próbę ukazania, iż wbrew rozpowszechnionej opinii pisarz ten nie podążał utartymi ścieżkami literackimi, lecz w swych tekstach jawi się jako prekursor nowoczesnej sztuki narracji w literaturze szwajcarskiej. Z pełną świadomością nawiązywał on bowiem do form i tematów europejskiej prozy modernistycznej, ale potrafił także spojrzeć na siebie samego i swoją twórczość z przymrużeniem oka, choć przez Szwajcarów ‘namaszczony’ został do roli narodowego wieszczka i ‘ojca’ szwajcarskiej idei neutralności.

REGINA HARTMANN

Uniwersytet Szczeciński

DIE OFFENBARUNG DES JOHANNES
IN EXPRESSIONISTISCHER AUSLEGUNG

Da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward finster wie ein schwarzer Sack, und der Mond ward wie Blut, und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleichwie ein Feigenbaum seine Früchte abwirft, wenn er von großem Wind bewegt wird. Und der Himmel entwich, wie ein Buch zusammengerollt wird, und alle Berge und Inseln wurden bewegt von ihrer Stätte.¹

In der *Offenbarung des Johannes* erscheint dessen apokalyptische Vision des Untergangs der sündigen Welt als Strafgericht Gottes, nachdem die vernichtenden Plagen – von der Öffnung des siebten Siegels², dem Ertönen der sieben Posaunen³ bis zu dem Ausschütten der sieben Schalen des Zorns⁴ – über die Menschen hereingebrochen waren. Nach dem letzten Kampf gegen die Widersacher Gottes, in dem Satan vernichtet wird, fährt das neue Jerusalem vom Himmel herab. Der Grundgedanke ist also, dass die ganze ‘verdorbene’ Menschheit und damit das Leiden an dieser Verderbnis nur dadurch sein Ende findet, dass die Welt als ganzes untergeht. Nur unter dieser Voraussetzung kann Neues in

¹ Offb. 6,12–14.

² Vgl. Offb. 8,1–5.

³ Vgl. Offb. 8,6–11; 19.

⁴ Vgl. Offb. 15,5–16,21.

Gestalt einer gottgefälligen Menschheit, im neuen Jerusalem eben, entstehen.⁵ Der Schwerpunkt der Darstellung liegt dabei auf der Untergangsvision – mit der Funktion, das fundamental Neue danach zu begründen: Erdbeben erschüttern die weltliche Ordnung, Hagel und Feuer mit Blut fallen vom Himmel, die Sonne erlischt, Sterne treffen im Sturzflug die Erde, das Meer verwandelt sich in Blut.⁶ Das Urteil über die geschichtliche Welt wird in ahistorischer Form gesprochen, in einer mythischen, naturhaften Bildsprache vorgetragen, um dessen unbegrenzte und unbegrenzbar Bedeutung sinnfällig zu machen⁷.

Apokalyptische Geschichtsauslegungen haben immer wieder Eingang in bildende Kunst und Literatur gefunden, und der Expressionismus gehört in prädestinierter Weise in diese Reihe. Seine Begründung findet dies in einem ausgeprägten Krisenbewusstsein, das seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts um sich griff⁸ und damit einer apokalyptisch gedeuteten Erfahrung des Leidens an der Lebensrealität Vorschub leistete. Einen solchen Erfahrungsbereich bildete die Großstadt: In den Dezennien vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich Deutschland bekanntlich zu einer modernen Industriegesellschaft entwickelt. Einwanderungsbewegungen vom Land in die Städte und eine Bevölkerungsexplosion⁹ ließen industrielle Großstädte entstehen, die nicht etwa organisch gewachsen waren, sondern eher einem chaotischen Gewirr von immer mehr expandierenden Ausmaßen glichen. In ihnen existierte der Glamour des Fortschritts neben tristen Mietskasernen, ungesunden Arbeitsbedingungen des Industrieproletariats und Elendsquartieren, in denen die sozial Ausgegrenzten vegetierten. Letzteres hatte bekanntermaßen bereits Eingang in die naturalistische deutsche Literatur gefunden, freilich im Kontext einer gänzlich anderen Programmatik als im Expressionismus. Charakteristische Beispiele expressionistischer Großstadtyrik liefern so auch die Gedichte Georg Heyms, so beispielsweise *Der Gott der Stadt* oder *Die Dämonen der Städte*.

⁵ Vgl. Klaus Vondung: *Die Apokalypse in Deutschland*. München 1988, S. 265.

⁶ Vgl. Offb. 6,12; 8,6; 11, 13, 19; 16,17.

⁷ Wichtige fachliche Hinweise zur *Offenbarung des Johannes* verdanke ich Stefan Beyerle, Professor für Altes Testament an der Universität Greifswald. Vgl. dessen Antrittsvorlesung *Apokalyptik und Biblische Theologie* (unveröffentlicht) vom 17.07.2009.

⁸ Vgl. dazu die einschlägigen Literaturgeschichten sowie diverse literaturwissenschaftliche Spezialuntersuchungen zum Expressionismus.

⁹ Zwischen 1890 und 1913 wuchs Deutschlands Bevölkerung um 36%. 1870 gab es 8 Großstädte, 1910 waren es 48. Berlin verdoppelte seine Einwohnerzahl zwischen 1880 und 1910 auf 2 Millionen Menschen.

Der Gott der Stadt

Auf einem Häuserblocke sitzt er breit.
Die Winde lagern schwarz um seine Stirn.
Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit
Die letzten Häuser in das Land verirrn.
[...]

Wie Korybanten-Tanz dröhnt die Musik
Der Millionen durch die Straßen laut.
Der Schlotte Rauch, die Wolken der Fabrik
Ziehn auf zu ihm, wie Duft von Weihrauch blaut.

Das Wetter schwelt in seinen Augenbrauen.
Der dunkle Abend wird in Nacht betäubt.
Die Stürme flattern, die wie Geier schauen
Von seinem Haupthaar, das im Zorne sträubt.

Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust.
Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt
Durch eine Straße. Und der Glutqualm braust
Und frißt sie auf, bis spät der Morgen tagt.¹⁰

Nicht zu übersehen ist bereits beim ersten Lesen der Rückgriff des Dichters auf die apokalyptische Vorstellungswelt des Untergangs. *Der Gott der Stadt* – der Titel bezeichnet nicht nur den Ort des Geschehens, sondern auch eine enge Beziehung zwischen beiden; diese allerdings ist gewissermaßen eine Umkehrung der Wendung ‘die Stadt Gottes’ – für das neue Jerusalem nämlich. Der „Gott der Stadt“ sitzt auf den Häusern und „schaut“ auf das Leben und Treiben herab; ein Blicken, das auf das visionäre Sehen als Erzählgestus anspielt. Und er ist voller „Wut“, wenn er bis an den Rand der Stadt „in das Land“ sieht, und voller „Zorn“ beim Blick nach unten. Denn das, was er unter sich sieht, ist die Gegenwart und das in der Ferne die nahe Zukunft: Auch die „letzten Häuser“ werden bald nicht mehr die letzten sein. In dieser Stadt dröhnt das Leben „der Millionen“ „wie Korybanten-Tanz“, das heißt laut, lärmend und zügellos. Der Vergleich mit „Musik“ versinnbildlicht eine Lebensweise, die im billigen Amü-

¹⁰ Georg Heym: *Dichtungen und Schriften. Gesamtausgabe*. Hg. v. Karl Ludwig Schneider. 3 Bde. Hamburg u. München 1960–1964, Bd. 1, S. 192.

sement Lebensgenuss findet und Vergnügungssucht zu ihrer Lebensmaxime macht. Das wird hervorgehoben durch das folgende Bild, das den „Rauch“ der zahllosen Schornsteine als „Wolken der Fabrik“ versteht, die aufziehen in den Himmel der Stadt, allerdings in einen ihres Gottes. Die Rauchfahnen sind für ihn „Duft von Weihrauch“, das bedeutet, die Fabrikschlote sind seine Kirchen. In dieses Wortfeld gehören auch die „Winde“, die sich „schwarz um seine Stirn“ „lagern“, „das Wetter“, das „in seinen Augenbrauen“ „schwelt“, und die „Stürme“, die um sein Haupt wehen. Von Strophe zu Strophe verändert sich das Bild von schwarzem Wind und Rauch, in dem ja schon Feuer als Ursache steckt, zum „Schwelten“ – also einem nur von Asche bedecktem Brand – bis zu „Feuer“ und „Glutqualm“. Das Gericht des Stadt-Gottes kündigt sich durch eine Drohgebärde an, der ein „Meer von Feuer“ folgt. Wie in der Johannes-Offenbarung fällt Feuer vom Himmel, das die „große Hure Babylon“¹¹, „die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden“¹², die „Behausung der Teufel“¹³ zerstört. Bei Heym ist es das dahinjagende Feuermeer, das wie die vier apokalyptischen Reiter daherkommt, die Unglück verkörpern. Der „Glutqualm braust“ – mit geräuschvoller Schnelligkeit erfasst er die Stadt und „frisst sie auf“. Das alles spielt sich im Übergang vom „dunkle(n) Abend“ in die „Nacht“ ab, „bis spät der Morgen tagt“. In der Apokalypse finden sich mehrfach oppositionelle Kontrastierungen, so Schmutz (Babylon) und Reinheit (das neue Jerusalem), Dunkel und Licht und andere. Die Lichtmetapher ist dabei an die Anwesenheit Gottes gebunden, während Dunkelheit das Wirken Satans im weitesten Sinne symbolisiert. In Heyms Versen, die das Geschehen in Dunkelheit stattfinden lassen, taucht Licht bezeichnenderweise nur als Andeutung, am spät tagenden Morgen auf. Vom neuen Jerusalem ist nach der Vernichtung der Stadt nur eine schwache Hoffnung geblieben.

Die tradierten apokalyptischen Bilder, Symbole, Textstrukturen werden von Heym und anderen Expressionisten, wie sie beispielsweise in der von Kurt Pinthus herausgegebenen Lyrikanthologie *Menschheitsdämmerung* von 1919 versammelt sind, nicht ohne Grund aufgegriffen. Die Begründung liegt in den schon oben angesprochenen Erfahrungen der Zeitgenossen mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die solche Auslegungen wach riefen. Die Unüberschaubarkeit der Großstädte, denen eine menschengemäße Dimension als Lebensraum quasi

¹¹ Offb. 17,5.

¹² Ebd.

¹³ Offb. 18,2.

abhanden gekommen war, ein Gefühl der Einsamkeit und Verlorenheit des Einzelnen in der Hektik und Anonymität großstädtischen Lebens provozierten eine kategorische Ablehnung einer solchen Lebensweise; und oft genug geben sich die expressionistischen Vernichtungsphantasien als Leidensdruck zu erkennen, der sich in aggressiver Sprachgebung Luft macht.

In diesen Begründungszusammenhang gehören auch eine Reihe den Krieg thematisierender Gedichte, wie z. B. Georg Heyms *Der Krieg*, das wohlgermerkt bereits 1911 entstanden war und von Pinthus dann in seine Anthologie aufgenommen worden ist. Dieses Gedicht als Vorahnung kommenden Unheils zu deuten, geht am Kern der Dinge vorbei und lässt beispielsweise völlig außer acht, dass Heym – wie viele Zeitgenossen, die den Kriegsausbruch jubelnd begrüßt haben – einen Krieg herbei gesehnt hat, weil er darin eine Zeitenwende sah. So hält er 1911 in seinem Tagebuch fest: „Ich hoffte jetzt wenigstens auf einen Krieg.“¹⁴ Hierin äußert sich ein Lebensgefühl, das Ekel gegenüber „Geschäft, Geschwätz und Spielerei“, „Schein- [...] und Luxuswesen“¹⁵ empfindet – wie Friedrich Gundolf an Stefan George schreibt. Und dies war keinesfalls allein „ästhetische Attitüde, sondern verzweifelte Abscheu, der sich zu einer Endzeitstimmung verdichtete, in der das ‘Weltende’, das tatsächliche Ende der alten Welt erhofft wurde“¹⁶. Das liest sich in Heyms berühmtem Gedicht so:

Der Krieg (1911)

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
 Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
 In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,
 Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

[...]

Einem Turm gleich tritt er aus die letzte Glut,
 Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut.
 Zahllos sind die Leichen schon im Schilf gestreckt,
 Von des Todes starken Vögeln weiß bedeckt.

[...]

¹⁴ Heym: *Dichtungen und Schriften*, Bd. 3, S. 164.

¹⁵ Stefan George – Friedrich Gundolf: *Briefwechsel*. München u. Düsseldorf 1962, S. 255, 257.

¹⁶ Vondung: *Die Apokalypse in Deutschland*, S. 368.

In die Nacht er jagt das Feuer querfeldein,
 Einen roten Hund mit wilder Mäuler Schrein.
 Aus dem Dunkel springt der Nächte schwarze Welt,
 Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.

Und mit tausend hohen Zipfelmützen weit
 Sind die finstren Ebenen flackend [!] überstreut,
 Und was unten auf den Straßen wimmelt hin und her,
 Fegt er in die Feuerhaufen, daß die Flamme brenne mehr.

[...]

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
 Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
 Aber riesig über glühnden Trümmern steht
 Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht,

Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
 In des toten Dunkels kalte Wüstenein [!],
 Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
 Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.¹⁷

Bezeichnend ist, dass der Krieg nicht schlechthin personifiziert ist, sondern wie ein Schlafender nach dem Erwachen aufsteht und ihm damit quasi das Verhalten eines Lebewesens zugeschrieben wird. Er hat in tiefen „Gewölben“, also in Behausungen der Menschen geschlafen. Seine Erscheinung ist „groß“ in der „Dämmerung“, im Zwielflicht zwischen Tag und Nacht, das ihn unkenntlich – das meint nicht erkennbar und daher „unbekannt“ – macht. Auf den Kopf gestellt ist freilich die Zeit des Erwachens, denn die „Dämmerung“ entpuppt sich in der zweiten Strophe als „Abendlärm“¹⁸ und wird weitergeführt mit dem Bild „wo der Tag flieht“, mit „Nacht“, dem „Dunkel [...] der Nächte“, „finstren Ebenen“ sowie dem poetischen Bild in der Schluss-Strophe. Alles Geschehen vollzieht sich also in der Nacht, und es ist nicht die der Romantik, nicht die Heimstatt des Menschen, in der er bei Gott ist, sondern ganz im Gegenteil eine „fremde Dunkelheit“¹⁹. In diese Nacht fällt das Feuer der Verwüstung, das immer wieder als gespenstischer Kontrast aufgerufen wird. Der Krieg „jagt das Feuer“ „in die

¹⁷ Heym: *Dichtungen und Schriften*, Bd. 1, S. 346 f.

¹⁸ Ebd., S. 346.

¹⁹ Ebd.

Nacht“. Die „schwarze Welt“ wird „von Vulkanen furchtbar [...] erhellt“. Der Krieg wirft „dreimal seine Fackel“ – eine Anspielung auf den ‘Wermut-Stern’, der in der *Offenbarung des Johannes* wie eine brennende Fackel vom Himmel fällt. „Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut“: Das Bild wirkt wie ein Palimpsest aus dem Offenbarungstext:

Die Visionen des Johannes sind blutig. Das Blut steigt in der symbolischen Erzählwelt des Sehers an einer Stelle bis an die Zügel der Pferde [...] ²⁰.

Das „Feuer“ schwillt an zu „Feuerhaufen“, bis von der „großen Stadt“ nur noch „glühnde Trümmer“ stehen, und am Ende sind sie es, die als einzige noch Licht spenden – als „Widerschein“ in den „Wolken“. Die Lichtmetapher, die Gottes Nähe symbolisiert, ist in entsetzlicher Pervertierung zum Tod bringenden „Brand“ geworden; am Ende bleibt „totes Dunkel“, das „kalte Wüstenein“ bedeckt – keine Hoffnung auf ein neues Jerusalem.

Dieser für eine ganze Reihe von Expressionisten charakteristischen Welt-sicht steht nach der realen Kriegserfahrung auch eine andere gegenüber.²¹ Es erübrigt sich, die einschneidende Wirkung des Krieges auf die Biographien der Menschen ausführlich darzustellen. Ohne Zweifel lag für viele eine apokalyptische Erfahrungsauslegung nahe. Das gilt nicht nur für die Lyrik; ein Beispiel für die Epik liegt mit Bernhard Kellermanns antimilitaristischem Roman *Der 9. November* von 1920 vor. Die apokalyptische Vision Ackermanns, des Protagonisten, fasst den revolutionären Umsturz in folgende Worte:

Ja, dahinschreiten werden die Brüder, und auf dem blutigen Schutt dieser armen Erde werden sie eine neue Welt errichten! Schleift die Kasernen, werden sie rufen, zerbrecht sie, schleift sie! Ihr Gestank verpestet Europa und die Erde [...]. Reinigt Schulen und Kirchen, wo unschuldige Kinder und reine Seelen betrogen werden. Reinigt die Tempel, hinaus mit den falschen Priestern, [...] hinaus mit den eitlen Advokaten, den hartherzigen Greisen.²²

²⁰ Gemeint ist Offb. 14,20. Vgl. dazu Walter Dietrich, Moisés Mayordomo: *Gewalt und Gewaltüberwindung in der Bibel*. Zürich 2005, S. 175. Vgl. auch Walter Dietrich, Christian Link: *Die dunklen Seiten Gottes*. Bd. 1: *Willkür und Gewalt*. Neukirchen-Vluyn ³2000.

²¹ Daneben finden sich auch weiterhin Dichtungen, die diese Hoffnungslosigkeit artikulieren.

²² Bernhard Kellermann: *Der 9. November*. Berlin 1921, S. 281 f.

Hier kommt eine weitere Facette der Apokalypse-Rezeption ins Spiel: Der Gegensatz von Gut und Böse, von einer „neuen Welt“, die der „blutigen“ alten folgen wird, ist verbunden mit der dem Offenbarungstext entnommenen Gegenüberstellung von Schmutz und Reinheit. Dort heißt es beispielsweise:

Selig sind, die ihre Kleider waschen, auf daß sie teilhaben dürfen an dem Baum des Lebens und zu den Toren eingehen in die Stadt.²³

Der Schilderung von „blutigem Schutt“ und dem „Gestank“ der Verwesung folgt der Appell zur Reinigung: „Reinigt“, damit die „reinen Seelen“, die Gerechten Gottes, eine neue Heimstatt in einer ihnen gemäßen Welt finden.

Kurt Pinthus schreibt 1919 im Vorwort seiner Lyrikanthologie *Menschheitsdämmerung*:

Diese Dichter fühlten zeitig, wie der Mensch in der Dämmerung versank [...], sank in die Nacht des Untergangs [...], um wieder aufzutauchen in die sich klärende Dämmerung [eines] neuen Tags.²⁴

Es ging ihnen darum, „durch die Empörung das Vernichtende und Vernichtete ganz zu vernichten, so daß Heilendes sich entfalten konnte“²⁵. In diesem Sinne bildet Alfred Wolfensteins in der Anthologie veröffentlichtes Gedicht *Die Friedensstadt* gewissermaßen ein Pendant zu Georg Heyms *Der Gott der Stadt*. Nach einem Rückblick auf das durch Sinnverlust geprägte Lebensgefühl der Vorkriegsjahre:

Auf unsrer ahnungslosen Jugend lag
Der Alten Zeit, der Ordnung glatter Tag.

Kein Herz, kein Blick, kein Kampf ward in ihr groß,
[...]²⁶

wird der Krieg thematisiert:

²³ Offb. 22,14; ähnlich 7,14.

²⁴ Kurt Pinthus: *Zuvor* (Berlin, Herbst 1919). In: ders. (Hg.): *Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus*. Leipzig 1968, S. 31.

²⁵ Ebd., S. 35.

²⁶ Alfred Wolfenstein: *Die Friedensstadt*. In: ebd., S. 351.

Und wir, umtrommelt rings, gepresst, gebunden,

Stehn in der Erde ältestem Geschick,
Im Krieg – ein Späherheer fängt unsern Blick,
Wald wächst voll unnatürlicher Gewalten,
voll Mauern, die uns grau in Waffen halten:

Mit kahlem Steing Gesicht, unnahbar böse,
In seinen Händen gellendes Getöse,
Den Stahl im Munde und im Herzen stumm
Geht ein Gespenst durch Menschenreihen um.

Es schlägt die Erde dröhnendes Zerstören,
Und nirgends ist ein Herzschlag mehr zu hören,
Wir stehen eingereiht ins Heer des Nichts
Und werden ausgesandt zum Mord des Lichts.²⁷

Die Personifizierung des Krieges mit einem versteinerten Gesicht, das keine menschliche Regung erkennen lässt, „unnahbar böse“, trägt satanische Züge. In seinen Händen hält er „gellendes Getöse“ und „dröhnendes Zerstören“, das den Herzschlag – Menschlichkeit, Liebe, Mitleid – so übertönt, dass er nicht mehr wahrnehmbar ist, ausgelöscht von der Grausamkeit des Krieges. Das damit korrespondierende Bild „Den Stahl im Munde und im Herzen stumm“ ist außerordentlich bemerkenswert, denn hier liegt ein subtiler Umgang mit dem Offenbarungstext vor: In der dort am Anfang stehenden Christus-Vision tritt dieser zwar mit einem „zweischneidigen, scharfen Schwert“²⁸ auf, doch es ragt aus seinem Mund, und er hält es nicht etwa in der rechten Hand.

Nicht die physische Gewalt, sondern die Kraft des Wortes steht im Zentrum. Das ‘Schwert des Mundes’ steht in der Offenbarung immer im Zusammenhang mit dem Zornesgericht und wird entsprechend von Gewaltbildern umgeben.²⁹

In Wolfensteins Gedicht führt der Krieg das symbolische Schwert ebenfalls im Munde; das heißt, er ist an die Stelle von Christus getreten, doch was er predigt, ist Gewalttätigkeit, Brutalität hasserfülltes Töten, das das Herz verstummen

²⁷ Ebd., S. 351 f.

²⁸ Offb. 2,12; auch 16; 19; 15,21.

²⁹ Dietrich, Mayordomo: *Gewalt und Gewaltüberwindung in der Bibel*, S. 101.

lässt; und er tut dies nicht etwa im Kontext des Gerichts Gottes über die sündige Welt, sondern sein Vernichtungswille ist menschlicher Natur. Er ist keineswegs gegen sündige Menschen gerichtet, sondern gegen einen 'Feind', den er sich selbst erschaffen hat und der genauso 'verdorben' ist wie er selbst, denn auf beiden Seiten gibt es das 'Gute' wie das 'Böse'. Zu dem Ersteren gehört ein kollektives Wir – die eigentlichen Opfer des Krieges vertretend:

Wir stehen eingereicht ins Heer des Nichts
Und werden ausgesandt zum Mord des Lichts.

Damit ist überdeutlich ausgesprochen, wo die tatsächliche Frontlinie verläuft: nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen dem satanischen „Nichts“ und dem göttlichen „Licht“, im Kampf Satans gegen Gott³⁰. Gott ist Licht und Wahrheit³¹, und bekanntlich heißt es im *Johannes-Evangelium*³²:

Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.³³

Gott ist Licht und Wahrheit, und wer ihn angreift, ist damit der Lüge überführt. Der „Stahl im Munde“ des Krieges versinnbildlicht also auch Lüge – die propagandistischen Zwecken dienende Rede, die alles andere als das Wort Gottes ist.

Im letzten Drittel des Gedichtes kommt dann das eigentliche Thema zur Sprache, „Die Friedensstadt“. In der *Offenbarung des Johannes* beginnt die entscheidende Wende zur Hoffnung auf das neue Jerusalem, 'wenn der Herr ein Zeichen gibt'³⁴. Alfred Wolfenstein lässt das lyrische Ich dieses 'Zeichen' erleben:

Doch plötzlich in dem allfeindseligsten Land –
Mit wem zusammentastet meine Hand?
O – etwas mutigeres Weiterstrecken
Und dich bei mir und mich bei dir Entdecken!

³⁰ Vgl. Offb. 20,7–10.

³¹ Vgl. Offb. 21.

³² Die theologische Forschung ist sich darin einig, dass der Verfasser der Apokalypse weder mit dem Apostel Johannes noch mit dem Urheber des Johannesevangeliums identisch ist. (Vgl. Jürgen Brokoff: *Die Apokalypse in der Weimarer Republik*. München 2001, S. 17.)

³³ Joh. 8,12.

³⁴ Vgl. Offb. 1,12–18.

Mensch bei dem Menschen – Und die Welt ist wieder!
 Gewalt erblasst, Gewalt sinkt vor dir nieder,
 [...]

Dring weiter, Strahl der Stadt, in alle Reiche,
 Wir speisen dich, wir tief im Geiste Gleiche,
 [...]

Du Friede, Kampf der Stadt! du roter Stern,
 Mach über Krieg, Nacht, Kälte dich zum Herrn,
 Von uns verbunden tiefer uns verbünde,
 Geliebt und liebend leuchte und entzünde!³⁵

Die Hoffnung auf Erlösung wird zur Gewissheit, und ihre Akteure sind die Menschen selbst. Hierin liegt ein entscheidender Unterschied zur *Offenbarung des Johannes*, wo zwei Handlungsräume einander entgegen gesetzt werden: der Handlungsraum der irdischen Welt mit der Menschheit und ein jenseitiger Handlungsraum Gottes³⁶. Und nur Gott ist es, der das Strafgericht hält und nach dem Sieg über den Satan die neue gottgefällige Welt erschafft. Für die expressionistische Apokalypse-Rezeption ist charakteristisch, dass die Dichter in der Regel die Menschen selbst aufrufen, die neue Welt zu bauen. Das heißt, dass die Erlösung nicht mehr vom Eingreifen Gottes erhofft wird, sondern in die Hände der Menschen gelegt ist. Im Gedicht-Text ist es die zunächst vorsichtig nach der Hand des 'Feindes' tastende Hand bis zu dem groß geschriebenen „Entdecken“ des Menschen in ihm; wie schwer diese Geste der sich in Vertrauen findenden Hände fällt, wird durch das poetische Bild für den Krieg sinnfällig gemacht:

Und Waffen drücken sich in unsre Hände,
 Zweischneidig, in die Seele drückend Wunden
 [...]³⁷

Das zweischneidige Schwert weist nicht nur auf die Christus-Figur in der Offenbarung zurück, sondern meint hier vor allem, dass die Grausamkeit des Krieges nicht nur den Feind trifft, sondern auch in der eigenen Seele schwere „Wunden“ hinterlässt. Auf der Grundlage der Versöhnung „aus Donnerspannung unsrer

³⁵ Alfred Wolfenstein: *Die Friedensstadt*. In: Pinthus (Hg.): *Menschheitsdämmerung*, S. 352.

³⁶ Vgl. Brokoff: *Die Apokalypse in der Weimarer Republik*, S. 15.

³⁷ Wolfenstein: *Die Friedensstadt*, S. 352.

Hände bricht / Die Stadt“, die hell ist, voller „Licht“. Deren Erbauern in den Mund gelegt, ist der aus dem Kraftakt, aus der eigenen Leistung erwachsende enthusiastische Wunsch, der „Strahl der Stadt“ möge über alle Grenzen dringen. Die Schluss-Strophe setzt die Vision einer künftigen „Friedensstadt“ ins Bild, über der der Stern, Symbol für die Hoffnung der Menschheit, leuchtet und die Liebe unter den Menschen weiterträgt.

Was die Expressionisten verband, war ihr Leiden an einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die von ihnen als Ursache für den Sinnverlust ihrer Existenz erlebt wurde. Georg Heym schreibt zwischen 1909 und 1911 in seinen Tagebüchern über „die Unlust, die Verzweiflung“³⁸, die wie eine „Krankheit“ in ihm frisst, über „dies inhaltslose Dasein“:

Ich meine, keine Zeit war bis auf den Tag so inhaltslos wie diese. [...] Es ist immer das gleiche, so langweilig, langweilig, langweilig. Es geschieht nichts, nichts. Wenn doch einmal etwas geschehen wollte, was nicht diesen faden Geschmack von Alltäglichkeit hinterlässt.

Die Dichter sehnten daher die vernichtende Zerstörung dieses Daseins herbei, ein „Ende ihrer Leben in dieser Zeit. Eine Lebens-Form hatte sich aufgebraucht“³⁹, urteilt Arnolt Bronnen. Im prophezeiten apokalyptischen Untergang der Städte, in einem Krieg sahen sie die Möglichkeit des Endes der alten Welt. Dabei hegten – wie die Interpretation gezeigt hat – nicht alle die Hoffnung auf ein gänzlich neues Dasein danach, so gestalteten beispielsweise auch Georg Trakl, Jakob van Hoddis oder Albert Ehrenstein in ihren Untergangsvisionen keinen darauf folgenden Neubeginn. Bei denjenigen, die an ein ‘neues Jerusalem’ glaubten, hatte dieses freilich außerordentlich abstrakte Züge – Ausdruck einer Ratlosigkeit, die – so scheint es – das Scheitern schon mitdenkt. Die christliche Hoffnungssicherheit jedenfalls war verloren gegangen – im Angesicht des millionenfachen Sterbens im Krieg.

³⁸ Heym: *Dichtungen und Schriften*, Bd. 3, S. 128, 131, 135.

³⁹ Arnolt Bronnen *gibt zu Protokoll. Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers*. Hamburg 1954, S. 34.

APOKALIPSA ŚW. JANA W UJĘCIU EKSPRESJONISTYCZNYM

Streszczenie

Ekspresjonizm był wręcz predestynowany do recepcji *Apokalipsy św. Jana*. Wynikało to przede wszystkim z niezwykle silnie wykształconego i rozprzestrzeniającego się od początku XIX wieku przekonania o kryzysie kultury europejskiej, co przyczyniało się do ujmowania cierpień życia codziennego właśnie w związku z przepowiedzianą apokalipsą.

ANNA MARIA BOROWSKA-STANKIEWICZ

Uniwersytet Szczeciński

**DIE WEIBLICHE SELBSTWAHRNEHMUNG
IN BRIGITTE SCHWAIGERS ROMANEN
*WIE KOMMT DAS SALZ INS MEER? UND LANGE ABWESENHEIT***

Die Literatur der 1970er und frühen 1980er Jahre war stark von feministischen Tendenzen geprägt. Obgleich der Terminus 'Feminismus' bereits im 19. Jahrhundert auftauchte, gewann er gerade zum Ende der 1960er Jahre eine neue Bedeutung. Es entstanden zahlreiche Frauenzentren und feministische Zeitschriften, wie z. B. „Emanzipation Frauen Argument“, „Frauenoffensive Journal“, „Frauen und Film“ oder „Die schwarze Botin“; der Rowohlt Taschenbuch Verlag gründete die Reihe „neue Frau“ (1977). Viele Frauen begannen nicht nur von ihrer Befreiung zu sprechen – 1968 wurde in Berlin der Aktionsrat zur Befreiung der Frauen gegründet –, sondern nahmen auch zu politischen Ereignissen Stellung. Im Jahre 1971 fangen sie mit dem Kampf um die Abschaffung des Paragraphen 218 an, was einen breiten Widerhall im kulturellen Leben gefunden hat. Es entstanden beispielsweise zahlreiche Filmproduktionen, die dieses Problem darstellen. Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann charakterisieren diese neue Situation wie folgt:

Im Zuge der Studentenrevolte Ende der 60er Jahre, an der sich viele junge Frauen aktiv beteiligten, wurde in krasser Weise deutlich, dass bei dem Versuch, gesamtgesellschaftliche Unterdrückungsmechanismen aufzuzeigen, frauenspezifische Probleme auch von jungen, sich als revolutionär verstehenden Männern vom Tisch gefegt wurden. Frauen hatten das satt. Die sich aus dem Protest gegen männliche

Mißachtung konstituierende Frauenbewegung, die Anfang der 70er Jahre einem Lauffeuer gleich um sich griff, war die Initialzündung für eine noch nie dagewesene Fülle von Frauenkultur.¹

Auch innerhalb der Familie wurde die Rolle der Frau neu formuliert, denn ihre stärkere Position in der Gesellschaft führte zugleich zur Umstrukturierung ihrer Familienposition: Indem nämlich Frauen immer öfter berufstätig wurden, was ihre Selbstsicherheit und Unabhängigkeit von dem Partner ermöglichte, wurden sie nicht mehr als Objekt betrachtet, sondern durften auch bei familiären Angelegenheiten (z. B. Kindererziehung, materielle Situation) mitentscheiden.

Die sexuelle Revolution der 1960er Jahre verursachte in den nächsten Jahrzehnten eine wachsende Gleichberechtigung, auch im Hinblick auf Ehescheidungen und nichttraditionelle Lebensformen. All diese Faktoren verschafften den Frauen ein neues Selbstbewusstsein und breite Möglichkeiten der Selbstverwirklichung. Renate Möhrmann bemerkt dazu:

Die Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit wird für viele feministische Autorinnen zum Medium, um Auskunft über die Möglichkeiten weiblicher Selbsterfahrung zu erhalten.²

Die Schriftstellerinnen verglichen ihr Leben mit dem ihrer Mütter und kamen zu der festen Überzeugung, ihr eigenes Schicksal anders gestalten zu wollen. Mit den Vätern führten sie wiederum politische Gespräche, die aber leider selten zu einem Konsensus führten (wie es z. B. bei Elisabeth Plessen in ihrem Roman *Mitteilung an den Adel* der Fall ist). Und indem sie in ihren Werken die nicht nur in ihren Familien herrschende frauenfeindliche Struktur zur Darstellung brachten, das Patriarchat und die allgemein herrschenden Normen in Frage stellten und nach einer Befreiung der Weiblichkeit verlangten, bekam ihr Protest einen gesellschaftlichen Ausdruck, wurde zu einem wichtigen Beitrag in der öffentlichen Debatte über die gesellschaftliche Lage der Frau. Daher kann man der von Frauen geschaffenen Literatur ihren Anspruch auf Anerkennung und ernste Kritik nicht verweigern. Für das Verständnis des damaligen Literaturmarktes

¹ Hiltrud Gtüg, Renate Möhrmann: *Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1985, S. 417.

² Renate Möhrmann: *Feministische Trends in der deutschen Gegenwartsliteratur*. In: Manfred Durzak (Hg.): *Deutsche Gegenwartsliteratur. Ausgangspositionen und aktuelle Entwicklungen*. Stuttgart 1981, S. 351.

scheint allerdings die Teilung in feministische und Frauenliteratur von Bedeutung zu sein, denn beide Termini dürfen keinesfalls gleichgesetzt werden. Manfred Jurgensen erklärt diesen gravierenden Unterschied mit folgenden Worten:

Eine Frau, die bewußt als Frau über sich selbst schreibt, d. h. geschlechtsbezogen, ein geteiltes Schicksal zeichnet, schafft Frauenliteratur. Eine Frau, die sich als Ergebnis eines Bewußtseinsprozesses entschieden hat, kämpferisch für die Sache der Frau zu wirken, leistet beim Schreiben einen Beitrag zur feministischen Literatur.³

Auch Renate Möhrmann hält fest, dass feministische Literatur eine „provokative Literatur“ sei, die „quer zum Status quo“⁴ stehe. Wie Jurgensen betont sie also den kämpferischen und oppositionellen Charakter der feministischen Literatur. Zu beachten ist dabei, dass die provokativen Merkmale dieser Literatur auf die Stärke der Autorinnen verweisen, weil nur derjenige, der von seinen Rechten und Ansichten überzeugt ist, gegen andere Meinungen und Weltanschauungen kämpfen kann. Die Abgrenzung zwischen den beiden Begriffen wurde und wird so oft unternommen, weil man auf diese Weise abwertende Urteile über die feministische Literatur aufzuheben versucht. Sie wird nämlich immer wieder mit der Trivialliteratur gleichgesetzt, was für ihre Autorinnen ziemlich ungerecht zu sein scheint.

Die Frauenbewegung der 1970er Jahre, die von der Studentenbewegung der 1960er Jahre, von der Auflösung der bürgerlichen Sexualmoral sowie von den unterschiedlichsten feministischen Gruppierungen stark beeinflusst wurde, versuchte auch in der Literatur eine neue Frauenrolle zu gestalten. Die Selbstfindung der Frau wurde angestrebt und das weibliche Ich in den Mittelpunkt gestellt. Da sich aber jede Identitätssuche in Form von Protesten gegen verschiedene Autoritäten vollzog, war auch die damalige Literatur nicht frei von Auseinandersetzungen, Abrechnungen oder sogar vom Hass. Der Leser findet in vielen Frauenbüchern keine Harmonie mit dem Elternhaus, fast keine glücklichen Augenblicke – es ist eher eine Anklageprosa, die eine quälende Ambivalenz der Gefühle zum Ausdruck bringt.

Die Zerrissenheit zwischen Zuneigung und Liebe zu den Eltern einerseits und Vorwürfen sowie Enttäuschungen andererseits verursachte bei vielen Auto-

³ Manfred Jurgensen: *Deutsche Frauenautoren der Gegenwart*. Bern 1983, S. 19.

⁴ Ebd., S. 338.

rinnen Identitätskrisen und Selbstzweifel. Das magische Wort der 1970er Jahre war 'Erfahrungssuche', aber diese Bezeichnung beinhaltet zugleich Unruhe und Unbeständigkeit.⁵ Das wahre Leben, das tatsächlich Erlebte sollte thematisiert werden, so dass das Familienleben einer Entmythisierung unterlag und häufig als ein Faktor der Entfremdung und Unterdrückung dargestellt wurde. Der einzige Ausweg aus dieser Situation schien eine genaue Analyse der Kinder-Eltern-Beziehungen zu sein, die durchs Schreiben ermöglicht wurde. Die Erkundung der familiären Geheimnisse, der Einblick in die Zusammenhänge sowie die Feststellung emotionaler Schäden und Defizite, die einem im Elternhaus zugefügt worden waren, erleichterte den Autorinnen den Zugang zum eigenen Ich und die Selbsterkenntnis. Jene Identitätsgewinnung – obwohl sie selten vollkommen war – bedeutete für die Schreibenden einen wichtigen Schritt auf dem langen Weg zum Erlangen der Unabhängigkeit von den Eltern. Um dies erreichen zu können, mussten sie zuerst ihre Beziehungen zu den Eltern analysieren und revidieren. Die unternommenen Analysen und Revisionen beschränkten sich dabei keinesfalls nur auf die private Sphäre des Lebens, denn alle Beteiligten standen mitten in gesellschaftlichen Verhältnissen, die gleichzeitig aus privaten Erlebnissen kollektive Erfahrungen der Gesellschaft machten.

Die Rolle der Frau in Familie und Gesellschaft diskutiert in ihren stark autobiographisch geprägten Romanen auch die österreichische Autorin Brigitte Schwaiger. Ihre Romane *Wie kommt das Salz ins Meer?* (1977) und *Lange Abwesenheit* (1980) liefern das Bild einer patriarchalischen Familie, in der eine besonders frauenfeindliche Struktur herrscht. Durch das Aufgreifen dieser Problematik werden die privaten Konflikte der Autorin zu einem gesellschaftlichen Problem und zugleich zu einem Beitrag im Kampf um die Gleichberechtigung der Frauen.

Wie kommt das Salz ins Meer? ist Schwaigers Erstlingsroman. Obwohl das Manuskript zunächst von verschiedenen Verlagen zurückgewiesen worden ist, erwies sich doch schließlich das Werk als ein großer Erfolg. Die Autorin hat den Text mehrmals umgeschrieben, weil sie davon ausgegangen ist, dass die autobiographischen Elemente allzu sehr in den Vordergrund treten, was sich auf die Rezeption des Romans nachteilig auswirken könnte. Ihr Hauptziel ist indes die Darstellung der patriarchalischen Gesellschaftsordnung sowie der inneren Zer-

⁵ Vgl. dazu Thomas Koebner: *Die zeitgenössische Prosa II: Erfahrungssuche des Ich. Perspektiven des Erzählens seit 1968*. In: Thomas Koebner (Hg.): *Tendenzen der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart 1987, S. 219.

rissenheit einer jungen Frau, die einen Ausbruch aus der bürgerlichen Rollenzuweisung wagt. Das in Schwaigers Roman als Motto angeführte Zitat aus Arthur Schnitzlers *Liebelei* charakterisiert dabei schon vorwegnehmend die im Roman skizzierte gesellschaftliche Ordnung:

Das ist es, ganz richtig! Erholen! Das ist der tiefere Sinn! Zum Erholen sind sie da. Drum bin ich auch gegen die sogenannten interessanten Weiber. Die Weiber haben nicht interessant zu sein, sondern angenehm.⁶

Im Hinblick auf diesen Roman vermerkt Heinz Puknus, dass die satirischen Absichten der Autorin nicht zu übersehen sind und dass Ironie, Sarkasmus sowie hohnvoller Spott, mit denen sie arbeitet, zum Entstehen einer spürbaren Distanz zu den geschilderten Ereignissen beitragen. Ferner spricht er von „einer fremdfeindseligen Umwelt“⁷, in der die Ich-Erzählerin ihren eigenen Weg zu gehen und gegen das traditionelle Patriarchat der Mittelklasse kleinstädtischer Honoratioren zu kämpfen versucht.

Die Ich-Erzählerin des Romans wächst in einer Welt auf, in der die gesellschaftliche Position der Frau von ihrem Ehemann abhängt. Das heranwachsende Mädchen begreift früh, dass es als eine Arzttochter eine privilegierte gesellschaftliche Stellung hat:

[...] es waren ärmere Menschen, die sofort erkannten, dass es eine Ehre war, Mutter und mich empfangen zu dürfen, weil wir zu Vater gehörten, und Vater war der wichtigste Mann in der Stadt, er machte alle Leute gesund, er rettete vielen Menschen das Leben. (SM 30)

Mit der Vorstellung von ihrem großen, mächtigen und allwissenden Vater konfrontiert, fühlt sich die Tochter hilflos und ganz und gar auf seine Liebe angewiesen. Ohne ihn wäre sie ein Nichts. Andere Frauen, die für sie ein Vorbild sein könnten, scheinen eine solche Rollenverteilung völlig zu akzeptieren. Weder die Großmutter noch die Mutter rebellieren gegen die ihnen zugewiesenen Rollen, was jedoch der Tochter bei der Herausbildung der eigenen Identität Schwierigkeiten bereitet. Sie leidet nämlich unter Beziehungslosigkeit, und ihre Bedürf-

⁶ Brigitte Schwaiger: *Wie kommt das Salz ins Meer?* Reinbek bei Hamburg 1979, S. 7. Im Folgenden zitiert als SM mit der Seitenzahl.

⁷ Heinz Puknus: *Neue Literatur der Frauen. Deutschsprachige Autorinnen der Gegenwart.* München 1980, S. 231.

nisse und Träume korrespondieren weder mit den Vorstellungen der Mutter noch mit denen der Großmutter. So wie die beiden Frauen möchte die Ich-Erzählerin nicht werden, aber eine Alternative weiß sie auch nicht. In diesem Zusammenhang vertritt Eva Koch-Klenske die Ansicht, dass „bei zunehmender Berücksichtigung der Rolle der Mutter für das Kind der Mutter-Kind-Beziehung immer eine Mutter-Vater-Beziehung vorgeschaltet bleibt, die in das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kind einfließt“⁸. Da die Beziehungen zwischen den beiden Elternteilen der traditionellen Familienstruktur – eine schwache Mutter und ein starker Vater – entsprechen, erfährt die Tochter, dass nicht nur sie, sondern auch ihre Mutter vom Vater abhängig ist. Jene Dominanz des Vaters sowie die Schwäche und Unterwerfung der Mutter erschweren die Akzeptanz der eigenen Weiblichkeit, weil diese als minderwertig abgestempelt wird. Koch-Klenske konstatiert somit, dass die Tochter „eine doppelte Entwertung ihres [...] weiblichen Selbstgefühls“⁹ erlebt. Sie wird nämlich nicht nur vom Vater gekränkt, sondern auch von der schwachen Mutter, die ihr keine Unterstützung bieten kann.

Nachdem die Tochter das Abitur bestanden hat, erwartet der Vater von ihr, dass sie die Familientradition fortsetzt und Medizin studiert. Obwohl die Tochter mit dem Studium in Wien anfängt, ist sie zu diesem Schritt eigentlich nicht bereit. Angesichts der Tatsache, dass der Druck der Familie zunimmt, flieht sie vor der Verantwortung für ihr Leben in die Ehe mit ihrem Schulfreund Rolf. Ihr Ehemann verkörpert diejenigen Eigenschaften, die sie im Elternhaus bei dem Vater beobachtet hat, und die für die patriarchalische Weltordnung typisch sind. Rolf ist nicht nur reifer und psychisch stärker als seine Frau („Er war so stark, ich so schwach [...]“; SM 13), sondern gilt zugleich als ein Vertreter der patriarchalischen Gesellschaft, was ihm Sympathie und Respekt der ganzen Familie verschafft:

Vater sagt, Rolf ist ein anständiger und tüchtiger Bursche, Mutter sagt, auf Rolf kann ich stolz sein, Großmutter sagt, das wichtigste ist eine gutbürgerliche Verbindung. (SM 13)

Die Heirat mit Rolf ist für die Ich-Erzählerin die letzte Möglichkeit, dem Vater einen Gefallen zu tun und dadurch eine Billigung ihres Handelns zu gewinnen. Aber Rolf besitzt auch Eigenschaften, nach denen sie unbewusst sucht: So

⁸ Eva Koch-Klenske: *Das häßliche Gesicht der schönen Frau*. München 1982, S. 124.

⁹ Ebd.

wie der Vater kann er ihr nämlich 'eine Bedeutung verleihen', denn sie ist von ihrer Bedeutungslosigkeit fest überzeugt: „Ich war nichts, aber ihm galt ich viel.“ (SM 10) Das ist gerade ihr Identitätsmangel, der sie einen 'väterlichen' Ehemann suchen lässt. Als Kind existierte sie durch den Vater, jetzt – als erwachsene Frau – ist sie fest davon überzeugt, dass sie lediglich durch den Ehemann existieren kann. „Von der Tochter ihres Vaters ist sie zur Frau ihres Mannes geworden“¹⁰, konkludiert demzufolge Eva Koch-Klenske und bezeichnet die Ich-Erzählerin als eine „Unperson“, die ein „Unleben“ führt. Die Protagonistin des Romans von Schwaiger begreift jedoch rasch, dass der Entschluss, Rolf zu heiraten, falsch war, und ihre Hoffnung, dadurch frei und unabhängig zu werden, zerplatzt wie eine Seifenblase. Von der Abhängigkeit vom Vater gerät sie in die Abhängigkeit vom Ehemann, der die bisher vom Vater gespielte Rolle des Erziehers und Lehrers ohne weiteres übernimmt: „Ich bin nicht ich, ich bin Rolfs Frau“ (SM 34) – bemerkt die Ich-Erzählerin, nachdem Rolf sie erneut ausgelacht und kritisiert hat. Der Ehemann behandelt sie wie ein kleines Kind, mit dem man sogar keine ernststen Gespräche führen kann. Der Alltag veranschaulicht der jungen Ehefrau, wie sinnlos und leer ihre Existenz geworden ist:

Beruf: Hausfrau, steht in meinem neuen Paß. Schnecke hätten sie besser geschrieben. [...] Besondere Kennzeichen: Keine, steht im Paß. Und ob. Man sieht sie nur nicht auf den ersten Blick. [...] Was koche ich zum Abendessen, dreihundertfünfundsechzigmal im Jahr die Frage: Was koche ich zum Abendessen? (SM 33)

Ihre Verzweiflung und der wachsende Widerstand werden von niemandem zur Kenntnis genommen. Sowohl Rolf als auch andere bagatellisieren ihre Klagen und Zweifel:

Also, was fehlt dir? Ich glaube, mir fehlt ein Lebensinhalt. Erstaunte Blicke von Rolf [...]. Sind wir keiner? Verantwortung brauche ich, ein Interesse. Du interessierst dich doch für nichts. (SM 95)

Diese Unterredung mit Rolf bedarf keines Kommentars. Der Mann bleibt taub für die verzweifelten Versuche seiner Frau, ihm von ihren Problemen zu erzählen. Der Schein von einer intakten Ehe ist ihm offensichtlich wichtiger als das Glück seiner Frau. Auf diese Weise bekommt die Ich-Erzählerin Manfred Jurgensen

¹⁰ Ebd., S. 104.

zufolge die Züge Effi Briests, der die den Eltern willkommene Ehe ebenfalls zum Gefängnis wurde.¹¹ Die beiden Frauen werden von ihren Ehemännern ‘erzogen’ und mit Nachsichtigkeit behandelt, weil sie eben Frauen – also unmündige und lebensunfähige Wesen – sind. Auch die Eltern bieten in beiden Fällen keine Unterstützung:

Du bist vernünftig geworden, sagt Vater, man kann jetzt mit dir reden. Früher warst du wie aufgewirbelter Sand in stürmischem Wasser. Jetzt ist das Wasser klar. (SM 69)

Diese Worte richtet der Vater an die Ich-Erzählerin in jenem Moment ihres Lebens, als sie total verzweifelt und apathisch ist. Doch er will die Signale der Unzufriedenheit überhaupt nicht wahrnehmen und kann sich kaum vorstellen, dass seine Tochter mit ihrer Existenz unglücklich sein könnte. Er lobt nur ihre scheinbare Anpassung an die neue Lebenssituation. Ihre weibliche Passivität entspricht den sozialen Konventionen und gesellschaftlichen Strukturen, ihre Lebensneugier und ihr intellektuelles Potential werden nicht respektiert.

Von niemandem verstanden und auf sich selbst angewiesen, ist die Erzählerin stark genug, um ihr Glück kämpfen zu wollen. Bevor sie den endgültigen Entschluss fasst und Rolf verlässt, entfernt sie sich von ihm schrittweise, unbewusst hoffend, dass er es rechtzeitig bemerkt und seine Einstellung zu ihr verifiziert. Der erste Distanzierungsversuch ist jener Augenblick, in dem sie anfängt, immer mehr Zeit mit ihrem alten Bekannten Karl zu verbringen. Dieser von der Gesellschaft abgestoßene Alkoholiker versteht ihr Werben um Gefühle und ist zugleich genug sensibel, um ihre Probleme zu begreifen. Der nächste Schritt zur Befreiung ist die Liebesaffäre mit Albert, Rolfs Freund. Das heimliche Verhältnis gibt der Ich-Erzählerin wenigstens den Schein einer richtigen Liebesbeziehung. Doch auch hier übernimmt sie die Rolle des Untertanen, für den Wünsche und Bedürfnisse seines Herrschers – also in diesem Falle die des Mannes – die wichtigsten sind. Jene unterwürfige Stellung dem Mann gegenüber wurde ihr im Elternhaus vorprogrammiert, und wie sehr sie auch will, kann sie sich nicht anders verhalten. Der dritte Schritt ist das Bekenntnis zum Seitensprung. In einem Gespräch mit Rolf gesteht sie ihre Tat, aber verweigert sowohl die Reue als auch die Rückkehr. In der Konsequenz lassen sie sich scheiden.

¹¹ Vgl. Jurgensen: *Deutsche Frauenautoren der Gegenwart*, S. 276.

Die Entscheidung fällt der Ich-Erzählerin nicht leicht. Die Reaktion der Familie, zwischen Verachtung und Entsetzen oszillierend (vgl. SM 111 ff.), überrascht sie nicht, denn ehe sie sich dazu entschied, hatte sie gewusst, dass sie lediglich auf sich selbst angewiesen sein wird. Was sie überrascht und gewissermaßen erschreckt, sind ihre eigenen Gefühle und Erkenntnisse. Sie entdeckt nämlich, dass trotz all ihrer Probleme und Dilemmata das Zusammenleben mit Rolf seine Vorteile hatte und insgesamt viel einfacher war:

Alles war einfacher mit Rolf. Die Schaffnerinnen in den Straßenbahnen waren freundlicher, wenn ich mit Rolf einstieg. Wenn ich mit Rolf ins Theater ging, lächelten die Billetteure. (SM 23)

Sie erreicht die ersehnte Freiheit nicht. Zwar ist sie stärker und selbstsicherer als vorher, aber die gesellschaftliche Ordnung schafft der Frau keine Grundlagen für die Selbstverwirklichung. Die Ich-Erzählerin bleibt im Netz der patriarchalischen Weltordnung und kehrt in die frühere Abhängigkeit des Elternhauses zurück. Heinz Puknus kommentiert diese Situation wie folgt:

Der Schluß zeigt keine komplett gelungene Befreiung – die reale Autonomie des Ich bleibt [...] in beträchtlicher Ferne: Einer geschiedenen jungen Frau, die nur für ihren künftigen Gatten erzogen worden war [...], bietet sich zunächst nur der Rückweg in die frühere Abhängigkeit des Elternhauses.¹²

Der Roman endet mit einer Szene, die verdeutlicht, wie stark die Tochter von dem Vater immer manipuliert wurde:

Dieses Foto kommt morgen in die Zeitung, sagte Vater, und ich stellte mich rasch neben ihn, Füße zusammen, stillhalten neben Vater, aufgeregt und beschämt über so viel Glück. Mit Vater, und in die Zeitung! Aber er wollte nur, dass ich mich ohne Widerspruch fotografieren ließ, und das Bild klebt im Album. (SM 121)

Diese Erinnerung an einen auf den ersten Blick banalen und unwichtigen Vorfall zeigt, dass das Kind glauben will, von dem idealisierten und hochgeschätzten Vater als gleichberechtigt anerkannt zu werden und sogar „über so viel Glück“ – der schneidende Hohn lässt sich nicht übersehen – beschämt ist. Schnell erweist sich jedoch das Manöver des Vaters als ein Trick, damit sich das Kind willig foto-

¹² Puknus: *Neue Literatur der Frauen*, S. 233.

grafieren lässt. Die Tochter fühlt sich betrogen und ausgenutzt, und ihr Glaube an den Vater sowie an die Richtigkeit seines Handelns ist erschüttert. Diese Szene lässt sich auf die Situation der Tochter innerhalb der Familie auch im Allgemeinen beziehen. Auch als Erwachsene lässt sie sich vom Vater täuschen, dass die Heirat mit Rolf ihr die Selbstverwirklichung ermöglichen würde. Nach kurzer Zeit erweist sich aber, dass sie weiterhin in einer hierarchischen Struktur steckt, mit dem einzigen Unterschied, dass sie statt des Vaters jetzt einen väterlichen Ehemann hat.

Die Ich-Erzählerin rebelliert zwar in erster Linie gegen ihren Mann und gegen seine Ansichten, doch es lässt sich nicht übersehen, dass Rolf als eine Verkörperung der Lebensphilosophie des Vaters erscheint. Indem die junge Frau dagegen kämpft, kämpft sie indirekt gegen die Weltanschauung ihres Erzeugers. Sie ist mit der von den Männern unternommenen und mit Erfolg immer wieder durchgeführten Entindividualisierung der Frau keinesfalls einverstanden. Sie will sich nicht in den starren Korsett der Konventionen einsperren lassen und strebt nach ihrem eigenen Lebensinhalt. Stets versucht sie, sich aus den Macht- und Gewaltverhältnissen zu retten. In ihrem Handeln negiert sie die bestehenden Verhältnisse, wirbt um eine ehrliche Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern, und ihre Flucht in die Ehe ist ein Versuch, der Rolle eines vom Vater und dessen Willen absolut abhängigen Kindes zu entfliehen. In Rolf sucht sie anfänglich danach, was sie beim Vater nie gefunden hat – nach Liebe und Freiheit, weil sie glaubt, als eine Ehefrau ihr Schicksal selbst bestimmen zu dürfen. Doch die Hoffnung auf Selbständigkeit ist trügerisch. Wie stark ihre Enttäuschung auch ist, negiert die Ich-Erzählerin nicht die gesamte Gesellschaftsordnung. Zwar äußert sie Skepsis gegen die Institution der Ehe und kritisiert das Patriarchat, aber sie vertritt keine radikalen feministischen Ansichten, wie dies auch Puknus konstatiert:

Dennoch wird keine der dezidiert feministischen Konsequenzen gezogen: Weder dringt das Schwaigersche 'Ich' über seine Einzelexistenz zur gleichgeschlechtlichen Solidarisierung vor, noch wird proklamativ die totale Abwendung vom Mann als Mann [...] gefordert.¹³

Ähnlich wie im Roman *Wie kommt das Salz ins Meer?* thematisiert Brigitte Schwaiger auch in dem darauffolgenden Werk *Lange Abwesenheit* eine totale

¹³ Ebd., S. 232.

Entfremdung zwischen Vater und Tochter sowie allerlei Liebes- und Akzeptationsdefizite und die daraus resultierenden Folgen. Bereits der Titel des zweiten Romans ist eine direkte Anspielung auf jene Kälte und Distanz, die im Elternhaus der Schriftstellerin zwischen den Generationen herrschten. Die Ich-Erzählerin rekapituliert in *Lange Abwesenheit* sowohl ihre Krankenbesuche bei dem sterbenden Vater als auch ihre Kindheit. Die Rekonstruktion der Vergangenheit schafft die Grundlagen für eine Analyse des eigenen Ich, die wiederum verdeutlicht, dass eine Ablösung von dem Vater und seiner Macht noch nicht gelungen ist. Heinz Puknus spricht daher in diesem Kontext von „einer labilen Balance zwischen Schon-Freiheit und Noch-Gebundensein“¹⁴.

Wie aus den Darstellungen im Roman *Lange Abwesenheit* allmählich hervorgeht, kann als ein entscheidender Faktor, der die ersehnte Distanzierung der Tochter vom Vater erschwert, die Erinnerung an die unglückliche Ehe der Eltern gelten. Die angespannte Atmosphäre zwischen den Eheleuten war für das Kind immer eine Belastung und verstärkte nur das Verlangen nach Geborgenheit und Halt:

Mit den Eltern in einem Zimmer sein dürfen, ohne dass Vater Mutter beleidigt; das ist wie eine warme Decke im Rücken¹⁵

– äußert die Tochter nach Jahren den in ihren Gedanken immer präsenten Wunsch. Das ist ein Ruf nicht nur nach emotionaler Wärme, die durch eine warme Decke symbolisiert wird, sondern auch nach besseren Relationen zwischen beiden Elternteilen. Die ständige Entwertung der Mutter durch den Vater führte dazu, dass die Tochter die von ihm gezeigte abwertende Haltung gegenüber der Mutter übernimmt. So wird sie zum Komplizen des Vaters in dessen Kampf gegen die Mutter, was ihre positive Identifikation mit der Weiblichkeit erschwert. Die erniedrigte Mutter wird zu einer Vertreterin des schwachen und minderwertigen Geschlechts, was bei der Tochter wiederum Abwehrmechanismen entstehen lässt, um ‘auf der anderen Seite’ im Geschlechtskampf stehen zu dürfen. Auch die Mutter trägt dazu bei, indem sie der Tochter das Gefühl vermittelt, weniger wert zu sein als ein Mann. Die Tochter unternimmt den Versuch, sich von der Mutter, d. h. von der Weiblichkeit und somit vom eigenen Geschlecht, zu distan-

¹⁴ Ebd., S. 236.

¹⁵ Brigitte Schwaiger: *Lange Abwesenheit*. Reinbek bei Hamburg 1982, S. 77. Im Folgenden zitiert als LA mit der Seitenzahl.

zieren, und sie wird dadurch mit dem Problem der Zugehörigkeit konfrontiert. So gerät sie in ein 'Niemandland', sie gehört keinem der Geschlechter an, was ihre späteren Identifikationsprobleme erklären mag. Auch die in ihren Beziehungen zum Vater vorhandene Erotik resultiert aus der in der früheren Kindheit erlebten Frustration. Die Konflikte mit dem Vater sind einerseits als eine Folge der gestörten Weiblichkeitsherausbildung, andererseits als Auswirkungen der Überzeugung von der eigenen Wertlosigkeit zu verstehen. Indem sie sich im Laufe der Handlung über die Folgen der Kontaktlosigkeit in ihrem Elternhaus bewusst wird und dazu Stellung nimmt, befreit sich langsam die Ich-Erzählerin von den Einflüssen ihres Erzeugers. Doch sie hängt immer noch sehr an ihm und an seiner Denkweise, was beweist, dass eine vollkommene Freiheit noch nicht erreicht wurde:

Er ist tot, aber ich kämpfe gegen ihn, noch immer. Er hat viele Stimmen, viele Arme und Beine, ist unsichtbar und kann mir jederzeit und überall auflauern (LA 88)

– sagt sie bitter und besorgt. So wird die ständige Präsenz des Vaters in Gedanken der Tochter zum Verhängnis, dem sie nicht entgehen kann. Denn ihre Kindheit verlief in einer Atmosphäre der Unterwerfung dem Vater gegenüber, der nie auf Gefühle oder Bedürfnisse der anderen Rücksicht genommen hat. Die Schulhefte seiner Tochter ließ er in den Hof werfen und sie „zusammen mit dem anderen Gerümpel“ (LA 59) verbrennen, obwohl er wusste, wie stark das Kind an den Heften hing. Seine Brutalität und Rücksichtslosigkeit der Tochter gegenüber vertieften den Abgrund zwischen den beiden. Das Kind fühlte sich ständig abgestoßen und – um in väterliche Nähe zu gelangen – wünschte es sich Krankheiten, „um von ihm berührt zu werden“ (LA 21).

Brigitte Schwaiger skizziert in *Lange Abwesenheit* die patriarchalische Ordnung in der Familie, in der Söhne viel höher als Töchter in der Hierarchie stehen: „Söhne hat er sich gewünscht“ (LA 66) – gesteht bitter die Ich-Erzählerin und legt damit ihr Schuldbekennnis ab, weil sie für den Vater nichts als eine Enttäuschung war. Sie leidet darunter und wird sich nach Jahren jener Demütigung seitens des Vaters entsinnen:

Gute Nacht, sagte sie. Gute Nacht, sagtest du in dem Ton, der zugleich ein lautes Seufzen ist, ein Vorwurf von dir an dich selbst, uns gezeugt zu haben. (LA 10)

Die Trauer über die versäumte Nähe kommt in mehreren Aussagen der Tochter zum Ausdruck. So klagt sie, der Vater habe nie ihre Briefe beantwortet (vgl. LA 9), oder sie bezeichnet seine Patienten als Menschen, „die einen besseren Weg zu ihm wußten“ (LA 10). Die von ihr formulierte Definition des Vaters ist somit letztendlich voller Enttäuschung und Sarkasmus:

Ein Vater, ein richtiger Vater, ist einer, den man nicht umarmen darf, den man nicht unterbrechen darf, wenn er spricht, dem man antworten muß, auch wenn er zum fünftenmal dasselbe fragt und es aussieht, als frage er zum fünftenmal, um sich zu vergewissern, ob die Töchter auch willig sind, stets zu antworten, ein Vater, der einem das Wort anschneiden darf. (LA 19)

Erst während ihrer Krankenhausbesuche stellt die Ich-Erzählerin mit Erstaunen fest, ihr Vater sei doch ein Menschenwesen und „Seine Haut ist Menschenhaut“ (LA 78), obwohl er sogar auf dem Sterbebett liegend eher Achtung als Liebe verlangt und betont, er wolle mit Würde sterben (vgl. LA 63). Erst die Krankheit des Vaters und die Tatsache, dass er auf die Hilfe der anderen angewiesen ist, ermöglichen seine Entmythologisierung. Er ist nicht mehr ein unerreichbarer Gott und Herrscher, sondern ein Mensch, dem die Tochter zum ersten, und zugleich zum letzten Mal, nah sein kann, „so nah und so lange, wie in ganzem Leben niemals“ (LA 78). Dass auch der Vater unter der ihm zugeteilten Rolle leidet und die Liebe seiner Tochter sucht, veranschaulicht eine seiner Aussagen im Krankenhaus:

Wenn jemand da ist, den man gern hat, das gibt eine innere Freude, die man gar nicht ausdrücken kann (LA 75).

Die Tochter ist so erschüttert über dieses Bekenntnis, dass sie daran nicht glauben kann und argwöhnisch fragt: „Meinst du mich?“ Die Kontaktlosigkeit zwischen den beiden dauerte so lange, dass es jetzt kaum möglich ist, eine Brücke der Verständigung zu schlagen.

Schon in der Kindheit empfindet die Tochter ihren Vater als ein Überwesen, das man bewundern muss. Seine Unerreichbarkeit und Unnahbarkeit machen die Konstellation Herrscher (Vater) – Untertan (Tochter) noch deutlicher. Das Kind akzeptiert (wenn auch unbewusst) jene Familienstruktur, weil es dadurch einen festen, wenn auch minderwertigen Platz in der Familie gewinnt:

Ich höre Vaters Stimme. Er ruft meinen Vornamen. Er will etwas von mir. Weit weg ist er, in einem anderen Zimmer. Und will etwas von mir, daher lebe ich. Er schimpft mit mir, daher gibt es mich. Er geht vorbei an mir, ohne etwas zu sagen. Überflüssig bin ich. Mich sollte es nicht geben [...]. (LA 20)

Diese Worte verdeutlichen die totale Fixierung der Tochter auf den Vater. Ihre Existenz hängt von der des Vaters ab, ungeachtet dessen, wie brutal er auch ist. Von ihrer eigenen Nichtigkeit fest überzeugt, hat sie lange keinen Mut, das idealisierte Vaterbild zu demontieren. Der Vater, der als ein bewunderter und beliebter Arzt gilt, benimmt sich in der Familie wie ein Tyrann, dessen Wille und Zufriedenheit über den Bedürfnissen aller anderen Familienmitglieder stehen. Die Ich-Erzählerin und ihre Geschwister werden als Störfaktoren betrachtet, die die väterlichen Erholungs- und Ruhebedürfnisse nicht respektieren:

Mutter schickte uns in unsere Zimmer. Der Vater hat genug Gesichter gesehen den ganzen Tag! Er braucht Ruhe. (LA 8)

Die stillen Stunden nach dem Mittagessen, wenn du dich ins Schlafzimmer zurückgezogen hattest. Mutter huschte auf Zehenspitzen. Flügel wuchsen ihr, wenn sie deinen Schlaf bewachte. Geh leise, du weckst Papa! Du bist rücksichtslos! (LA 14)

Die Kinder haben ständig das Gefühl, unerwünscht zu sein, und die besondere Stellung des Vaters vertieft die bestehende große Distanz zu ihm. Als Kind ist sich die Tochter dessen bewusst, dass ihr Vater 'etwas Besonderes' ist. Trotz ihrer Bedürfnisse nach Zuneigung und Liebe versucht sie, die Situation zu akzeptieren, zumal auch sie selbst auf den Vater stolz ist:

Ich empfand für alles, was mit deinem Namen bedrückt war, ehrfürchtige Liebe. Ein Vater, der so wichtig war, dass man seinen Namen druckte. Doktor der gesamten Heilkunde. (LA 7)

Der Vater fordert blinden Gehorsam und versucht, militärischen Drill einzuführen. Seine Obrigkeit lässt keinen Freiraum für die Entfaltung eigener Ideen, sein Wertesystem ist dabei in den autoritären Strukturen des Nationalsozialismus eingebettet:

Mit dem Besteck so umgehen, wie du es auf der Offiziersschule gelernt hast. Wir haben alles gelernt von dir und auch früh gelernt, andere Menschen wegen ihrer anderen Tischsitten zu verachten. Wenn du deine Hauptmannsuniform aus dem Krieg daheim getragen hättest von Anfang an, dann wäre vielleicht vieles deutlicher gewesen. (LA 18 f.)

Der Leser erfährt kaum etwas von seiner politischen oder ideologischen Vergangenheit, obwohl ein gewisser Vorwurf der Verblendung in der Luft schwebt. So vermerkt Wolfgang Türkis mit Recht, dass „die dem Vater angelastete Nazi-Vergangenheit eher ein unreflektierter persönlicher Racheakt der Tochter für dessen lebenslange Unnahbarkeit und Abweisung“¹⁶ zu sein scheint und dass die Tochter den Vater möglicherweise „zum Nazi-Tyrann“ dämonisiert, um sich selbst zu dessen Opfer zu stilisieren.

Trotz seiner eher unpolitischen Haltung ist jedoch die Abneigung des Vaters gegen Juden demonstrativ, und seine Ansichten sind voller Hass und Verachtung:

[...] sie verhalten sich so, dass sie immer wieder vertrieben werden und sich woanders einnisten, bis man sie wieder vertreibt, weil sie keiner haben will. (LA 25)

Paradoxerweise reproduziert die Tochter unbewusst Vaters Anschauungen in ihrer Beziehung zu Peter Birer, der ihr Liebhaber wird.¹⁷ Die Liebesaffäre, die als eine Rebellion gegen den Vater zu verstehen ist, veranschaulicht, wie stark sie von ihm geprägt wurde:

¹⁶ Wolfgang Türkis: *Beschädigtes Leben. Autobiographische Texte der Gegenwart*. Stuttgart 1990, S. 120.

¹⁷ Auf eine solche Reproduktion der elterlichen Vorurteile weist Dan Bar-On in seinem Buch *Die Last des Schweigens* hin. Er führt das Beispiel einer erfolgreichen Anwältin an, deren Vater während des Krieges in einem Einsatzkommando in der Ukraine tätig war und an mehreren Massenexekutionen teilnahm. Obzwar seine Tochter damals ein kleines Kind war und erst nach Jahren von den Verbrechen erfuhr, fühlt sie sich als erwachsene Frau dafür mitverantwortlich. Ihre Schuldgefühle determinieren ihr Handeln sowie ihre zwischenmenschlichen Beziehungen. Über ihre Beziehungen zu Männern sagt sie: „Ich bin nicht sicher, wie dies alles meine Beziehungen zu Männern beeinflusst hat. [...] Vor zwei Jahren hatte ich einen jüdischen Mandanten, der im Gefängnis gewesen ist. In den habe ich mich sehr verliebt [...], dann habe ich mir gedacht: Es ist ja kein Zufall, dass ich mich in jemanden verliebe, der ein Opfer meines Vaters ist, zugleich aber selbst andere zum Opfer macht.“ (Dan Bar-On: *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*. Reinbek bei Hamburg 1996, S. 283 f.)

Er ist Jude! Juden soll man nicht trauen [...]. Ich habe vieles, was Vater über Juden sagte, nachgesagt. (LA 28)

Juden gehen wirklich leicht gebückt, ich sehe es. (LA 30)

Sie [die Juden] alle ermorden, damit es endlich keinen mehr gibt, der an die toten Juden erinnert. (LA 33)

Judenlächeln, dachte ich, Judennase. (LA 39)

Manfred Jurgensen behauptet, Birer erlaube ihr, die antisemitischen Vorurteile des Vaters zu überprüfen.¹⁸ Sie zieht Vergleiche zwischen ihren Beobachtungen und dem, was sie im Elternhaus zu hören bekam. Es ist zu betonen, dass solche Gedanken mehrmals auftauchen, was beweist, dass sie tief im Unterbewusstsein der Tochter verwurzelt sind. Zwar unternimmt die Ich-Erzählerin den Versuch, sich von solchen Gedanken zu befreien und fragt entsetzt: „Was haben deine Gedanken in meinem Kopf verloren?“ (LA 41), aber zwischen dem Distanzierungsversuch und dem wirklichen Distanzieren liegt ein großer Unterschied. Angesichts ihres Verhaltens Birer gegenüber lässt sich bezweifeln, ob es ihr gelungen ist, den Antisemitismus des Vaters in ihrem Inneren zu bekämpfen. Ihre – durch seine Vorurteile gefärbten – Ansichten sind nicht zu rechtfertigen, und sogar Birer macht sie darauf aufmerksam: „Jetzt spricht der Nazi aus dir, sagte er einmal“ (LA 35).

Wie bereits angedeutet, ist die Liebesaffäre mit Birer als direkter Protestakt, als Rebellion und zugleich Ablösungsversuch zu interpretieren. Da die Beziehung zum Vater scheitert, sucht sich die Ich-Erzählerin einen Mann in seinem Alter, einen sozusagen zweiten Vater, „einen Vater, mit dem [sie] auch ins Bett gehen kann“ (LA 28). Sie vergleicht Birer mehrmals mit dem Vater, wobei sie zwischen beiden gewisse Ähnlichkeiten feststellt (vgl. LA 42); auch Birers väterliches Verhalten ihr gegenüber erinnert sie an den eigenen Erzeuger (LA 27). Im Bezug auf die beiden Männer bemerkt Manfred Jurgensen, dass für Beide das Denken einer Frau keine Gültigkeit besitzt, sogar wenn sie die Frau lieben.¹⁹ Es handelt sich somit bei ihnen nicht nur um den Liebesentzug, sondern zugleich um den Eigenwertsentzug. Nach Jurgensen ist also Birer „die

¹⁸ Vgl. dazu Jurgensen: *Deutsche Frauenautoren der Gegenwart*, S. 290.

¹⁹ Ebd.

Komplementärgestalt zum Vater²⁰, und der einzige Unterschied besteht darin, dass Birer seine väterliche Liebe zugleich mit Sexualität verbindet. Für die Ich-Erzählerin ist die Liebesbeziehung zu ihm ein Ausdruck der Distanz vom Vater, sie soll zur Waffe gegen ihn werden, was auch im Text eindeutig zum Ausdruck kommt: „Er wird mein Geliebter, mit ihm werde ich mich behaupten gegen den Vater“ (LA 28). Außerdem ermöglicht Birer der Ich-Erzählerin, endlich die Rolle der Frau zu spielen. Im Unterschied zu ihrem Vater, der die Körperlichkeit seiner Töchter zu unterdrücken versucht²¹, akzeptiert er sie nämlich als Frau und will ihre Weiblichkeit nicht bekämpfen. Indem sie gegen die väterliche Weltordnung verstößt, wagt die Ich-Erzählerin den ersten Schritt zur Befreiung von der elterlichen Autoritätsgestalt. Aber die Liebesaffäre mit Birer bedeutet zugleich den ersten Versuch, ihre Frauenrolle zu akzeptieren, denn ihre bisherige Beziehung zum Vater war von gewisser Intimität geprägt, die ihre Relationen mit anderen Männern beeinflusste.

Der Liebesentzug, den die Tochter als Kind erlebt, führt allerdings später zu Missverhältnissen in ihrer Einstellung zum Vater. Um seine Liebe und Zuneigung zu erwerben, versuchte sie schon früh, ihm jederzeit zu gefallen. So zieht sie als kleines Mädchen das von ihm bevorzugte weiße Kleid an und lässt sich als „eine kleine, heimliche Geliebte“ (LA 9) bezeichnen. Jahre danach, als der Vater todkrank im Krankenhaus liegt, zieht sie noch einmal das Kleid an, obwohl sie selbst weiß, dass es ihr nicht mehr passt:

Es paßt zu einem Mädchen, das ich nicht mehr bin. Wie eine kleine Geliebte, sagt er, wie eine heimliche Geliebte. (LA 75)

Die in dieser Szene schwebende erotische Spannung, die in mehreren Passagen auftauchende Eifersucht der Ich-Erzählerin auf die Mutter²² sowie ihre Versuche, von dem Vater als eine Frau und nicht mehr als Tochter wahrgenommen zu wer-

²⁰ Ebd., S. 289.

²¹ Davon zeugt u. a. die folgende Stelle: „[...] er schrie [...] und nannte uns Huren [...]. Warum lackiert ihr euch die Fingernägel? Warum zupft ihr euch die Augenbrauen [...]?“ (LA 50)

²² Diese Eifersucht spiegelt sich beispielsweise in folgenden Worten der Tochter: „Mach dich nicht so wichtig! Ich bin seine Tochter. Dich hat er nur geheiratet [...]. Ich bilde mir ein, ich hätte ihn besser verstanden und besser zu lieben gewusst als Mutter.“ (LA 52)

den²³, deuten auf ein krasses Missverhältnis hin. Die Mutter wird von der Tochter als Konkurrentin gesehen.

Der Hauptgrund für die Konflikte zwischen Vater und Tochter liegt offenbar darin, dass die Ich-Erzählerin eben **eine Tochter** und **keine Frau** für den Vater ist. Die väterliche Geistesabwesenheit ist die Ursache dieser Haltung, weil die Tochter sich abgestoßen fühlt und um jeden Preis und mit allen Mitteln um die ersehnte Aufmerksamkeit des Vaters wirbt. Die durch Sexualität gefärbte Beziehung trägt wiederum dazu bei, dass ihre späteren Liebesbeziehungen scheitern müssen. So kann man von einer verhängnisvollen Kettenreaktion sprechen, in der der Liebesentzug seitens des Vaters zur Fixierung der Tochter auf die Vatergestalt führt, was ihre Beziehungen zu anderen Männern im Voraus zum Scheitern verurteilt.

Die Ich-Erzählerin ist sich dessen bewusst, dass die erotischen Komponenten in ihren Relationen mit dem Vater untersagt sind. Dies ruft bei ihr Schuldgefühle hervor und führt zu einer Persönlichkeitsspaltung, was schließlich in (Alp-)Träumen mündet:

Leg deine Hände auf meine Hüften, wie ich das nie haben wollte, wenn du nichts anderes kannst. Ein Friedhofsmörder könnte mich erwürgen und zerstückeln [...]. Siehst du, was für Macht du hast? Und wie überlegen du mir jetzt schon wieder bist. (LA 8)

Die Vorstellung von einer Berührung ist somit durch die Angst vor der Strafe gefärbt. Die Angst 'erwürgt und zerstückelt' zu werden, ist die Antwort des Unterbewusstseins auf eine verbotene und nahezu zum Inzest führende Beziehung.

Die Tochter ist von der Übermacht ihres Erzeugers, auch nach dessen Tod, fest überzeugt:

Aber sein Sterben war die letzte Falle, in die ich hineingeriet und in der ich noch immer stecke. Weil mein Vater unsterblich ist. (LA 20)

Der Verstorbene erweist sich als übermächtig; als jemand, der trotz seiner Verslossenheit für die Tochter die wichtigste Bezugsperson bleibt. Auch nach seinem Tod orientiert sie an ihm ihr eigenes Denken. Ihre Suche nach der Nähe zum

²³ Dazu bekennt die Ich-Erzählerin: „Ich möchte mir vor meinem Vater die Kleider ausziehen, mich nackt vor ihn hinstellen: Schau mich an, ich bin eine Frau, ich bin nicht du!“ (LA 41)

Vater gipfelt in ihrem Umgang mit dem eigenen Sohn Bernhard, der immer gute Beziehungen zum Großvater hatte. Nach Vaters Tod sucht sie dessen Präsenz in dem eigenen Kind: „Ich greife nach Bernhards Hand, um mir ein wenig von Vaters Wärme zu holen“ (LA 85). Ihr Verhalten veranschaulicht die Untrennbarkeit der familiären Bande. Sie ist sich dessen bewusst, dass die Bande des Blutes nicht so leicht zu zerreißen sind und dass sie ihr Leben lang an dem Vater hängen wird. Sie bleibt von ihm abhängig und ist unfähig, sich von seinem Einfluss zu befreien. Die Ich-Erzählerin kommt nicht voran, sie bleibt ein kleines Mädchen, die Tochter ihres Vaters, die zwar gegen seine Ansichten und Verhaltensweise rebelliert, aber außerstande ist, von ihm endgültig Abschied zu nehmen.

Brigitte Schwaiger klagt in beiden Werken über die emotionale Kälte ihres Elternhauses, doch zugleich behandelt sie ein weit über das Private greifendes Problem. Ihre Romane kennzeichnen die Grundhaltung einer quälenden Ambivalenz der Gefühle, des Zweifels an den Wertvorstellungen der Eltern und der Anklage. Das zentrale Motiv ist hier die Suche nach der eigenen Identität, nach Selbstverwirklichung, nach der Akzeptanz der Weiblichkeit. Tief verankert ist in beiden Romanen das Geschlechtsspezifische, welches das Handeln und die Denkweise der Töchter beeinflusst. Die für patriarchalische Familien charakteristische Verteilung von Macht (Mann, Vater) und Ohnmacht (Frau, Mutter) determiniert auch die Vater-Tochter-Relationen. Der Vater, dessen ökonomisch-gesellschaftliche Position andere Familienmitglieder von ihm abhängig macht, wird von der Autorin als mächtig und unerreichbar dargestellt. Die Tochter wirbt vergeblich um die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Vaters. Auch die Mutter nimmt die ihr vom Ehemann zugeteilte Randposition ein, und überlässt die Tochter mit all ihren Ängsten und Dilemmata sich selbst. Beide Romane sind somit als Dokumente der Einsamkeit und der emotionalen Isolation der Tochter zu lesen. Die Hauptursache für die von der Tochter unternommene Erinnerungsarbeit ist die Sehnsucht nach dem Vater, der ihr immer fremd war. Sein Bild verfolgt sie, und erst nachdem sie darüber geschrieben hat, befreit sie sich von ihm. Die Rekonstruktion der familiären Beziehungen soll somit zur „Befreiung aus der elterlichen Bevormundung“²⁴ führen, denn mit ihrem Bericht wirbt die Autorin noch einmal um die Liebe des Vaters und sucht einen Dialog mit ihm.

²⁴ Vgl. Jurgensen: *Deutsche Frauenautoren der Gegenwart*, S. 289.

**POSZUKIWANIE WŁASNEJ KOBIECOŚCI
W POWIEŚCIACH BRIGITTE SCHWAIGER
*WIE KOMMT DAS SALZ INS MEER? ORAZ LANGE ABWESENHEIT***

Streszczenie

W powieściach *Wie kommt das Salz ins Meer?* („Skąd się w morzu bierze sól?”, 1977) oraz *Lange Abwesenheit* („Długa nieobecność”, 1980) austriacka autorka Brigitte Schwaiger podejmuje problematykę związaną z pozycją kobiety w rodzinie i społeczeństwie, opisuje trudną i kończącą się często niepowodzeniem walkę o własną kobiecość oraz prawo do decydowania o sobie samej. Oba utwory wykazują silny związek z biografią autorki, która wychowała się w rodzinie o patriarchalnej strukturze. Zarówno obecność elementów autobiograficznych, jak i tematyka obydwu powieści Schwaiger wpisują jej twórczość w nurt pisarstwa feministycznego.

KLAUS HAMMER

Politechnika Koszalińska / Akademia Pomorska w Słupsku

**„DIE GESAMTE ZIVILISATION IST EINE VERDRÄNGUNG“:
ZUR SCHREIBSTRATEGIE VON CHRISTOPH HEIN**

In seinem erst 1981 veröffentlichten Essay *Waldbruder Lenz*, der die Beziehung des Autors zu den großen Stilisten deutscher Sprache von Lenz, Kleist, Hebel, Büchner bis Kafka und Canetti dokumentiert, erzählt Christoph Hein gleich anfangs eine Geschichte, die er in einem comic fand:

Ein Landstreicher erklärt einem ältlichen Priester des Vatikans die biblische Schöpfungsgeschichte, wonach die Erdkugel ein Wollknäuel sei, welches Gott aus dem Schoß gefallen und nun langsam von ihm wieder aufgerollt werde. Unser Leben sei insofern rückläufig, die Vergangenheit unsere Zukunft und das Finale der Welt absehbar, es hängt am Fadenende. Auf die Frage des entsetzten Priesters, wo denn, bei Gott und allen Teufeln, dies in der Bibel stünde, entgegnet der Landstreicher: So direkt steht es natürlich nicht drin. Aber du bekommst es sehr schnell mit, wenn du verstehst, zwischen den Zeilen zu lesen.¹

Die künstlerischen Strategien „beim Schreiben der Wahrheit“ (Brecht) waren in der Literatur in der DDR vielfältig. Die Kunst, sowohl mit verstellter Stimme zu sprechen als auch zwischen den Zeilen oder ‘um die Ecke’ zu lesen, wurde mit der moralischen Verpflichtung verbunden, den geknebelten Journalismus und den unterbundenen öffentlichen Diskurs in und mit der Kunst zu ersetzen. Viele Autoren setzten ihren Ehrgeiz darin, die Sprache der Herrschaft nur in

¹ Christoph Hein: *Öffentlich arbeiten*. Berlin, Weimar 1987, S. 70.

ihrer Oberflächenstruktur benutzt, so die Organe des Machtapparates genarrt und ‘Kassiber’ unter das Volk gebracht zu haben, wie es Fritz Rudolf Fries beschreibt.² Der Autor dissimulierte und verrätselte, konstruierte nach dem Modell von Anagramm oder Palimpsest, Labyrinth oder Rebus, und der eingeweihte Leser tüftelte und entschlüsselte. Das Bedürfnis, „Widersprüche loszuwerden“³, motivierte das Schreiben Heiner Müllers: „Wenn man ein Objekt der Geschichte ist, braucht man andere Figuren, um über die Probleme zu reden.“ Das eben verlangte eine Form, welche die Äußerung in Rollen und Masken möglich macht: den ‘dramatischen’ Text und zunehmend den ‘theatralischen’ Text. „Ich kann das eine sagen und ich kann das Gegenteil sagen“⁴, so Heiner Müller.

Christoph Hein allerdings wies den Versuch einer Funktionalisierung von Literatur zum Zweck einer verschwörerischen Verständigung mittels der ‘Sklavensprache’ strikt von sich ab. Er bestand darauf, Literatur schreiben zu wollen, und forderte diese Freiheit – uneingeschränkte Öffentlichkeit – für alle. In begrifflicher Schärfe und logischer Eindeutigkeit demontierte er in seinen Reden und Aufsätzen die zu Versatzstücken, Phrasen und Beschwörungsformeln gewordenen ‘sozialistischen’ Ideale und Leitbilder. Er hat die „versteinerten Verhältnisse“⁵ beschreiben wollen, und die versteinerten Verhältnisse fingen an zu tanzen.

BESTANDSAUFNAHME EINES ZUSTANDES

Die Ideale sind desavouiert, die Botschaften verschlissen, das Leben scheint ein falsches, leeres, sinnloses und auswegloses – Hein unternimmt die Bestandsaufnahme eines Zustandes, nicht die Schilderung eines Entwicklungsprozesses. Er hat nie in Abrede gestellt, dass die ihn umgebenden Verhältnisse auch sein Schreiben beeinflusst haben. In seiner Rede über die Verdrängung der stalinistischen Hinterlassenschaft der DDR – im September 1989 – bekannte er, dass es ihn psychisch krank mache, in einem Land zu leben, dessen Bürger es verlassen

² GDR Bulletin. Vol. 16. No 2 (Fall 1990), S. 27.

³ Vgl. Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erweit. Neuausg. Leipzig 1996, S. 473 ff.

⁴ Ebd.

⁵ Christoph Hein im Gespräch mit Frauke Meyer-Gosau. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Christoph Hein*. TEXT+KRITIK, H. 111. München 1991, S. 89.

wollen: „Es macht mich krank, weil die Gesellschaft irgendwo krank ist.“⁶ Die Diagnose der Gesellschaft in seinen Werken ist auch die der Krankheit der Gesellschaft. In der Geschichte der Ärztin Claudia (*Der fremde Freund/Drachenblut*), die da scheinbar fühllos über sich selbst berichtet, die alles unter Kontrolle, alles im Griff hat, versuchte der Autor – so in einem Gespräch 1991 –:

[...] etwas von dem zu benennen, was ich gesehen habe, was vorhanden, fast unübersehbar war. Es war für mich eine DDR-Geschichte. Aber sie wurde in 40 Ländern übersetzt, und auch an den Briefen aus sehr unterschiedlichen Ländern merkte ich, dass da offenbar noch etwas war, was auch in anderen Ländern vorhanden ist. In der ‘New York Times’ hieß es dann auch: Die Frau lebe in Ostberlin, aber das Barometer stehe auf der gleichen Stelle wie in New York. Also ist da irgendetwas Übergreifendes, und ich vermute nachträglich, dass es eben etwas mit dem Stand der Zivilisation zu tun hat, die ja doch in den sonst so politisch so unterschiedlichen Ländern vergleichbar ist.⁷

Zwei unterschiedliche Leseperspektiven und Lesemodelle wirken hier zusammen, ihre Verbindung und Interaktion machen die Irritation und zugleich Faszination von Heins Novelle *Der fremde Freund/Drachenblut* aus. Der Leser ist aufgefordert, durch die Erzählerin Claudia im doppelten Sinne des Wortes zu sehen: unter ihrem Text den versteckten Untertext und gleichzeitig die Gesellschaft aus ihrer Optik zu betrachten. In dieser Doppelfunktion des Erzählens nimmt das Ich die Doppelposition von Subjekt und Beobachter ein. Subjekt und Untertext stellen das eine Lesemodell dar. Es funktioniert mit Hilfe der Unterscheidung von Oberfläche und Tiefe, Gesagtem und Ungesagtem. Indem Claudia sich weigert, sich selbst zu überprüfen, und alles verdrängt – das Wiederfinden der begrabenen Vergangenheit, die heilende Macht der Erinnerung –, nimmt die blanke Oberfläche von Bildern (Abziehbildern), die aufeinander folgen, ohne eine tiefe Spur zu hinterlassen, den Platz des abwesenden Ich ein. Das Ich Claudia wird durch den Beobachter Claudia ersetzt, an die Stelle von Selbsterleben, Selbsterfahren tritt kühle, distanzierte Registration. Und genau die Blockierung der Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart schneidet die Zukunft ab.

1986 plädierte Hein für die ihm gemäße Haltung der Aufklärung,

⁶ Christoph Hein: *Als Kind habe ich Stalin gesehen. Essays und Reden*. Berlin, Weimar 1990, S. 155.

⁷ Klaus Hammer (Hg.): *Chronist ohne Botschaft. Christoph Hein. Ein Arbeitsbuch*. Berlin, Weimar 1992, S. 29.

die das Bestehende eindeutig und genau analysiert [...]. Wenn ich meine gegenwärtige Situation mitleidlos und distanziert genug, ohne Hass und Eifer betrachten kann, auch gnadenlos genug, dann, denke ich, ist dies eine Chance, einen künftigen Weg zu finden.⁸

Die Aufklärung der Gegenwart hängt also ab vom Verstehen der Vergangenheit, dem Wissen meiner eigenen Geschichte und der Geschichte der Gesellschaft. Der Kontrast zwischen (abwesendem) Ich und (anwesendem) Beobachter in Claudias Text dürfte also auf mehr hinweisen als auf den Bericht einer blockierten Identität. Ihre soziale Emanzipation ist praktisch mit völliger emotionaler Verarmung erkaufte. Heins Aufklärung der äußeren Erscheinungen sind Oberflächenprotokolle der Überlebensstrategien eines perfekt funktionierenden Ich. Die emanzipierte, funktionelle Beziehung zwischen Claudia und Henry, diesen beiden Fremden, wird aufrechterhalten durch das Nichtvorhandensein von Kommunikation, durch Kälte, Langeweile und Entfremdung. Beide versuchen zu leben, zu überleben, indem sie sich von ihrer Vergangenheit wie Zukunft lösen. Ihre Gegenwart aber ist erfüllt von der Leere des Wartens darauf, dass etwas geschieht. Das „Mir geht es gut“⁹ der Claudia ist die schlimmste Bankrotterklärung des Ich und damit einer Gesellschaft, die dem einzelnen Identität, das Leben in sich selbst, verweigert. Es ist aber darüber hinaus die Frage nach dem Preis der Zivilisation in der modernen Gesellschaft, sowohl im Osten als auch im Westen.

Wenn sich Hein als Chronist im Sinne der Chronistenschreiber des 14. und 15. Jahrhunderts betrachtet, dann schließt er hier Genauigkeit des Erzählens, direkte Mitteilung über die Welt genauso ein wie die Distanz, die aber keineswegs Nichtidentität bedeuten muss. „Natürlich gibt es keinen Text, in dem der Autor nicht drin ist. Und natürlich wählt der Chronist auch aus“¹⁰, strebt also subjektive Objektivität an. Nicht der Vorgang ist das eigentlich Fürchterliche, sondern sein Benennen. Und immer wieder hat Hein das Marx-Wort (aus dem Vorwort zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie) gebraucht: „Wenn man den versteinerten Verhältnissen die eigene Melodie vorspielt, dann zwingt man sie halt zum Tanzen.“¹¹ In den letzten 800 Jahren sei es immer ein Verbrechen

⁸ Krzysztof Jachimczak: *Gespräch mit Christoph Hein*. In: Sinn und Form. Jg. 40. Berlin 1988, S. 347.

⁹ Christoph Hein: *Der fremde Freund*. Berlin, Weimar 1982, S. 212.

¹⁰ Hein im Gespräch mit Meyer-Gosau. In: Arnold (Hg.): *Christoph Hein*, S. 89.

¹¹ Gespräch mit Christoph Hein. In: Hammer (Hg.): *Chronist ohne Botschaft*, S. 13 f.

gewesen, wenn bestehende Verhältnisse genau benannt wurden. Nicht der Archipel Gulag sei das Schlimme, sondern dass Solschenizyn die Untat beging, ihn zu benennen.

DER ‘FALL’ HORN

Wie geht Hein nun in seinem Roman *Horns Ende* vor? Die Story entwickelte er zunächst chronologisch, vom Frühjahr 1957, als die Zigeuner ihr Lager inmitten der Kleinstadt Guldenberg aufschlugen, bis zum Freitod Horns und schließlich bis zum frühen Herbst 1957, als die Zigeuner die Stadt für immer verlassen. Beide Ereignisse haben kausal scheinbar nichts miteinander zu tun, aber in der Erinnerung der Guldenberger bleiben sie eng miteinander verbunden. Der Erzähler erforscht den Jahrzehnte zurückliegenden ‘Fall’ und beschreibt den Weg Horns in zweifacher Richtung: vom stattgefundenen Tod zurück in die erinnerte Vergangenheit, und von der Vergangenheit bis zum Tod Horns. Aber eigentlich erfahren wir durch die Lebenszeugen weniger über Horn als vielmehr über die Figuren selbst. Die Aussagen des Arztes Dr. Spodeck, des Apothekersohnes Thomas, der Krämersfrau Fischlinger, des Bürgermeisters Kruschkatz und des geistesgestörten Mädchens Marlene Gohl gleichen Erinnerungsprotokollen, die untereinander wieder nach dem Prinzip der Spiegelung und Rückspiegelung arrangiert sind. Das sokratische ‘Erinnere Dich’, jedem Kapitel vorangestellt, löst mehr ein Erinnern an eigene unbewältigte Lebenswirklichkeit aus. Horn ist auch am Schluss eine fremde Figur; die Motive seines Selbstmordes bleiben letztlich ungeklärt.

Die Story um den ‘Fall’ Horn trägt ihren Anlass in sich selbst, und sie geschieht auch aus sich selbst heraus. Sie bleibt der Zwischenfall in der Kleinstadtgesellschaft, der „Fall ohne Folgen“¹². Unbeeindruckt geht das Leben so wie bisher weiter. Diese totale Festschreibung der Welt und Verinselung des Katastrophalen ist ein methodisches Konzept Heins. In den Zeugenaussagen wird der Leser mit einem mechanisch ablaufenden Uhrwerk von Niederträchtigkeiten und Schabigkeiten konfrontiert; die Figuren sind Werkzeug eines unaufhaltsam abrollenden Geschehens, das nur durch wenige Lichtpunkte von Menschlichkeit durchbrochen wird. Die Zigeuner stellen durch ihre bloße Präsenz in der Stadt die vorgebliche Rechtschaffenheit der Bürger in Frage. Sie bringen „unbegreif-

¹² Christoph Hein: *Horns Ende. Roman*. Berlin, Weimar 1985, S. 272.

liche Ferne¹³ und „Fremdheit“ in die kleinbürgerliche Enge und Bedrücktheit und stören als ethnische Menschengruppe, die vom Nationalsozialismus verfolgt wurde, den „unveränderbaren, wohlbehüteten Ablauf der Zeit“¹⁴.

Der Autor zwingt die Zeugen, die selbst als Opfer verstanden werden wollen, sich in den bezeugten Szenen als Akteure zu offenbaren, agierend unter anderen Akteuren (der Kunstmaler Gohl und seine Frau Gudrun, Kruschkatz' Frau Irene, Kruschkatz' Stellvertreter Bachofen, Frau Fischlingers Sohn Paul, Spodecks Hausmädchen Christine u. a.), die wieder nur in ihrer Schilderung vorhanden sind. In der Re-Produktion dieser Aussagen, die mit Handlungsfakten abgestützt sind, steht Aussage gegen Aussage, Person gegen Person, Wahrheit gegen Wahrheit, Lüge gegen Lüge. Hein zerstört ständig die Figurenperspektive, kontert die eine durch die andere; jede Figur setzt eine andere Perspektive und verlangt sie zugleich auch für sich. Es ergeben sich Momente, die simultan und nebeneinander gesehen und – quasi als Meta-Begebnisse – um den Tod Horns und seine direkten Folgen bzw. Nicht-Folgen herum gruppiert sind. Der Kunstgriff besteht in der stilistischen Schockierung, im unvermittelten Tonwechsel des Erzählungsprotokolls, das einen Aspekt durchhält, um- und abbricht und an anderer Stelle wieder aufnimmt.

Dennoch ergeben die Recherchen, die Erinnerungsbefragung letztendlich nichts. Die Genauigkeit der beabsichtigten Nachfrage erzielt eigentlich nur Ungenauigkeit. Der Zeugenbericht als methodisches Verfahren scheitert an der versuchten Aufklärung des Motivs. Die authentische, 'wahrheitsgemäße' Beschreibung, die sich scheinbar jeder Manipulation und Täuschung versagt, stellt sich gerade als eine Methode des Verhüllens und Verschweigens dar. Hein referiert den 'Fall' in den subjektiven Spiegelungen, Brechungen und Verzerrungen der Zeugenaussagen, er referiert auch und vor allem die 'Leerstellen', das Unaufgeklärte und scheinbar Unaufklärbare und reißt damit immanente Widersprüche auf. Wenn die non-fiction-Schreibweise auch das anvisierte singuläre Tatmotiv nicht einbringen kann oder gar nicht will, so soll sie im Sinne der Negation der Negation eine mögliche Aufhebung oder Verallgemeinerung des Einzelfalls im Bewusstsein des Lesers leisten, indem sie seine Kritik herausfordert.

Die noch an ein festes Erzähler-Ich gebundene Erzählperspektive im *Fremden Freund* ist von Hein hier preisgegeben worden. An ihre Stelle ist der redu-

¹³ Ebd., S. 10.

¹⁴ Ebd., S. 29.

zierte Erzähler getreten, dessen Position und Erzählperspektive in einer Vielzahl von gegensätzlichen Zeugenprotokollen aufgelöst bzw. montiert ist. Innerhalb der Einzelaussage und -situation prägt der Verzicht auf schlüssige, kontinuierliche Geschehensdarstellung zugunsten punktueller, nicht einer Entwicklung folgender, sondern Bruchstücke reihender Erzählweise die Erzählstruktur.

Vom gebrochenen Spiegel – einer Erfindung der Filmtechnik – erzählt Dr. Spodeck Horn in einer Sprechstunde. Mit Hilfe des gebrochenen Spiegels können aus Filmdokumenten Teile eines Bildes entfernt oder aber neue, nicht dazu gehörige Bilder eingespiegelt werden. Diese Erfindung zur Manipulation von Filmdokumenten und damit auch von Geschichtsschreibung vergleicht Spodeck mit dem menschlichen Erinnerungsvermögen:

Wir speichern nicht ein Geschehen, sondern unser Bewusstsein, unser Denken über ein Ereignis. Es sind persönliche Erinnerungen, was nicht weniger sagen will, als dass all unser Erinnern kein Bild der Welt liefert, sondern ein durch das Spiegelkabinett unseres Kopfes entworfenen Puzzle jenes Bildes mit unseren individuellen Verspiegelungen, Auslassungen und Einfügungen.¹⁵

Folglich kann es kein eindeutiges Bild der Realität geben; alle Aussagen über Geschichte sind notwendigerweise subjektiv und verändern sich in Abhängigkeit vom Blickwinkel des Beobachters.

Der in zahlreiche Splitter zerbrochene Spiegel erzeugt ein Kaleidoskop; immer neue Bilder können durch das unterschiedliche Zusammenlegen der Teile entstehen. Jedes Teil ist Fragment und spiegelt nur einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit wider. So wie der Leser die von den Erzählern zur Verfügung gestellten Erinnerungsfragmente selbst zusammensetzen, interpretieren und nach Widersprüchen befragen muss, so bleibt auch jede Geschichtsschreibung fragmentarisch, abhängig von der subjektiven Sicht des einzelnen und den Bedingungen der Gegenwart.

Eine ähnliche Erfahrung macht der 12jährige Thomas, der vor dem dreiteiligen Frisierspiegel der Mutter sitzt und sieht, wie er durch die Bewegung der Seitenteile sein Gesicht verändern kann. Wie Spodeck im Gespräch mit Horn beschreibt, so entdeckt Thomas, dass es möglich ist, das Gesicht mit wenigen Handgriffen zu vervielfachen, es zu einer Fratze zu verziehen, es in unerreichbare Ferne zu rücken oder Teile verschwinden zu lassen. Es ist möglich, Teile

¹⁵ Ebd., S. 280.

des Gesichts ‘herauszureißen’, ohne Zeichen einer Verletzung zurückzulassen: „Keine Wunde, keine Narbe deuteten auf verlorene Gesichtsteile.“¹⁶ Thomas entdeckt auch, wie schwierig es ist, sein ‘wirkliches’ Gesicht zu sehen.

Entscheidend für das gegebene Bild ist der Blickwinkel des Betrachters, die Richtung, aus der dieser sich dem Spiegel annähert. Thomas’ Spiel mit dem Spiegel lässt sein vertrautes Spiegelbild zu etwas Fremdem werden. Sein Blick in den Spiegel dient nicht länger der Selbstvergewisserung, sondern ist vielmehr Ausdruck seiner tiefsten Verunsicherung. So viele verschiedene Spiegelbilder entstehen können, so viele Darstellungs- und Interpretationsmöglichkeiten gibt es für Geschichte.

Sowohl Spodecks Ausführungen als auch die Erfahrungen Thomas’ veranschaulichen, dass Bilder manipuliert werden können. Um das unter der Oberfläche Verborgene sehen zu können, müssen die Teile neu und anders zusammengesetzt werden. Erst der zerbrochene Spiegel ermöglicht, bisher Bekanntes zu verfremden, Verborgenes an die Oberfläche zu bringen und sichtbar zu machen.

DALLOWS ‘DUMMER ZUFALL’

Die besondere, unfassbare Tragik von Heins Figuren ist, dass ihrem Schicksal nichtige, scheinbar leicht behebbare Ursachen zugrunde liegen. Gesellschaftliche Tabus können sich über Nacht in Nichts auflösen. Unrecht von gestern kann heute schon anerkanntes Verhalten sein. Von Bitterkeit und Komik zugleich ist die Geschichte des 36jährigen Hans-Peter Dallow in der Erzählung *Der Tangospieler* geprägt, der, nachdem ihn ein ‘dummer Zufall’ für 21 Monate ins Gefängnis gebracht hatte, nun wieder in Freiheit mit zweifelhaftem Erfolg nach einer freien Entscheidung sucht. Ebenso aber auch die Geschichte seines Konkurrenten Roessler, der wiederum eines ‘dummen Zufalls’ wegen auf der Karriereleiter des Wissenschaftsbetriebes ausrutscht, dem abgestürzten Dallow nun die ‘glückliche’ Gelegenheit bietend, dieselbe hinaufzufallen.

Was sind das für ‘dumme Zufälle’, die Dallow wie Roessler stolpern ließen? Gerade sie werfen ein ironisch-satirisches Schlaglicht auf Paradoxes in der Stellung der beiden Historiker im und zum zeitgenössischen historischen Geschehen. Dallow war damals nur eingesprungen als Klavierspieler beim Kabarettprogramm der Studenten, ohne Kenntnis des politisch brisant umgeschrie-

¹⁶ Ebd., S. 133.

benen Tangotextes, der eine so drakonische Strafe (Gefängnishaft) nach sich zog. Sein Beitrag zum Geschichtsbewusstsein hatte sich nach eigener Aussage auf das Zusammentragen revolutionär-romantischer 'Anekdoten' aus den Anfängen der Arbeiterbewegung beschränkt. Den beunruhigenden Prager Ereignissen des Jahres 1968 gegenüber verhält er sich gänzlich desinteressiert. Gerade diese Haltung aber 'schützt' ihn im heiklen Monat August, 'Fehler' zu begehen, sie wird gleichsam 'belohnt'. Denn Roessler, der, während Dallow im Gefängnis saß, an dessen Stelle zum Dozenten avancierte, übersieht im Eifer, nichts 'falsch' zu machen, die Grube (er behauptet öffentlich, dass die Truppen der DDR niemals in die Prager Ereignisse eingreifen würden) und fällt hinein. Dallow kehrt nun ins 'Gleis' des Historischen Institutes zurück, jetzt wiederum Nutzen ziehend aus Roesslers groteskem Missgeschick, und kann sich den Gag leisten: „Eine Bedingung [...]. Keine Vorlesungen früh um sieben.“¹⁷ Erst will er die Nachrichten gehört haben.

Hein legt Wert auf die banale Durchschnittlichkeit seiner Figur: Dallow wird weder zum Moralisten hinaufstilisiert noch als Beispiel einer Wandlung hin zum systemkritischen Opponenten vorgeführt. Er steht in jeder Hinsicht unter Druck, er ist unfähig zur Freiheit, und es fehlen ihm sozusagen die Räume für die Freiheit. Mehrfach wird auf die diffuse Strafdrohung verwiesen, die jedermann fühlt. Einmal heißt es sarkastisch:

Offenbar steht das ganze Land mit einem Bein im Zuchthaus. Bis auf die Strafgefangenen und die Vollzugsbeamten.¹⁸

Aber es stellt sich eben heraus, dass der aus der Haft Entlassene in einem anderen Sinne mit einem Bein in der Zelle stecken geblieben ist. Er kann nämlich noch weniger als vorher Entscheidungen treffen, er sehnt sich nach einer Situation, in der wieder für ihn Vorsorge getroffen wird.

An den Wendepunkten der Handlung setzt bei Hein die Realität als Groteske ein. Der Verfasser jener Tangoparodie arbeitet inzwischen für ein Leipziger Berufskabarett, und was einst in den Knast führte, wird jetzt von dem Richter beklatscht, der einst den Prozess gegen ihn führte. Er freut sich, dass „wir ein ganzes Stück weitergekommen sind“¹⁹. In einer langen Suada erklärt er

¹⁷ Christoph Hein: *Der Tangospieler. Erzählung*. Berlin, Weimar 1989, S. 204.

¹⁸ Ebd., S. 59.

¹⁹ Ebd., S. 133.

dem einstigen Angeklagten, dass das Recht sich eben lebendig weiterentwickle, aber aus dem früheren Unrecht niemals Recht werde, so dass die Strafe durchaus gerecht gewesen sei. Erst auf Seite 68 erfährt der Leser, warum Dallow damals verurteilt wurde, und da weiß er schon: Es gibt Beunruhigenderes an Dallow als seine Haft und die Gründe für sie. Gelangweilt und desinteressiert ist er vor allem. Unrecht ist ihm geschehen, aber selbst das erscheint eher gleichgültig, langweilig als aufregend. Es ist ein Buch über Banalität, aber es ist kein banales Buch. Die männliche und politisierte Ausführung der Kälte, die im *Fremden Freund* so erschreckte, Normalität und Banalität haben Dallow eingeholt, sie sind stärker als die unerhörte Begebenheit seiner Haft. Aber die Normalität hat ihren gefährdeten und gefährlichen Untergrund. Dallow wie die Frau Doktor im *Fremden Freund* halten sich heraus. Und beide haben eine Erfahrung gemeinsam, sie gehört zu dem beunruhigenden Untergrund der Normalität. Es ist die Erfahrung mit der bestürzenden Aggressivität von Jugendlichen. Der fremde Freund Henry wurde von einem Siebzehnjährigen erschlagen. Dallow beobachtet Jugendliche in der Straßenbahn:

Plötzlich wurde sein Kopf gegen die Fensterscheibe gestoßen [...]. Es sind Kinder, sagte er sich, ich kann mich nicht von Kindern zusammenschlagen lassen.²⁰

Unter der Oberfläche der Normalität sitzen Aggression, Brutalität, Verunsicherung. Stärker noch als die Frau Doktor ist der Mann Dallow von der Normalität bestimmt. Er hatte gemeint, ihr entkommen zu können, und nicht gewusst: Sie saß in ihm.

DAS LEBEN ALS PURES SPIEL MIT IMMER HÖHEREM EINSATZ

Das Napoleonspiel ist recht eigentlich ein langer Brief des Angeklagten Wörle, eines Juristen von Hause aus, an seinen Verteidiger, Herrn Fiarthes. Dieser soll dem des Mordes angeklagten Zunftkollegen noch vor der Hauptverhandlung zu einer Entlassung aus der Haft verhelfen. Was war geschehen? Wörle hat am 12. Mai 1988 einen Mord in einer Westberliner U-Bahn ausgeführt. Mit einem Billardstock wurde der Kaufhausangestellte Bernhard Bagnall umgebracht, der dem Mörder nahezu unbekannt war. Das Opfer ist

²⁰ Ebd., S. 95.

[...] das perfekte Neutrum. Die Tötung erfolgte zwar in aller Öffentlichkeit, dennoch war ich erstaunt, dass sein plötzliches Verschwinden so rasch bemerkt wurde.²¹

Der Roman ist eine Lebensbeichte als Sprachkunstwerk in einer stupenden Mischung aus zynischen Aperçus, Selbstdarstellung und einer egozentrischen Lebensphilosophie, des Spiels, die ihre Vorbilder nicht verleugnet. Er ist eine Art westdeutscher Erfolgsgeschichte: Wörle als kindlicher Verführer der väterlichen Arbeiterinnen, als Organisator eines florierenden Briefmarkenhandels in der Schule, als junger Anwalt in der Kleinstadt, als Graue Eminenz der Westberliner Politik, als begnadet-perfekter Billardspieler. Je erfolgreicher er ist, umso groteskere Herausforderungen sucht er. Alle Spielzüge plant er im Billardzimmer seines Sylter Ferienhauses.

Heins Grundeinfall: Das Leben als pures Spiel mit immer höherem Einsatz. Die Sucht nach dem immer Neuen, die durch Erfüllung nicht befriedigt, sondern nur auf neue Objekte gelenkt wird, taugt zur Metapher für den Alltag einer durch alternative Ideologien nicht länger gebändigten Industriegesellschaft. Die Wörlesche Lebenschronik gerät passagenweise zur modellhaften Chronik der letzten 50 Jahre. Der Ich-Erzähler ist mit kaum noch identifizierbaren Bruchstücken seiner eigenen Biographie ausgestattet. Er hat die Technik der Rollenprosa perfektioniert. Wo bei Claudia im *Fremden Freund* und Spodeck in *Horns Ende* noch zwischen den irritierend-kompromisslosen Figuren-Standpunkten die Moral des Autors hervorblitzte, passt hier das Zyniker-Kostüm wie maßgeschneidert. Erinnerungen und Ausblicke reduzieren sich auf den Überdruß am Bekannten und die Angst vor der Wiederholung. Hoffnung oder gar Utopie kommen nicht mehr vor; die Dimension der Geschichte ist weggebrochen.

Mit der immer wiederholten These, seine Figuren seien Warn- oder Provokationsfiguren, will Hein nichts zu tun haben. Im *Napoleonspiel* könnte es um einen Vergleich zwischen 'offener' und 'geschlossener' Gesellschaft gehen und was das für den einzelnen bedeuten könnte. Man muss in einer 'offenen Gesellschaft' mit ihren Freiheiten nicht unbedingt glücklicher sein als in einer 'geschlossenen' (und hier stimme ich mit Hein nicht überein). Die DDR als 'geschlossene' Gesellschaft mit den vielen einzuhaltenden Spielregeln war so etwas wie ein großer Abenteuerspielplatz. Die gegebenen Verhältnisse provo-

²¹ Christoph Hein: *Das Napoleonspiel. Ein Roman*. Berlin, Weimar 1993, S. 134.

zierten ständig zum Überschreiten der Grenze oder zum Überschreiten von Ritualen. Das verschaffte dem einzelnen Erfolg, selbst im Misserfolg. In einer 'offenen' Gesellschaft ist das ganz anders, das macht Wörle deutlich: Er wirft ihr in seinen philosophischen Denk-Monologen vor, dass sie in dem Augenblick, da sie ihr Knecht-Dasein verlieren, nicht glücklicher sind. Bewusstwerdung – sagt Hein – ist eine Voraussetzung für Veränderung. Ist es bei Wörle nicht so: Je bewusster desto schlimmer wird es für den einzelnen?

Kruschkatz äußerte über Horn, dass der für seinen Tod bestimmt war „wie ein Ochse für den Schlachthof“²². Für ihn war Horn nicht „lebenstüchtig“²³, denn er war „für ein Leben unter Menschen nicht geeignet“. Für Wörle ist es gerade Kennzeichen 'des Menschen', nicht allzu selbstlos zu sein. Darum ist für ihn nicht der Selbstsüchtige das Monstrum, sondern eher der mildtätige Urwald-Doktor. Denn der bleibt die Ausnahme. Wörle:

Die kleine Schäbigkeit, die uns einen Vorteil bringt, kennzeichnet sie nicht genauer das Menschliche?²⁴

Kruschkatz betonte, dass es mehrere, einander widersprechende Wahrheiten gibt. Spodeck verglich das Bewusstsein mit 1000 Spiegeln, von denen jeder tausendfach gebrochen ist. Das kommt der Struktur des Puzzle gleich. *Das Napoleonspiel* endet damit, dass ein neues Spiel ansetzt. Wörle verlangt das Manuskript zurück und will es einem vermeintlichen Schriftsteller geben, der es dann unter seinem Namen veröffentlichen wird. Kunst ist in diesem Sinne vollendetes Spiel. Kunst verarbeitet Wirklichkeit aber auch mit Verkehrungen und Spiegelungen und nicht in purer Form wie bei einer Rede oder einem Essay. Die ersten Notizen zum *Napoleonspiel* gibt es schon im November 1982. Den Typus Wörle habe er auch schon früher in der DDR getroffen, sagt Hein. Wörle ist das glücklichere Pendant zu Claudia, die auf Grund des Überdrusses im gesellschaftlichen circulus vitiosus dem Selbstmord nahe schien. Wörle kann zwar der Überdross umbringen, aber für Selbstmord ist er nicht der Mann: Er hat noch genügend Spiele auf Lager. Wörles Sorge ist, als banaler Mörder verurteilt zu werden. Denn durch den Bezug auf Napoleon (nicht auf Hitler!) ist er mehr als Wörle:

²² Hein: *Horns Ende*, S. 86.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., S. 143.

Wenn wir einen Verlust erleiden, hilft es zu sagen: Wir haben nicht verloren, sondern wir sind Opfer. Ein Opfer ist etwas Heroisches.²⁵

Es ist sehr hilfreich, wenn Wörle so ein Wort wie ‘Solidarität’, ‘Barmherzigkeit’ oder ‘Gemeinschaftssinn’ gänzlich fehlt. „Gnade dem, der Mitleid hat!“²⁶ Wörle akzeptiert nicht die Grenzen der Freiheit, das menschliche Leben als Wert. Ich bin so frei, jemanden auch zu erschlagen. Asozialität und Freiheit haben miteinander zu tun. Der Gebrauch von Freiheit schließt den Missbrauch immer mit ein. Wörle handelt aus Langeweile, zu erklären aus dem deformierten Zustand der Zivilisation.

„Alles, was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüsste nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut“²⁷, war Claudias Devise. „Die gesamte Zivilisation ist eine Verdrängung.“ Wem es gelingt, sich damit abzufinden, dem geht es gut in dieser Zivilisation. Aber der dafür in Gestalt emotionaler Selbstverstümmelung zu zahlende individuelle Preis ist ungeheuer hoch.

Ein vorzügliches Lebensarrangement hat sich auch der Ingenieur Willenbrock in dem gleichnamigen Nachwenderoman zurechtgelegt. In der Gegenwart hat er es geschafft, die Vergangenheit geht ihn nichts mehr an. Und doch gibt es etwas, was den ausgeglichenen Techniker Willenbrock aus dem Gleichgewicht bringt: die Diebstähle auf seinem Autohof, die Einbrüche in sein Haus. Nicht die Angriffe auf sein Eigentum erschüttern ihn. Was ihm aus den Fugen gerät, ist das Vertrauen in eine Grundübereinkunft, die zu den historischen Errungenschaften der Zivilisation gehört: dass der einzelne, der ein Unrecht erlitten hat, die Garantie erhält, dass der Staat den Rechtsbruch ahndet, dadurch die Interessen der Geschädigten vertritt und die verletzte Ordnung wiederherstellt. In der Modellierung seiner Figur Willenbrock macht Hein einen gesellschaftlich schwer greifbaren Prozess sichtbar, der über viele Zwischenschritte zur Aufkündigung dieser zivilisatorischen Grundübereinkunft führt. Nichts hat Willenbrock prädestiniert, eines Tages zum Anhänger gewalttätiger Vergeltung zu werden. Er legt sich eine fabrikneue Smith & Wesson (300 DM) zu, und die entwickelt ein merkwürdiges Eigenleben, je länger er sie herumträgt. Hein zeichnet das Bild eines Erosionsprozesses, der die zivilisatorische Errungenschaft Rechtsordnung im Zeichen allseits geschürter Kriminalitätshysterie zu erfassen beginnt.

²⁵ Ebd., S. 159.

²⁶ Gespräch mit Christoph Hein. In: Hammer (Hg.): *Chronist ohne Botschaft*, S. 29.

²⁷ Hein: *Der fremde Freund*, S. 212.

Es geht nicht immer um Deutschland mit seinen Ost-West-Verwerfungen, es geht um Verwerfungen innerhalb der gesamten westlichen Zivilisation. Ein innerer Umbau geschieht in der Figur Willenbrock, den er eher über sich ergehen lässt, als dass er ihn bewusst in die Wege leitet. Am Ende macht es ihm Spaß, „eine richtige Waffe zu besitzen“²⁸.

Eine Erfolgsgeschichte: der Autohändler Willenbrock hat es geschafft, er ist ganz in der westlichen Gesellschaft angekommen. Seine Smith & Wesson schützt ihn besser als die Verfassung des Rechtsstaates. Die ‘einzigartige’ Erfahrung des Umbruchs, des Entschwindens einer Welt und des Neu-Einrichtens ist in ihrer Alltäglichkeit bisher kaum beschrieben worden. Diesem Vorgang nimmt Hein das Aufregende, Einzigartige, Unerhörte, beschreibt ihn als etwas durchaus Normales und reißt doch die Hintergründe auf, die psychische Beunruhigung, die fehlenden Sicherheiten, die Willenbrock zur Selbsthilfe greifen, ihn zum Täter werden lassen.

Ob mit Literatur Realität verändert oder lediglich reflektiert werden kann – der Streit scheint vorerst zugunsten derer entschieden, die eher skeptisch sind und der Wirkkraft von Literatur nur sehr kurzzeitige Impulse zubilligen. Ste-ter Tropfen, heißt es, höhlt den Stein. Und wie philosophiert Shakespeares Narr in *Was ihr wollt?* Denn der Regen, sagt er, der regnet jeglichen Tag. Und er fällt von oben nach unten, wusste Brecht.

„WSZELKA CYWILIZACJA JEST WYPIERANIEM”: STRATEGIA PISANIA W UTWORACH CHRISTOPHA HEINA

Streszczenie

Dla Christopa Heina społeczeństwo cywilizowane jest społeczeństwem ‘wypierającym’. Komu uda się to zaakceptować, temu nieźle się powodzi. Jednakże indywidualna cena, jaką zapłacić trzeba za owo emocjonalne samookaleczenie, jest niesłychanie wysoka, a korzystanie z wolności łączy się zawsze z jej nadużywaniem. W swych powieściach Hein szkicuje proces erozji, który zaczyna obejmować porządek prawny stworzony przez zachodnią cywilizację. Nie zawsze chodzi przy tym o Niemcy z ich dyskusją na temat Niemców ze Wschodu i tych z Zachodu; chodzi raczej o rysy powstające w obrazie całej zachodniej cywilizacji.

²⁸ Christoph Hein: *Willenbrock. Roman*. Frankfurt a. M. 2000, S. 319.

VALÉRIA LENGYEL

Eötvös-Loránd-Universität Budapest

**ZUKUNFTSTECHNOLOGIEN FÜR DIE NACHWENDEJAHRE
– ANNETT GRÖSCHNERS ROMAN *MOSKAUER EIS***

Die im Titel erwähnten Zukunftstechnologien braucht die Erzählerin Annja in Annett Gröschners *Moskauer Eis* (2000), um in der Nachwendezeit zurecht-zukommen. Der Roman lässt sich als ein Beispiel dafür lesen, wie der sich ver-längernde Wiedervereinigungsprozess das Leben der Ostdeutschen nachhaltig beeinträchtigt hat. Die Schwierigkeiten bei der Orientierung im Nachwendeall-tag sind 20 Jahre nach dem Mauerfall insofern zu spüren, dass oft klischeehafte Vorstellungen von Mentalitätsunterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen und durchaus ‘sachliche’ Unterschiede nicht nur beim Lebensstandard in den alten und neuen Bundesländern weiterhin bestehen.

Die deutsche Gegenwartsliteratur reflektierte die weitreichenden Folgen der Wiedervereinigung und die asymmetrische Rolle der alten und neuen Bundes-länder nach 1990 vielfach. Entsprechend der Tatsache, dass die Wende mit dem Verschwinden der DDR vor allem die neuen Bundesländer beeinträchtigt hat, ist die Mehrheit unter den Autoren, die zur literarischen Diskussion der proble-matischen Nachwendezeit etwas beigetragen haben, von ostdeutscher Herkunft. Die noch in der DDR tätigen Autoren der „Loest-Wolf-Biermann-Braun-Genera-tion“¹ meldeten sich natürlich als erste zu Wort. Ihre Werke in den frühen neunziger Jahren rückten in den Vordergrund nicht nur literarischer, sondern vorübergehend insbesondere politisch bestimmter Debatten. Diese Generation

¹ Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Leipzig 1996, S. 500.

um Christa Wolf folgte den Ereignissen der Auflösung der DDR und der schwerwiegenden Umbruchszeit mit ausdrücklicher Teilnahme, so dass sich zuweilen nostalgische Töne in ihr literarisches Schaffen mischten. Ihr Rückblick, der als einseitig betrachtet wurde, entsprach nicht den ästhetischen Forderungen jüngerer Autoren, die kritisch-distanzierte Haltung und eine eindeutige Zuwendung zur Nachwendewirklichkeit verlangten. In den neunziger Jahren erschienen Schriften der neuen Generation, die von einem „Mentalitätswandel“² in der deutschen Literatur zeugen: „Die Zeiten der melancholischen Verharrung gingen Mitte der neunziger Jahre offenbar allmählich zu Ende...“³. Besonders lobte die Literaturkritik Thomas Brussigs *Helden wie wir* (1995) und Ingo Schulzes *Simple Storys* (1998), die bei der Erforschung der Ost-Realität unsentimental vorgegangen seien. Aufgrund solcher und anderer ästhetischer Werte und ihrer Rolle als Wegweiser der deutschen Gegenwartsliteratur sind sie in der Forschung vielseitig betrachtet worden. Weniger Aufmerksamkeit erhielten andere, doch nicht minder bedeutende Schreibende, die die Nachwendezeit dargestellt haben, so z. B. die Autorinnen Annett Gröschner, Herta Müller, Brigitte Burmeister, Katja Lange-Müller und Kerstin Hensel. Der unlängst erschienene Sammelband *Literatur ohne Land? Schreibstrategien einer DDR-Literatur im vereinten Deutschland*⁴ gibt einen Überblick über mehrere Dichtergenerationen, in deren Schreiben das Motiv der DDR eingeflochten ist. Die Aufsätze zeigen die poetischen Variationen dieses kontinuierlich auffindbaren Motivs in den einzelnen Lebenswerken. Dabei zeigt sich, dass auch die ältere Generation, wie z. B. der noch heute sehr aktive Volker Braun, bei weitem keine nostalgisch angehauchten Texte verfasst, sondern mit verschiedenen Schreibtechniken das Motiv der DDR und den Nachwendealltag weiterschreibt.

Wie viele von diesen Autoren, deren Texte als ‘DDR-Literatur’ bezeichnet werden können, so ist Annett Gröschner ostdeutscher Herkunft. Sie ist in Magdeburg geboren, und zieht als Jugendliche nach Berlin. Sie arbeitet als Historikerin und Redakteurin bei verschiedenen Zeitschriften und nimmt bis

² Volker Wehdeking: *Mentalitätswandel im deutschen Roman zur Einheit (1990–2000)*. In: ders. (Hg.): *Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990–2000)*. Berlin 2000, S. 29.

³ Frauke Meyer-Gosau: *Ost-West-Schmerz. Beobachtungen zu einer sich wandelnden Gemütslage*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *DDR-Literatur der neunziger Jahre*. TEXT+KRITIK, Sonderband. München 2000, S. 8.

⁴ Janine Ludwig, Mirjam Meuser (Hgg.): *Literatur ohne Land? Schreibstrategien einer DDR-Literatur im vereinten Deutschland*. Freiburg 2009.

heute an Forschungsprojekten teil. Seit 1997 ist sie freiberufliche Schriftstellerin und Journalistin in Berlin. *Moskauer Eis* ist ihr im Jahre 2000 erschie- nener Debütroman, davor veröffentlichte sie keine literarischen Texte, sondern Sachbücher.⁵

Die Erzählergegenwart des Romans sind die neunziger Jahre. In dieser Zeit erinnert sich die Erzählerin Annja an ihre Vergangenheit in der DDR, die – den Erinnerungsprozess imitierend – bruchstückweise im Roman dargestellt wird. Wahrscheinlich wegen der auf die DDR-Zeiten zurückblickenden ausführlichen Vergangenheitsschilderung in *Moskauer Eis*, auch wenn dabei ein durchaus kri- tisches DDR-Bild vermittelt wird, wurde der Roman bisher nicht ausreichend in der Fachliteratur berücksichtigt. Dabei blieb in der Kritik unbeachtet, dass der kritische Umgang der Erzählerin mit der eigenen und gemeinsamen DDR- Vergangenheit selbst ein politisches Programm für die Nachwendezeit darstellt, das nicht nur das Zurechtfinden der Ostdeutschen im vereinigten Deutschland, sondern auch das Verständnis zwischen alten und neuen Bundesländern erleich- tern kann.

GATTUNGSTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN IM HINBLICK AUF DIE BEDEUTUNG DER DDR IM TEXT

Die Eissorte im Romantitel wurde von Klaus Kobe, dem Vater der Erzäh- lerin im Roman, in den siebziger Jahren erfunden. Von Beruf ist er Tiefkühlfor- schler, der die optimalen Einfrierungsmethoden von Lebensmitteln erforscht und für den Ausbau der Tiefkühlkette in der DDR zuständig ist. Seine Tochter findet ihn 1991 eingefroren in einer Tiefkühltruhe auf. Während sie ihre todkranke Oma pflegt, erinnert sie sich an ihre Familie, besonders an den Vater, und ver- sucht herauszufinden, was mit ihm geschehen ist. Bereits die kurze Einführung in diese Familiengeschichte weist darauf hin, dass der Roman Charakterzüge mehrerer Gattungen zeigt. Die nun folgende Erläuterung gattungsbezogener

⁵ Gröschner schrieb u. a. folgende Sachbücher: *Kontrakt 903. Erinnerung an eine strahlende Zukunft* (2003) und zusammen mit Olaf Lippke *Grenzgänger. Wunderheiler. Pflastersteine. Die Geschichte einer Berliner Strasse* (1997). Sie veröffentlichte auch den Band *Ich schlug meiner Mutter die brennenden Funken ab. Berliner Schulaufsätze aus dem Jahr 1946* (1996). Vgl.: Thomas Kraft (Hg.): *Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. München 2003; Michael Opitz, Michael Hofmann (Hgg.): *Metzler Lexikon DDR-Literatur*. Stuttgart 2009.

Fragen dient dem Verständnis des Romans, jedoch ohne ihn in eine Kategorie einzuordnen.

Die Erzählerin Annja Kobe ist, wie auch die Autorin Annett Gröschner, 1964 in Magdeburg geboren und später nach Ostberlin gezogen. Autobiographische Züge sind in Texten über die Wende häufig vorhanden. Die Herkunft des Autors wird zudem oft als ein Kriterium für die authentische Darstellung der Befindlichkeiten der Menschen aus Ostdeutschland in der Nachwendezeit gesehen. Es gibt von Autoren aus Westdeutschland nur wenige Beispiele von Darstellungen des Zurechtfindens bzw. der Schwierigkeiten der neuen Länder im vereinigten Deutschland.⁶ Das mag daran liegen, dass die Erfahrungen der Einheit sich für sie bei weitem nicht mit dem Maß an Veränderung verbanden, wie das für ostdeutsche Autoren der Fall ist.

Die in der Einleitung skizzierte Fabel hat außerdem Züge eines Kriminalromans, in dem die Erzählerin nach den Gründen für den Erfrierungstod des Vaters in der Tiefkühltruhe forscht. Nicht zuletzt könnte *Moskauer Eis* durch die groteske Ausgangssituation und durch die humoristische Darstellung als komische Literatur gesehen werden. Der Literaturwissenschaftler Matteo Galli weist darauf hin, dass die Bestimmung 'komische Literatur', „die seit jeher mit der 'niedrigen' Kultur verwandt ist“⁷, kein Qualitätsurteil über Texte zur Wende sein darf. Viele von ihnen wollen nämlich „bewusst der komischen Literatur“⁸ angehören, wie z. B. der schon erwähnte Roman *Helden wie wir* von Thomas Brussig. Komik und Sarkasmus sind oft, wie auch bei Brussig, eine bewusste Abgrenzung von Nostalgie und Pathos der Post-DDR-Literatur.

Da die Erzählergegenwart die neunziger Jahre sind, könnte *Moskauer Eis* darüber hinaus ein 'Zeitroman' genannt werden. Diese Gattung ist laut Wilpert eine

erweiterte Form des Gesellschaftsromans, die jedoch über die Darstellung allein der Gesellschaft oder e[ine] ihrer Schichten hinausgreift und ein nicht nur gesell-

⁶ Z. B.: Günter Grass: *Ein weites Feld*. Göttingen ²1995 oder Friedrich Christian Delius: *Die Birnen von Ribbeck*. Reinbek bei Hamburg 1991.

⁷ Matteo Galli: *Schließlich sind wir alle mit denselben Serien aufgewachsen ...: Jureck Beckers „Wir sind auch nur ein Volk“*. In: Fabrizio Cambi, Alessandro Fambrini (Hgg.): *Zehn Jahre nachher. Poetische Identität und Geschichte in der deutschen Literatur nach der Vereinigung*. Trento 2002, S. 59–60. Die Wende wird auch in anderen Medien komisch dargestellt, wie z. B. im Film *Good bye, Lenin!* (2002).

⁸ Galli: *Schließlich sind wir*, S. 60.

schaftlich, sondern auch geistig und kulturell, politisch und ökonomisch stimmiges Panorama ihrer Zeit geben will. Da er stets sozialpolitisch engagiert ist, nähert er sich oft der Tendenzdichtung und schafft bleibende Werke erst dort, wo die Objektivität des gezeichneten Bildes ihm Fortleben als histor[ischer] Roman sichert und das aktualis[ierte] Streben den dichter[ischen] Formkräften untergeordnet wird.⁹

Dem Kriterium der Objektivität könnte in diesem Fall die kritisch-distanzierte Erzählhaltung der Erzählerin Annja entsprechen, dank deren Erzählfreude zahlreiche Episoden das umfassende Bild von der DDR-Vergangenheit färben. Die Vielzahl der Episoden könnte manchmal fast als Nachteil des Textes angesehen werden, doch durch die vielseitige und witzige Beschreibung wirken sie nicht störend.

Das kritische DDR-Tableau wird mit der Darstellung der neunziger Jahre durch die den Text strukturierende Metaphorik des 'Tiefkühlens' verbunden. Diese, in zahlreichen Details zum Ausdruck kommende und auf verschiedenen Ebenen ausgeführte Metaphorik ist das textstrukturierende Element, das dem Roman auch die allgegenwärtige Komik verleiht. Außer dieser Metaphorik, als Ausdruck dichterischer Formkraft, kann die modifizierte Struktur des Kriminalromans die Dauerhaftigkeit des Werkes stärken. Denn die Kriminalgeschichte endet nicht mit der beruhigenden Offenbarung des Geheimnisses von Klaus. Zwar bringt Annja die Abwicklung des Kälteinstituts mit dem Zustand ihres Vaters in Zusammenhang, sie weiß aber noch immer nicht, ob der eingefrorene Klaus in der Tiefkühltruhe überhaupt tot ist, ob er Selbstmord begangen oder jemand ihn ermordet hat. Als die Oma stirbt, bringt Annja ihren erfrorenen Vater nach Berlin, worüber der Leser nur aus dem nachgestellten Polizeibericht erfährt. In diesem Protokoll steht, dass Annja verschwunden ist und die Polizei sie des Mordes an ihrem Vater verdächtigt. Im Gegensatz zur traditionellen Struktur des Kriminalromans, der implizit mit dem Enthüllungsmotiv am Ende die Auflösung der Diskrepanzen verspricht, kommt es in *Moskauer Eis* zu keinem beruhigenden Abschluss, wodurch auf das Bestehen der Schwierigkeiten und die Langwierigkeit gesellschaftlicher Änderungen aufmerksam gemacht wird.

⁹ Gero von Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart 71989.

DIE EINGEFRORENEN IDEALE – DDR-KRITIK

Während Annja ihre Oma pflegt, versucht sie mindestens eine Erklärung für den Zustand ihres Vaters zu finden. Sie vergegenwärtigt ihre Erinnerungen an ihn und forscht nach den Umständen der Institutsabwicklung. In ihren Lebenserinnerungen stellt sich allmählich heraus, dass Vater und Tochter eine sehr enge Beziehung hatten. Nachdem die Mutter ausgezogen war, lebten sie nur noch zu zweit. Außerdem hat Annja ähnliche Charakterzüge wie ihr Vater: Beide sind starrsinnige Eigenbrötler mit einem Hang zu Utopien. Klaus Kobe hat sein ganzes Leben der Entwicklung der Tiefkühltechnik und der Leitung des Kühlinstituts gewidmet. Er kannte keinen Feierabend und betreute Tiefkühlversuche zur Entwicklung der Methoden auch zu Hause. „Wir waren doch seine Versuchskaninchen“¹⁰, sagt Annja über sich und ihre Mutter. Mit seiner Arbeit wollte Klaus die Aufgaben der „sozialistischen Arbeiterfrauen“ (ME 95) erleichtern und die Kühlkette landesweit ausbauen lassen. So kann die Vaterfigur durchaus als Vertreter eines wohl utopischen Denkens betrachtet werden, das sich speziell auf seinen Bereich des Tiefkühlingenieurwesens richtet. Seine Utopie ist dabei vielleicht weniger politisch und setzt dennoch den Wert des Gemeinschaftsgefühls und des hingebungsvollen Arbeiters an eine wichtige Position. Durch die Darstellung seines Schicksals ist nachvollziehbar, wie die Kluft zwischen den sozialistischen Idealen und der tatsächlichen politisch-wirtschaftlichen Wirklichkeit immer tiefer wird. Mit der wirtschaftlichen Rezession der siebziger Jahre muss er nämlich seine Tätigkeit vom Tiefkühlen verschiedener Produkte und von vielfältigen Methodenexperimenten einschränken. Nach einigen Eisexperimenten entdeckt er das Rezept für das Moskauer Eis und beschäftigt sich weiterhin mit Eisherstellung. Nach der Wende wird allerdings das Tiefkühlinstitut geschlossen und Annja findet ihren Vater eingefroren in seiner Lieblingstiefkühltruhe. Dennoch ist er wahrscheinlich nicht tot. Annja vermutet, dass er auf bessere Zeiten hofft, was auf der Ebene der Metaphorik die Verwirklichung der Ideale in der Zukunft bedeuten könnte.

Die Metapher des Tiefkühlens zeigt aber nicht nur das Scheitern sozialistischer Ideale, sondern deutet auch auf andere Missstände der DDR hin:

¹⁰ Annett Gröschner: *Moskauer Eis*. Berlin 2000, S. 88. Im Folgenden zitiert als ME mit der Seitenzahl.

Im Prinzip konnte man alles einfrieren, Muttermilch, Tote, Erbsen, Bohnen, Spargel, die ganze DDR-Landwirtschaft, Fleischwirtschaft, Marmor, Stahl und Eisen, Akten, überhaupt hätte man die ganze ehemalige DDR mit einer Kühlzelle überbauen und sie konservieren können. (ME 29)

Die Ironie dieser Textstelle kommt durch das Verb ‘einfrieren’ zum Ausdruck, das wegen der verschiedenen Objekte mal in konkreter, mal in übertragener Bedeutung zu verstehen ist. Das ‘Einfrieren’ der Landwirtschaft oder der Akten könnte für das Stocken der wirtschaftlichen Entwicklung bzw. für die Verhinderung des Informationsaustausches stehen. So werden die Verhältnisse des sozialistischen Staates in diesem Bild des ‘Einfrierens’ begriffen, das mit anderen Metaphern – wie z. B. mit ‘Moskauer Eis’ – nicht zuletzt den Bezug zum Kalten Krieg¹¹ herstellt.

Während Annja nach den Gründen für Klaus’ Zustand forscht, wird ein vielseitiges Bild der DDR und der Geschichte der Familie Kobe sichtbar. Über drei Generationen hinweg werden Ereignisse von 1947 bis zur Erzählergegenwart, dem Jahr 1995 dargestellt. Wie der Vater Klaus war auch der Großvater Paul Kobe Kälteingenieur. Er verwaltete das Kälteinstitut bis 1961. Bis zur Abwicklung 1991 wird sein Sohn der Institutsleiter. Der Großvater beginnt in den fünfziger Jahren den Ausbau der Kühlkette, was für den Aufbau des Sozialismus stehen könnte. Paul Kobe scheint weniger ehrlich und starrsinnig als sein Sohn zu sein. Um sich, die Familie und das Kälteinstitut zu retten, zieht er als Kriecher Nutzen aus den jeweiligen Verhältnissen. Anhand seines Beispiels wird dargestellt, wie sich Menschen den jeweils aktuellen politischen Systemen anpassen und Mitläufer werden. Nur dadurch sollte in dem jeweiligen System eine Karriere möglich sein, was auch der Hausarzt beklagt:

Ja, ja, Haltungsschäden, das kommt davon, daß man sich in diesem Land immer so verkrümmen muß, um aufrecht zu gehen¹². (ME 200)

¹¹ An dieser Stelle soll auf den Bezug der Hauptmetapher in *Moskauer Eis* zu der historischen Metapher ‘Tauwetter’ hingewiesen werden. Dieser Begriff wurde im Anschluss an Ilja Ehrenburgs Roman für die Periode der Entspannung nach der Chruschtschow-Rede 1956 geprägt. Zum Begriff ‘Tauwetter’ vgl. z. B.: Wolfgang Templin: *Tauwetter: Die Ereignisse des Jahres 1956 und die demokratische Opposition im Sowjetblock*. In: Dialog. Deutsch-Polnisches Magazin Nr. 76 vom 01.01.2007. Verfügbar über: <http://www.wtemplin.de/texte/Zeitungsartikel/Tauwetter.htm> (Zugriff am 21.09.2009).

¹² Zum Stichwort ‘aufrechter Gang’ vgl. Stefan Heyms Rede am 4.11.1989, der diesen Gang eine der wichtigsten Errungenschaften der Wende nennt. Siehe dazu: Hannes Bahrmann, Christoph Links: *Chronik der Wende*. Berlin 2000.

Dabei werden allerdings die sich ‘verkrümmenden’ Menschen, wie z. B. der Großvater mehr kritisiert, als das jeweilige politische System.

Im Gegensatz zu Paul steht sein hartnäckiger Sohn Klaus. Das Beispiel der Vaterfigur zeigt, dass Engstirnigkeit und Beharren auf realitätsfernen Vorstellungen sowohl im Leben eines Menschen als auch auf staatlicher Ebene zum Scheitern und zur Lächerlichkeit führen können. Zwar ist die Ausdauer von Klaus einmalig und beispielhaft dargestellt, was beim Leser Mitleid für ihn erwecken kann. Doch kann der Vater wegen seiner Starrsinnigkeit nicht als unschuldiges Opfer der Geschehnisse betrachtet werden. Weil die Figur auf ihren Idealen beharrt und die wirtschaftlichen Missstände ignoriert, kann ihr Schicksal mit dem der DDR verglichen werden.

Durch die psychologisch differenzierte Beschreibung des Verhaltens von Klaus wird gezeigt, wie aus dem berühmten Forscher ein lächerlicher Einzelgänger wird, der sich nach dem Auszug seiner Frau und mit dem Verlust seines Arbeitsplatzes einfriert. In den sechziger Jahren ist er ein arbeitsbesessener Forscher, der neue Methoden des Feinfrostes entwickelt und sogar zu Hause experimentiert. Mit der Einführung des „Neuen Ökonomischen Systems“ werden die Forschungen des Kälteinstitutes „über Nacht gestoppt“ (ME 98) und der Vater muss nun Eiskrem herstellen. Die Breite und Dimension seines Tätigkeitsbereiches werden demzufolge eingeengt und durch den bleibenden Mangel an Zutaten wird er dazu gezwungen, Eiskrem von niedriger Qualität herzustellen. Er versucht, einmal in Richtung Albanien auszubrechen, was ihm nicht gelingt. Sein einziger Erfolg wird das Erfinden von Moskauer Eis, das er weiterhin im Institut herstellt, bis dies nach der Wende geschlossen wird. So endet die tragikomische Darstellung der Karriere des renommierten Kälteforschers Klaus Kobe.

Die Möglichkeit einer Karriere in der DDR wird auch in den Kapiteln über Annjas damaligen Freund Jan erzählt. Er ist ein junger begabter Schmetterlingsschwimmer, der an den Olympischen Spielen in Los Angeles teilnehmen sollte. Seines Vaters Ziel ist, ihn

an die Spitze des DDR-Schwimmsports zu katapultieren. [...] Aber eines Tages haute Jan einfach ab. Er setzte sich in eine Kneipe und betrank sich. (ME 231)

Jan versucht, sich mit Annja zu trösten, kann sich aber im ‘normalen Leben’ nicht zurechtfinden. Er vermisst die Anerkennung seiner Schwimmerfolge und betrauert die verlorenen Chancen auf eine Karriere. Er wird ein aggressiver Alko-

holiker und misshandelt Annja. Sie verfasst daraufhin einen Text über den Sportfanatismus und dessen Folgen in der DDR und hängt ihn an der Wandzeitung des Gymnasiums auf. Nach dem darauf folgenden Skandal kann sie zwar noch das Abitur machen, jedoch nicht mehr studieren. In ihrer Kritik an der Sportbesessenheit und an staatlich organisiertem Doping hebt sie die dadurch entstandenen, bleibenden physischen und psychischen Schäden der Leistungssportler hervor. Als Grund dafür werden nicht nur die vom Staat geförderte Sportbesessenheit, sondern auch der Fanatismus des einzelnen DDR-Bürgers¹³ angesehen.

Die zwanghafte Vorstellung von der unbedingten Behauptung der DDR in Wirtschaft und Sport wird auch von der Mutter verurteilt. Barbara wollte bereits vor dem Mauerbau die DDR verlassen, blieb aber wegen Klaus' Heiratsantrag. Sie kann ihren besessenen Mann und seine Prinzipien allerdings schwer aushalten, wie z. B. seine Vorstellungen über Ernährung. Laut Barbara: „Kühltechnik hin oder her, es muss auch was Frisches auf den Tisch“ (ME 88). Trotz des Missfallens ihres Mannes wird sie Eisverkäuferin in einer Eisdiele, in der nicht Klaus' Eiskrem verkauft wird. Während eines Streites zu Hause, als sie ihren Mann „Möchtegernwissenschaftler“ (ME 86) nennt und ihn mit seinen lächerlichen Zielen konfrontiert, nennt Annja ihre Mutter „Eiskremhure“ (ME 87), worauf Barbara beide für immer verlässt.

Während ihr Mann immer etwas einfrieren will, ist Barbara im Roman ein Symbol für das Leben. Sie fühlt sich als Frau zu Hause vernachlässigt und vermisst Liebe und Menschlichkeit. Statt Klaus und Annja, die sie „Eisblöcke“ (ME 179) nennt, sucht sie für sich „fröhliche und temperamentvolle“ (ME 179) Menschen. Sie distanziert sich also von den realitätsfernen Idealen ihres Mannes und sucht einen anderen Weg, um unter den gegebenen Umständen zurechtzukommen.¹⁴ In ihrer Ablehnung der Utopie ist ihre Kritik zweidimensional. Sie

¹³ „Durch solche Leute wie dich ist er doch erst zu dem geworden, was er jetzt ist. Leute, die sportfanatisch sind wie du, die jeden Erfolg der DDR-Mannschaft zu ihrem eigenen Sieg machen... [...] Soll ich dich mal mitnehmen zu den Verlierern, die in den Kneipen sitzen? Die denken immer noch, dass sie die Größten sind, weil man ihnen das jahrelang eingetrichtert hat. Hast du schon einmal auch nur eines der Mädchen gesehen, die aufgehört haben mit dem Schwimmen? Die haben Stimmen wie Männer, sind fett wie Elefanten und kriegen ihre Regel nicht mehr, weil sie irgendwelches Zeug schlucken mussten, um noch besser zu werden. Und alles nur, damit einer von hundert bei Olympischen Spielen den Exportartikel spielen kann, den ihr in der Wirtschaft nicht mehr zustande bringt.“ (ME 240)

¹⁴ Indem sie ihr Glück in der kleinen Dimension des Alltags sucht, wie z. B. in Gesellschaft von charmanten Menschen und sich als Frau behaupten will, zeigt sie mit den Frauenfiguren der DDR-Schriftstellerinnen ähnliche Charakterzüge, z. B. mit den Gestalten Christa Wolfs. Vgl. dazu die Romane *Nachdenken über Christa T.* oder *Kassandra* von Christa Wolf.

betrifft die realitätsfernen Vorstellungen des Vaters auf der einen Seite und Wissenschaftlichkeit selbst auf der anderen.

Aus dieser Mutter wird allerdings später die Kulturwissenschaftlerin, die als Erste mit einem feministischen Thema promovierte: „Als die Wende kam, gründete sie einen unabhängigen Frauenverband.“ (ME 263) Da Annja keine feministischen Ansichten hat und über das weitere Schicksal und die Karriere Barbaras distanziert erzählt, wird Feminismus nicht als eine erstrebenswerte Verhaltensweise dargestellt. Der feministischen Kulturwissenschaftlerin wirft Annja ebenfalls Lebensferne und Besessenheit vor, wie Barbara einst ihrem Mann.

Dennoch ist Barbara die einzige Figur, die sich in ihrem Leben verändern kann und sich mit den jeweiligen Umständen nicht abfindet. Klaus' Verhalten betrachtet sie außerdem als ein stilles Einverständnis mit den offensichtlich verlogenen Umständen in der DDR. Die Figur der ihre Kritik offen bekennenden Mutter erscheint im Vergleich mit anderen Texten der Nachwendeliteratur interessant. Thomas Brussig hat die DDR in *Helden wie wir* als eine sorgende Mutter dargestellt, von deren Allgegenwärtigkeit der Sohn flieht. In der Emanzipation des Sohnes erscheint diese „Übermutter“¹⁵ als Last der Vergangenheit und wird der Lächerlichkeit ausgesetzt. In *Moskauer Eis* dagegen werden Mütter als positive und „vertrauenswürdige“ (ME 253) Figuren dargestellt. Die zwei Romane sind verschiedene Positionen dazu, in welcher Beziehung eine Mutterfigur in literarischen Texten – als Symbol des Lebens – zur DDR stehen kann.

Im Gegensatz zur einzig erfolgreichen Karriere Barbaras sind die anderen Figuren in Alltagsschwierigkeiten verwickelt, auch ihre Tochter Annja gehört zur Generation, die in den Sechzigern geboren wurde, deren Sozialisation also noch in den sozialistischen Jahren erfolgte und deren erste Berufserlebnisse wahrscheinlich aus dieser Zeit stammen. Von Annjas derzeitiger Situation wird ein trostloses Bild vermittelt. Sie ist eine allein stehende, arbeits- und mittellose Eisverkäuferin, die die Verhältnisse der Neunziger im Großen und Ganzen zwar lakonisch annimmt, aber manchmal vor Erregung über die neuen Missstände doch außer sich gerät und zum nostalgischen Rückblick auf die DDR-Zeit neigt. Dieser Rückblick liegt der Erzählsituation zugrunde, aus der die erzählte Zeit immer wieder in die DDR-Vergangenheit entrückt wird. Trotz der vielseitigen

¹⁵ Vgl. dazu: Achim Geisenhanslüke: *Abschied von der DDR*. In: Arnold (Hg.): *DDR-Literatur der neunziger Jahre*, S. 85.

DDR-Kritik könnte die Fokussierung auf die Vergangenheit als ein nostalgischer Zug im Roman betrachtet werden, der der kritischen Erzählhaltung gegenüber der DDR entgegenwirkt.

DAS SPIEL MIT DER ERZÄHLERINSTANZ

Während Annja ihre kranke Oma in Magdeburg pflegt, sucht sie die Wohnung von Klaus und das Kälteinstitut auf oder sie schaut sich einfach die Wohnung der Oma an. Meistens sind es einmalige Umstände, die Annjas Erinnerungen wecken, wie z. B. die Schreibmaschine der Großmutter oder der Weg zur Wohnung des Vaters oder Dokumente auf dem Schreibtisch. Ein besonderer Fall der Erinnerung ist es, als sie das bereits geschlossene Kälteinstitut betritt. In einer Vision spürt sie plötzlich die damalige Arbeitsatmosphäre und glaubt, die Mitarbeiter sprechen zu hören:

Im Nebel sehe ich sie alle noch einmal: Großvater, Vater, Ottilie, Luise Gladbeck, Rode, Hanna Mausolf, Großmann und Wartenberg. (ME 211)

Als sie das Institut verlässt, stellt sie fest: „Ich bin mir nicht sicher, ob ich geträumt habe.“ (ME 211) Dieses visionäre Wiedererleben von etwas bereits Vorübergegangenem zeugt von dem starken Einfluss des Vergangenen auf den gegenwärtigen Zustand der Erzählerin. Des Weiteren berichtet sie mehrmals über Träume, z. B. als sie sich an ihren ehemaligen Lehrer und ehemaligen Freund erinnert. Bevor sie ihren Vater in der Tiefkühltruhe findet, hat sie auch geschlafen. Nach dem Verlassen der Wohnung ist sie schockiert und kommentiert das Geschehnis folgendermaßen:

Im Auto legte ich den Kopf auf das Lenkrad und heulte. Es gab nur eine rationale Erklärung: In Wirklichkeit träumte ich immer noch auf meinem Bett in Vaters Wohnung. (ME 28)

Indem sie selbst nicht zwischen Traum und Wirklichkeit unterscheiden kann, verlieren die dargestellten Ereignisse an Glaubwürdigkeit.

Durch den Wechsel von Visionen, Träumen und realistisch wirkenden Ereignissen wird verdeutlicht, dass das umfassende DDR-Bild nicht die Wirklichkeit, sondern ein fiktionales Bild ist. So sind in *Moskauer Eis* die Subjektivität jedweder Erinnerung an die DDR und die Geschichtsschreibung überhaupt

durch die ausdrückliche Betonung des fiktionalen Charakters der Darstellung hervorgehoben. Jedwede Nostalgie nach der DDR ist dergestalt das Verlangen nach einem Bild der DDR, das in der Gegenwart – also im Nachhinein – und von einer Person kreiert wird. Dieses fiktionale Bild von der Vergangenheit erfüllt seine Funktion in der Gegenwart. In dem Problemkomplex der DDR-Nostalgie beruht diese Funktion darauf, das Unbehagen an der Nachwendezeit auszudrücken und einen Ersatz zu bieten.

Damit von der DDR kein einseitig-nostalgisches Bild vermittelt wird, berichtet die Erzählerin mit Ironie, Humor, Hohn und Sarkasmus von der Vergangenheit. Bereits die allgegenwärtige Metaphorik kann als ein geglückter witziger Einfall betrachtet werden. Daran knüpfen sich solche Ausdrücke wie z. B. „die Moskauer Zeit in der DDR einführen“ (ME 48). Ebenfalls komisch wirkt jene Situation, in der Annja ihrem klapprigen Mercedes vor dem Anspringen zuredet: „Komm endlich, [...] du bist doch kein Trabant.“ (ME 128)

Trotz der unterhaltenden und gleichzeitig Distanz produzierenden Komik des Textes muss erwähnt werden, dass dadurch bestimmte Ereignisse verharmlost werden.¹⁶ Klaus musste in seiner Kindheit sein Spielzeugflugzeug zu Hause zweimal übermalen, einmal zu Beginn der Nazizeit und dann bei der Ankunft der Roten Armee (vgl. ME 107). Diese Episode zeigt, dass das Mitläufertum der Familie verharmlost wird. Ein weiteres Beispiel für die Bagatellisierung bestimmter historischer Tatsachen sind die Andeutungen, die sich auf die Scheinwahlen in der DDR beziehen. Gröschner berichtet, wie die Krankenschwestern bei den Wahlen „den alten Männern und Frauen die zitternden Hände festhielten, damit sie den Schlitz der Urne nicht verfehlten“ (ME 62). Trotz dieser wenigen Beispiele für Verharmlosung soll die Komik in *Moskauer Eis* als Vorteil des Romans betrachtet werden, wodurch eine nachträgliche kritische Sicht auf die DDR in einem unterhaltsamen Ton ermöglicht wird.

¹⁶ Vgl. Claudia Kramatschek: *Alles gilt wie es war. Innenschau der Privatgeschichte. Annett Gröschners Debüt-Roman „Moskauer Eis“*. In: Freitag Nr. 42, vom 13.10.2000. Verfügbar über: <http://www.freitag.de/2000/42/00422801.htm> (Zugriff am 1.07.2009).

DIE SCHMERZHAFTE ANKUNFT UND DIE ZUKUNFTSTECHNOLOGIEN – DER NACHWENDEALLTAG

Anhand von Annjas Lebensgeschichte kristallisiert sich im Roman das Bild der Nachwendezeit. Ihr Leben ist ein untypisches Einzelschicksal und daher nicht als exemplarisch für einen Typus oder eine Generation zu verstehen. Der Leser erfährt dennoch viele Einzelheiten aus der Arbeitswelt, den Wohnverhältnissen oder den Befindlichkeiten der Menschen im Nachwendealltag überhaupt. Aber nicht nur die vielfältigen Erlebnisse Annjas, sondern auch ihre Reflexionen färben dieses Bild. Laut ihr haben die Menschen aus den neuen Bundesländern die Wende unterschiedlich erlebt. Als Annja einmal erzählt, dass sie als Schülerin Wenderichterin bei Schwimmwettbewerben war und die Wenden der Sportler am Beckenrand kontrollierte, vergleicht sie durch einen Zeitsprung in die Erzählergegenwart die Ostdeutschen mit den Schwimmern:

Manche machen eine hohe Wende und gewinnen an Geschwindigkeit, andere belassen es bei der flachen, die ihnen wichtige Zehntelsekunden nimmt. Etliche schlucken Wasser, weil sie eigentlich nicht schwimmen können, andere klammern sich an die Stange des Startblocks, hustend und nach Luft ringend, und werden disqualifiziert, wieder andere verlieren die Orientierung, knallen mit dem Kopf an die Kacheln und kommen nie ans Ziel. (ME 229)

Ähnlich wie in anderen Romanen und Berichten zur Wende wird diese Zeit als Bruch im Leben der Menschen aus den neuen Bundesländern dargestellt. Dieses Zäsurerlebnis wird in dem Roman am Beispiel der Abwicklung des Kälteinstitutes gezeigt. Zuerst findet Annja in der Wohnung des Vaters einen kurzen Zeitungsbericht mit dem Titel:

AUS FÜR AGRARFORSCHUNG BESIEGELT – »TOTALE ABWICKLUNG«
INS BODENLOSE. Von 21 Institutionen bleiben lediglich drei – Perspektive:
Arbeitslos. (ME 55)

Der lapidare Zeitungsartikel berichtet im Folgenden über die weiteren Umstände der Institutsschließungen: 5200 Mitarbeiter würden entlassen, für die es bislang „noch keine Sozialpläne und keine Umschulungsangebote“ (ME 55) gibt. Wegen des umgestellten Erzählens erfährt der Leser erst später, dass Annja von ihrem Vater einiges schon früher erfahren hatte. Sie erinnert sich später, dass ihr Vater

Verhandlungen über die Vereinigung des Kälteinstituts mit einigen anderen zu einem Ernährungsinstitut geführt hatte. Über die genauen Umstände der Schließung des Kälteinstituts erfährt der Leser aus einem persönlich von dem Vater verfassten Bericht, der auf dem Schreibtisch seiner Wohnung lag. Dabei ändert sich das personale Erzählverhalten und der Erzähler wählt nun die Optik des Vaters. In einem ironisch-traurigen Ton erzählt er darüber, wie die Mitarbeiter das Institut gemäß westlicher Normen auf den neuesten Stand gebracht hatten, um es doch retten zu können. Die strenge Kontrolle der Kommission aus dem Bundesministerium erinnerte ihn an den Besuch einstiger Politbüromitglieder – sie mussten den Spiegel von der Wand des Labors abnehmen –, aber das Institut wurde dann doch als „förderungsfähig eingestuft“ (ME 212). Trotz alledem hat das Ministerium für Landwirtschaft das Kälteinstitut mit den anderen schließen lassen und „als einziges Institut sollte das Ölinstitut weiter bestehen“ (ME 265). Zum Leiter der Abwicklungsmaßnahmen wurde Klaus Kobe, der seit 30 Jahren im Institut gearbeitet hatte, ernannt. Der Bericht wurde nach der endgültigen Evakuierung verfasst. Im Dezember des Jahres friert sich Klaus ein und seine treueste Mitarbeiterin begeht Selbstmord.

Anhand der Darstellung der Auflösung des Kälteinstitutes wird zugleich Kritik am Kapitalismus geübt. Kapitalismuskritik kommt in zahlreichen Texten vor, die die Nachwendeschwierigkeiten der Menschen aus den neuen Bundesländern reflektieren. Oft verschmelzen dadurch die Kritik an diesem Wirtschaftssystem und die Nostalgie nach DDR-Zeiten, indem sowohl die Forderungen des Kapitalismus als auch das DDR-Bild einseitig und übertrieben gezeigt werden. In *Moskauer Eis* gibt es nur wenige Stellen, die scheinbar sachliche Kritik am Kapitalismus enthalten, z. B. Klaus' Begründung, warum er nach der Wende hartnäckig auf seiner alten Tiefkühltruhe beharrte:

Er würde gerne wissen, wie lange sie noch halte. Damit wolle er beweisen, dass man in der DDR sorgsamer mit bestimmten Ressourcen der Erde umgegangen sei, währenddessen das Wesen der kapitalistischen Marktwirtschaft die Hersteller dazu zwingt, Sollbruchstellen in die Kühlgeräte einzubauen, um den Warenfluss in Gang zu halten. (ME 26)

Eine andere, weniger weiterführende Kritik enthalten u. a. die Worte der Oma, die kaum an der Nachwendezeit teilhatte:

Aber irgendwas ist mit dem Institut, das spüre ich. Sie machen doch jetzt alles kaputt. Hier im Haus sind schon fünf arbeitslos.(ME 112)

Andere abgenutzte Sätze stammen z. B. vom Hausarzt: „Jaja, die Welt ist eben größer geworden“ (ME 201) oder von Passanten: „was jetzt hier für Leute herumlaufen... früher war noch Recht und Ordnung...“ (ME 139). Diese vereinfachenden und unfruchtbaren Bemerkungen charakterisieren die Denkweise der Magdeburger Bürger im Text. Annjas vielseitige und unkommentierte Bemerkungen hingegen scheinen objektiver und konstruktiver zu sein. Sie berichtet über das Verhältnis zwischen Preisdruck und der sich verschlechternden Qualität der Eiskrem der Firma ‘Väterchen Frost’¹⁷. Durch Ersatzstoffe wird das Eis zwar bunter, sein Geschmack wird allerdings schlechter. Um solche Eiskrem verkaufen zu können, müsse Annja laut ihrem Chef ihre ‘Verkaufstechnik’ entwickeln. Während Annjas Vater jahrzehntelang an der Verbesserung des Eiskremgeschmacks gearbeitet hat, muss sich Annja nun mit der schlechten Qualität der Firma abfinden. Des Weiteren zeigt sich der Wertewandel der Nachwendezeit darin, dass im Gebäude des ehemaligen Kälteinstituts eine „Spielhölle“ errichtet wird. An diesen Textstellen werden die konsumorientierten Interessen bloßgestellt, die in *Moskauer Eis* den Wertewandel unterstützen und einen Qualitätsverlust verursachen.

In ihren Kommentaren zum Kapitalismus werden aber auch Menschen kritisiert, die sich den Regeln dieses Wirtschaftsystems ohne weiteres angepasst haben. In dem Magdeburger Krankenhaus, aus dem die Oma als Pflegefall hinausgewiesen wurde, übt sich nun der Chefarzt „in der neuen unverbindlichen Freundlichkeit“ (ME 13). Oder Annjas Freundin, ebenfalls Eisverkäuferin, beschwert sich über die einst höflichen Verkaufsstellenleiter, die nach der Wende grob die Sorte ‘Moskauer Eis’ zurückweisen und „diesmal vor ihren neuen Chefs“ (ME 266) buckeln. Hier werden also einerseits Personen kritisiert, die sich unter den neuen Verhältnissen verbiegen lassen, um davon eigene Nutzen zu haben. Andererseits zeigt sich hier die strukturelle Macht dieses Wirtschaftsystems, die Menschen pervertieren kann, die sich durchsetzen wollen.

Im Text kommen einige Hinweise auf Umbenennungen vor, die auf die Veränderungen hinweisen und die Abwesenheit der Vergangenheit andeuten. Die folgenden Beispiele betreffen Geschäfte, wie z. B. das damalige Backwarenkom-

¹⁷ So heißt der russische Weihnachtsmann auf Deutsch.

binat: das „hieß jetzt Backwunder“ (ME 267). Annja erwähnt die Umbenennung der Kaufhalle und aufgrund der konsequenten Schreibung in Majuskeln kommentiert sie bereits die Umbenennung ironisch: „SUPER-Markt“ (ME 267). Mit den zwei Beispielen – „Backwunder“ mit dem märchenhaften Element „Wunder“ und „SUPER-Markt“ mit der schriftlichen Betonung des Bestimmungswortes „super“ kann Kritik am Konsumfetischismus ausgedrückt werden.

Aber nicht nur die Gegenstände der DDR-Zeit sind weg, sondern die ganze Vergangenheit scheint plötzlich verschwunden zu sein. Annja träumt einmal von einer TV-Show, in der sie die Gesprächspartnerin des Moderators ist. Die Sprache des Mannes und die Gestaltung des Programms erinnern an die Oberflächlichkeit solcher Shows. Die Teilnehmerin Annja muss eine Minute in einer Tiefkühltruhe verbringen, um eine Verwandlung zu erleben. Danach fragt der Mann sie: „Und Frau Kobe, haben Sie Ihre Geschichte abgelegt?“ (ME 274) Da eine Minute für Annja nicht ausreichend schien, rät ihr der Reporter:

In diesem Falle, Frau Kobe, sollten Sie es mit fünf Minuten probieren. Fünf Minuten Schockgefrieren, und die Vergangenheit fällt ab wie eine alte Haut. (ME 274)

Im Rahmen einer fiktionalen sarkastischen Show erfolgt das Ablegen der Vergangenheit, indem es als ein vom Westen öffentlich geforderter Akt dargestellt wird, der plötzlich und schmerzhaft geschieht.

Wie schmerzhaft das Verschwinden der Vergangenheit sein kann, zeigt Annjas Fixierung auf die Vergangenheit, indem der unumgängliche Rückblick sogar als ein Rettungsversuch der eigenen Vergangenheit betrachtet werden kann. Die Vergewärtigung damaliger Ereignisse beweist in jedem Fall ihr Unbehagen in der Gegenwart. Ihre Situation bietet kaum einen Anlass zur Freude. Sie pflegt die im Sterben liegende Großmutter Else in ihrer Wohnung, in der sie auch den eingefrorenen Klaus in der Tiefkühltruhe versteckt und spricht manchmal den leblosen Vater an. Die arbeitslose Eisverkäuferin Annja hat kein Geld, um das Zimmer zu beheizen oder ausreichend Essen für die Oma und sich zu besorgen, denn sie erhält jetzt kein Arbeitslosengeld und kann wegen der Pflege nicht arbeiten gehen.

Annja hat nur das Abitur, weil sie wegen öffentlich geäußelter Kritik an der DDR nicht studieren konnte. Als ihr der Staat zur Versöhnung die Mitarbeit bei der Stasi anbietet, lehnt sie sofort ab, verlässt ihre Heimatstadt und zieht allein nach Berlin, wo sie als Eisverkäuferin Moskauer Eis verkauft. Danach arbeitet

sie in der Eiskremproduktion im Backwarenkombinat und nach der Wende in der Firma „Väterchen Frost“, deren Auto sie eines Tages absichtlich gegen einen Baum fährt, weil sie die Qualität des Eises nicht mehr ertragen konnte. Kritik am Kapitalismus äußert sich ebenfalls in ihrem Verhalten, an das sich die Stammgäste der Lieblingsgaststätte Annjas erinnern:

Sie regte sich über den Ausverkauf der Gegend und insbesondere über die rüden Methoden der Hausbesitzer auf, die die angestammten Mieter der Gegend durch Luxussanierungen verdrängen würden. (ME 285)

Der eingefrorene Vater, das Moskauer Eis oder die symbolträchtige Kaninchenfelljacke, die Annja in der Erzählergegenwart in Magdeburg trägt, sind ironisch-sarkastische Metaphern für die Bindung der Menschen an die sozialistische Utopie auch in der Nachwendezeit. Der Sarkasmus während der Lektüre entsteht durch die Bagatellisierung der Ideale, das heißt: die allmähliche Verengung ihrer Dimensionen, und durch die ernsthafte Bindung der Figuren an diese Ersatzvorstellungen. Die aufrichtige Begeisterung Annjas für das Moskauer Eis in den Nachwendejahren enthält aber eben wegen der nun belanglosen Ersatzfunktion der Eissorte auch nostalgische Elemente und zeugt von schmerzhaftem Verlust. Dieser Nostalgie steuert die komisch wirkende Bagatellisierung entgegen, durch die diese Bindung aus der Perspektive der Figuren tragikomische Züge zeigt.

Annja kann sich allerdings, auch wenn sie mit vielen Umständen nach der Wende nicht einverstanden ist, und sich manchmal empört, in den Neunzigern doch behaupten. Dem Roman wird am Ende ein Polizeiprotokoll beigelegt, in dem sich herausstellt, dass Annja nach dem Tod der Oma eine Firma gegründet hat, die sich auf die Herstellung der Sorte 'Moskauer Eis' spezialisiert hat. Außerdem werden dort die Worte des Freundes von Annja zitiert, nach denen die „bevorzugten Themen ihrer Diskussionsabende Zukunftstechnologien gewesen seien“ (ME 285). Dabei geht es um den wissenschaftlichen Versuch, Menschen einzufrieren, was wahrscheinlich diskutiert wird, weil ja auch Klaus sich selbst eingefroren hatte. Diese Technologien können aber auch als Metaphern für die Rettung der Ideale von Annja und Klaus verstanden werden, die mit einer Hoffnung auf die bessere Zukunft verbunden sind.

Im Hintergrund der ironisch-kritischen Annäherung an die DDR-Zeiten in *Moskauer Eis* kommt ein Sarkasmus zum Ausdruck, der von schmerzhaften Brüchen in der jüngsten Vergangenheit zeugt. Dieser Rückblick auf die Geschichte

soll aber keinesfalls als verfehlt Nostalgie betrachtet werden. Annjas Beharren auf ihrer Vergangenheit und ihr Versuch, ihre Ideale aus DDR-Zeiten in die neuen Verhältnisse der Nachwendezeit hinüberzuretten, entsprechen vielmehr der Kontinuität von Geschichte. Die Chancen für eine abrupte Ablegung der Vergangenheit dürften wohl gering sein, denn die Erinnerung an die eigene Vergangenheit, die ein Teil der Identität ist, darf nie unterdrückt oder abgewertet werden. Durch diese Kontinuität kann sich Annja in der Nachwendezeit einrichten und diese Jahre allmählich auch als ihr 'Zuhause' betrachten.

Die vielseitige und kritische Schilderung der DDR-Vergangenheit in *Moskauer Eis* kann außerdem dazu beitragen, das Verständnis zwischen den alten und neuen Bundesländern weiterhin voranzubringen, indem dabei die kulturelle Andersartigkeit der Ostdeutschen und ihr ganz eigener Beitrag zur Einheit berücksichtigt und kritisch geschätzt werden.

**TECHNOLOGIE PRZYSZŁOŚCI
DLA LAT PO ZJEDNOCZENIU NIEMIEC
– POWIEŚĆ ANNETT GRÖSCHNER *MOSKAUER EIS***

Streszczenie

W powieści *Moskauer Eis* („Moskiewskie lody”) Annett Gröschner opisuje trudy życia codziennego w nowej rzeczywistości po zjednoczeniu Niemiec. We wspomnieniach narratorki Annji ukazany jest jednak także obraz należącej już do przeszłości NRD. Dzięki wyraźnie podkreślonej fikcyjności przedstawionych zdarzeń historycznych i wymyślnej technice narracyjnej, ale także dzięki komiczno-zdystansowanej stylistyce i uwypuklonej metaforyce, powieść ta uwidacznia, że wszelkie opisy historyczne w istocie są fikcją literacką. Spojrzenie wstecz na czasy minionej już NRD nie zostało jednak potraktowane przez autorkę jako anachronizm. Z jednej bowiem strony – co ukazuje omawiana w artykule powieść – wspomnienia odgrywają istotną rolę w konstruowaniu własnej tożsamości, z drugiej zaś ukazanie krytycznego obrazu NRD może się przyczynić do lepszego porozumienia między ludźmi żyjącymi niegdyś po obydwu stronach muru berlińskiego.

EWA HENDRYK

Uniwersytet Szczeciński

**INTERNET ALS ORT GLOBALER LITERATURÜBERMITTLUNG
UND -KRITIK AM BEISPIEL EXEMPLARISCH AUSGEWÄHLTER
DEUTSCHSPRACHIGER VOLLTEXTARCHIVE,
LITERATURPORTALE UND -ZEITSCHRIFTEN**

Die Literaturrecherche im Internet ist ein Fass ohne Boden. Sowohl die deutschsprachigen als auch die internationalen Webseiten liefern eine große Zahl von Links zu literaturhistorischen Ereignissen, Biographien von bekannten und unbekanntem Schriftstellern, Neuerscheinungen und Online-Werken.¹ Die einen fokussieren auf die Übermittlung traditioneller Literatur, die anderen schaffen eine feste Basis für Informationen zu bestimmten Themen und Aspekten der Literaturgeschichte, zu Leben und Schaffen einzelner Schriftsteller, zu Buchbesprechung und Literaturkritik. Diese vielfältigen Möglichkeiten machen das Internet zu einer breit angelegten, für Literaturinteressierte, Kritiker und Philologen wichtigen Literaturdatenbank.² Es wird auch zu einer immer attraktiveren

¹ Weitergehende Fortschritte im Bereich der Digitalisierung kulturellen Erbgutes lassen die Tatsache, dass fast alle Bibliotheken, darunter Universitäts- und Stadtbibliotheken, sogar die US-Kongressbibliothek in Washington, elektronisch katalogisiert und online verfügbar sind, zur Selbstverständlichkeit werden. Dies betrifft auch die sich auf den Buchervertrieb im Internet spezialisierenden Onlinebuchhandlungen und -plattformen, z. B. *Amazon.com* (<http://www.amazon.com/>), *buchhandel.de* (<http://www.buchhandel.de/>) und *Digitale Bibliothek* (<http://www.digitale-bibliothek.de>), nur um einige zu nennen. Die Möglichkeiten, Bücher, u. a. kostenlose PDF- und E-Bücher, per Internet zu beschaffen, sind als immer imponierender zu sehen.

² Vgl. Ewa Hendryk: *Literatur und Internet. Über neue technische Möglichkeiten, Literatur zu verbreiten und zu schaffen*. In: *Colloquia Germanica Stetinensia* Nr. 16. Szczecin 2008, S. 111–124, hier S. 113.

Anlaufstelle der literarisch Engagierten, die zur Entstehung einer neuen – virtuellen – Literaturszene und literarischer Aktivitäten beiträgt.

Dieses Phänomen ist Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Beitrags, in dem an exemplarisch ausgewählten onlineverfügbaren Volltextarchiven, Literaturportalen und -zeitschriften verschiedene Formen der Präsenz klassischer deutschsprachiger Literatur sowie der Ansätze literaturwissenschaftlicher Diskussion im Internet dargestellt werden. Zu ergründen ist das Zusammenspiel von Internet und traditioneller Literatur, u. a. die Folgen der Übertragung herkömmlicher Veröffentlichungen vom gedruckten Medium zum Rechner.

Im Internet, dem Raum voller Gefahren und Nachteile, die sicher nicht totgeschwiegen werden dürfen, kann man für die literarische Überlieferung viele Vorteile wahrnehmen, deren wichtigster darin besteht, dass es dem Leser jederzeitigen Zugang zur Literatur gewährleistet, und das ohne jeden Aufwand an Zeit und Kosten. In Windeseile kann man eine Masse von Volltexten, Informationen zu bestimmten Autoren und Werken, zu Buchbesprechungen und Literaturkritik durchsuchen lassen. Viele Werke der Weltliteratur sind nur einen Mausklick entfernt. Diese Möglichkeiten bleiben für das Literaturinteresse und die literarischen Aktivitäten der Informationsgesellschaft, sei es Lesen oder Schreiben, nicht ohne Bedeutung.

Unter den vielen literarischen Unternehmen, die sich mit der Langzeitarchivierung digitaler Daten in frei zugänglicher Form beschäftigen, ragt das *Projekt Gutenberg-DE*³ heraus. Als Sinnbild für die modernste Literaturveröffentlichung trägt es paradoxerweise den Namen des deutschen Erfinders Johannes Gutenberg, der die europäische Druckkunst entwickelte. Der Widerspruch scheint vor allem darin zu bestehen, dass ein solches Unternehmen zum Popularitätsrückgang der gedruckten Bücher beitragen kann und dass die elektronischen Publikationen in Konkurrenz mit tradierten Vermittlungsformen von Literatur treten. Andererseits aber finden sich viele enthusiastische Stimmen, die im Zeitalter des Internets bestimmte Analogien zur Gutenbergzeit entdecken, wie z. B. größere Publikationsmöglichkeiten, Informations- und Wissensvermittlung, erleichterten Zugang zu Literatur.⁴ Hinsichtlich dieser Vorteile ist der Name 'Gutenberg' für das Projekt völlig berechtigt.

³ Verfügbar über: <http://gutenberg.spiegel.de/> (Zugriff am 29.04.2010).

⁴ Vgl. Ewa Hendryk: *Auf dem Weg zu einem kreativen Umgang mit dem Internet. Einleitung.* In: Ewa Hendryk, Jan Watrak (Hgg.): *Internet als neue literarische Ausdrucksform.* Koszalin 2001, S. 9–19, hier S. 12.

Den Grundstein für die Errichtung dieser weltumspannenden digitalen Bibliothek legte 1971 der Sohn eines Professors für englischsprachige Literatur, Michael Hart, der das amerikanische *Project Gutenberg* ins Leben rief, indem er eine virtuelle Bibliothek schaffen wollte, die einem möglichst breiten Leserkreis zugänglich sein sollte. Seit 1994 existiert sein Ableger in Deutschland – das von dem Hamburger Informatiker Günter Hille geleitete *Projekt Gutenberg-DE*, das ebenso wie das amerikanische Vorbild als Freizeitprojekt funktioniert. Binnen etlicher Jahre entwickelte es sich zum größten deutschsprachigen Online-Volltextarchiv – zu einer phantastischen digitalen Fundgrube von copyrightfreien Werken.

Die Vorteile des *Projekts Gutenberg-DE* liegen eindeutig in seiner Beschaffenheit als Textarchiv. Es gewährleistet kostenlosen und raschen Zugriff auf die Werke zahlreicher bedeutender Autoren und garantiert dadurch Zeitersparnis, Komfort und die Sicherheit, den erwünschten Text sofort und problemlos von zu Hause aus zu erreichen. In den Zeiten des schnellen Lebenstempos ist diese Möglichkeit nicht zu unterschätzen. Außer dem ansehnlichen Bestand an deutschsprachiger klassischer Literatur⁵ sind hier wissenschaftliche Texte, wie philosophische Texte, und auch fremdsprachige Dichter oder Philosophen, wie Platon, Baudelaire und Shakespeare, zum Teil sogar in ihrer Originalsprache, vertreten.⁶ Eine so beeindruckende Menge von Werken ist Ausdruck der unglaublich großen Möglichkeiten des Internets, Informationen zu vermitteln und zu speichern.

Das Projekt stieß auf so großes Interesse, dass die es verwaltenden Server der Universität Hamburg nicht mehr in der Lage waren, es weiterhin zu führen.⁷ Heute ist es auf der Spiegel-Online-Seite zu finden. Das Nachrichtenmagazin

⁵ Das Archiv umfasst heutzutage mehr als 5700 Bücher (über 2.000.000 Buchseiten), darunter ungefähr 21.000 Gedichte, 1800 Märchen, 1200 Fabeln und 5000 Sagen, d. h. literarische Texte von mehr als 1100 Klassikern, wie z. B. von Goethe, Schiller, Lessing, Kafka, Mann oder den Gebrüdern Grimm. Vgl. Gunter Hille u. Partner GbR (Hgg.): *Projekt Gutenberg-DE*. Informationen. Verfügbar über: <http://gutenberg.spiegel.de/index.php?id=14>; Stand vom April 2010 (Zugriff am 29.04.2010).

⁶ Im *Projekt Gutenberg-DE* kommen die durch das Internet beschleunigten Globalisierungsprozesse, die ihre Widerspiegelung unter anderem in der Entdeckung der Literatur verschiedener Länder finden, sehr stark zum Ausdruck. Es richtet sich nämlich nicht nur auf die deutsch-, sondern auch auf die fremdsprachige Literatur in deutscher Übersetzung.

⁷ Vgl. Ernst Rohmer: *Links zum Kanon. Die literarische Tradition und ihre Präsenz im Netz*. In: Harro Segeberg, Simone Winko (Hgg.): *Digitalität und Literalität. Zur Zukunft der Literatur*. München 2005, S. 31–56, hier S. 36.

stellt für das Projekt einen Rechner zur Verfügung, übernimmt die Kosten für die Internetverbindung und leistet technische Unterstützung, doch alle inhaltlichen und redaktionellen Arbeiten führt das *Projekt* in Eigenverantwortung und kostenlos aus. Es kann aufgrund seines Mitmachprinzips als wichtiges soziologisches Phänomen betrachtet werden. Jeder kann mit dem Abtippen oder Einscannen eines klassischen Werkes oder mit Übersetzungen fremdsprachiger Autoren einen Beitrag leisten.⁸

Man kann sich am Projekt noch auf eine andere Art und Weise beteiligen, indem man sich an *GaGa*⁹ – eine mit dem *Projekt Gutenberg-DE* kooperierende Webseite für Korrekturleser – wendet. Derjenige, der Lust zum Mitwirken hat, bekommt Einzelseiten zum Korrekturlesen. Auf diese Art und Weise können die Tippfehler konsequent reduziert werden. Erst nachdem ein Werk mehrmals korrigiert worden ist, wird es von den Mitarbeitern des Projekts veröffentlicht. Das Korrekturlesen von freiwilligen, ungebildeten Teilnehmern birgt auch die Gefahr, dass die korrigierten Texte doch Fehler enthalten. Abgesehen davon wäre das Projekt ohne derartigen Beistand, der ganz gewiss seine Entfaltung beschleunigt und seinen Bestand vergrößert, wahrscheinlich nie so erfolgreich. Diese Idee kämpft auch gegen den Standpunkt an, dass alles im Internet Vorhandene falsch bzw. unseriös sei. Dies trifft natürlich nicht auf alle Inhalte zu, aber die Gefahr, an falsche Informationen zu gelangen, ist hoch. Das Projekt trägt bestimmt dazu bei, diesen Sachverhalt zu verändern. Auch die große Gewohnheitsbremse, schöne Literatur nur als Buch zu kaufen und zu lesen, kann mit diesem Unternehmen überwunden werden.

Vorteilhaft ist die übersichtliche, trotz der Menge an Material ausgewogene Struktur der Seite, auf der sich der Leser problemlos zurechtfindet, ohne Energie und Zeit damit zu verschwenden und so letztendlich die Lust daran zu verlieren. Ein großer Vorzug ist die archivinterne Suchmaschine, mit der die Volltextsuche nach einzelnen Begriffen oder Wendungen in allen Dokumenten ermöglicht wird. Die Navigation ist benutzerfreundlich und erlaubt eine gezielte Suche ebenso wie entspanntes Stöbern. Die vorhandenen Bereiche können sofort auf der horizontal platzierten Knotenleiste abgerufen und von jeder Seite direkt angesteuert wer-

⁸ Man muss nur bestimmte Formatierungsregeln beachten und sich vergewissern, dass sich das einzusendende Werk noch nicht im Verzeichnis des Archivs befindet. Selbstverständlich müssen auch die gängigen Urheberrechte beachtet werden.

⁹ Verfügbar über: <http://www.gaga.net/pgdp/default.php> (Zugriff am 29.04.2010).

den.¹⁰ Die Biografien fallen oft sehr kurz aus, aber als geraffte Überblicke über das Leben des Schriftstellers erfüllen sie die Funktion der Vorabinformation.

Das *Projekt Gutenberg-DE* arbeitet mit dem seit 2004 tätigen Hamburger *HörGut! Verlag*, der sich auf die Hörbücher deutschsprachiger Klassiker spezialisiert. Die Arbeit beschränkt sich aber wesentlich auf Informationen über die im Verlag erhältlichen Hörbücher. Die Rubrik „Kostenloses MP3-Hörbuch“ wirkt etwas irreführend, weil nur kurze Hörproben von einigen über die Website des Projekts erhältlichen Werken dargeboten werden. Diese Unzulänglichkeit ist ein guter Beweis dafür, dass das Internet trotz alledem nicht so unersetzlich und autark ist, wie es scheinen könnte. Die Tatsache, dass aus Urheberrechtsgründen viele wichtige Werke fehlen, stellt eine zusätzliche Beschränkung dar. Christiane Heibach deutet zurecht auf noch eine Divergenz hin, nämlich auf die unvermeidbaren Unterschiede zwischen der Druckvorlage und dem im Internet gespeicherten Text, die sich in den Seitenzahlen, dem Textentwurf und der Werkstruktur ausdrückt:

Das Gutenberg-Projekt etwa hat vor allem den Sinn, schnell zu bestimmten Textstellen zu kommen, die man gerade sucht. Es ist für die Recherchearbeit nützlich, nicht aber, um Texte zu lesen und mit ihnen intensiv zu arbeiten.¹¹

Es erfüllt also die Funktion eines Literaturarchivs und -rechercheorgans, nicht aber die einer intensiven Beschäftigung mit Literatur oder literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Dies bezieht sich auch auf ein anderes Online-Volltextarchiv – die *Bibliotheca Augustana*¹², die von Ulrich Harsch, einem ehemaligen Professor für Kommunikationsdesign und elektronisches Publizieren an der Fachhochschule Augsburg, gegründet wurde. Sie kann mit einem so großen literarischen Unternehmen wie das *Projekt Gutenberg-DE* in keiner Weise konkurrieren, aber auch

¹⁰ Den Autor findet man über die alphabetisch geordnete Buchstabenleiste oder über das Genre-Register. Es erscheint eine kurze biografische Information über den Autor, Werkübersicht und Auflistung aller seiner Werke, die im *Projekt* vorhanden sind. Hat der Leser das gesuchte Werk gefunden, gelangt er durch einen Klick zum Text und kann, wenn er nicht lang ist, mit dem Lesen anfangen oder ihn ausdrucken.

¹¹ Christiane Heibach: *Das Internet wird seine eigenen ästhetischen Formen entwickeln, die sich vom Buch unterscheiden*. Ein Mail-Interview von Barbara Basting. Verfügbar über: <http://www.xcult.org/texte/basting/03/heibach.html>; vom 04.07.2003 (Zugriff am 29.04.2010).

¹² Verfügbar über: <http://www.fh-augsburg.de/~harsch/augustana.html> (Zugriff am 29.04.2010).

sie stellt einen interessanten Versuch dar, nationale Literaturen weltweit präsent zu machen. Unter den Teilprojekten, die Literaturen in mehreren, auch alten, Sprachen (Latein, Griechisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Polnisch, Russisch und Jiddisch) umfassen, befindet sich die *Bibliotheca Germanica*¹³, die ausgewählte repräsentative Beispiele deutschsprachiger Literatur verbirgt.

Den Zugriff auf die Texte kann man entweder über das alphabetische Autoren- und Textregister oder über die chronologische Epochenliste, nach der die deutsche Literatur in einige Zeitperioden (althochdeutsche, mittelhochdeutsche, frühneuhochdeutsche und neuhochdeutsche Literatur) eingeteilt wird. Aus der Recherche der hier erfassten Werke ergibt sich, dass der älteren Literatur besonderer Vorzug gegeben wird. Das Spektrum der Werke reicht von den Merseburger Zaubersprüchen über das Hildebrands-, das Georgs- und das Ludwigslied bis zu dem in verschiedenen Handschriften dargestellten Nibelungenlied. Aus der neuhochdeutschen Zeit sind schon weniger Texte online vertreten, z. B. einige von Friedrich Hölderlin, Heinrich von Kleist, Clemens Brentano, Karoline von Günderode und Heinrich Heine. Es gibt aber erstaunlicherweise keinen einzigen Verweis auf solche hervorragenden Schriftsteller wie Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, Joseph von Eichendorff, Georg Büchner oder Theodor Storm. Das 20. Jahrhundert vertreten in der *Bibliotheca Augustana* Stefan George, August Stramm, Rainer Maria Rilke, Hugo Ball und Georg Trakl. Klickt man auf die Links mit den Namen dieser Dichter, so erhält man Informationen zu Leben und Werk und zur Sekundärliteratur. Viele Namen, die aus der Literatur des 20. Jahrhunderts nicht wegzudenken sind – z. B. Arthur Schnitzler, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Franz Kafka und Bertolt Brecht – wurden jedoch, abgesehen von der Verzeichnung im Namensregister, bedauerlicherweise außer Acht gelassen.

Die Literatur wird auch nach literarischen Gattungen erfasst; darunter werden an ausgewählten Beispielen bestimmte Genres – u. a. geistliche und weltliche Lyrik, Dialog, Schauspiel, Tragödie, Komödie, Vers- und Prosaepos – exemplifiziert. Auch die sog. erörternde Literatur (Abhandlung, Lehrgedicht, Lehrbuch, Vortrag, Dialog) und die Gebrauchsliteratur (Tagebuch, Brief, Spruchgut, Rede, Flugblatt, Inserat, Zeitung) wurden mit einbezogen. Eine solche Genreein-

¹³ Verfügbar über: http://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/d_chrono.html (eine Teilbibliothek der *Bibliotheca Augustana*, Zugriff am 29.04.2010).

teilung, die sicherlich aus dem alten Verständnis von Literatur als Schrifttum im Allgemeinen resultiert, spricht den Benutzer nicht so an wie die im *Projekt Gutenberg-DE*.

Was den Nutzer an diesem Archiv aber verlockt, ist seine geschmackvolle, geordnete und benutzerfreundliche Gestaltung. Die abgerufenen Texte sehen in der Präsentation von *Bibliotheca Augustana* sehr schön aus, als ob sie in den ureigenen Handschriften stünden. Den Texten sind Abbildungen der Handschriften und originaler Schriftart und Sprache oder in einigen Fällen die erste Seite der Handschrift beigelegt. Ein augenfälliger Mangel der Seite besteht darin, dass kein befriedigender Zugriff auf Volltexte möglich ist und die Informationen zu den einzelnen Schriftstellern spärlich ausfallen. Darüber hinaus werden die benutzten Textquellen des digitalisierten Textes in vielen Fällen nicht angegeben, daher sind die Texte nicht zitierbar. Auch hinsichtlich des geringen Anspruchs auf die Vollständigkeit steht die *Bibliotheca Augustana* weit hinter dem *Projekt Gutenberg-DE* zurück.¹⁴

Einen wesentlichen Anteil an der Literaturvermittlung im Internet haben neben den erwähnten Volltextarchiven auch Literaturportale¹⁵, die neben ihrer Archivierungsfunktion bestimmte Literaturaspekte thematisieren und Auskünfte über das literarische Leben geben. Einer besonderen Popularität erfreuen sich Portale, die dem Leben und Schaffen einzelner Schriftsteller gewidmet sind.¹⁶

¹⁴ Einen neuen Meilenstein für die Vermittlung des kulturellen europäischen Erbgutes setzen die 2009 gestartete Europäische Digitale Bibliothek *Europeana* (<http://www.europeana.eu>), die strukturell gesehen sich an der englischsprachigen *European Library* (<http://www.kb.nl/hrd/europeanlibrary/index-en.html>) orientiert, sowie die *Deutsche Digitale Bibliothek* (<http://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/>), die ein Teilprojekt der *Europeana* ist und deren Onlinestart für 2011 geplant ist. Weil diese Bibliotheken erst im Aufbau begriffen sind, werden sie in dem vorliegenden Artikel nicht erörtert.

¹⁵ Unter dem Begriff 'Portal' versteht man eine komplexe, mehrteilige Plattform, in der verschiedene Funktionen (Informationskanäle, Such- und Navigationsfunktionen) integriert werden. Danica Krunic weist dem Portal seine entscheidenden Funktionen als Kommunikations- und Informationsquelle, Forschungsinstrument und Publikationsort zu. Vgl. Danica Krunic: *Nutzung des Internets in den Geisteswissenschaften und der Kulturvermittlung. Konzeption eines Fach- und Kulturportals der Goethezeit. Das 'GOETHEZEITPORTAL'*. Dissertation an der Universität München. 2004. Verfügbar über: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2693/1/Krunic_Danica.pdf, S. 61 (Zugriff am 29.04.2010).

¹⁶ Neben den im Folgenden zu besprechenden exemplarisch ausgewählten Portalen – dem *Goethezeitportal* und dem *Kleist-Archiv Sembdner* – gibt es im Internet eine Vielzahl von ähnlichen Initiativen, die Beachtung verdienen, z. B. *Die Website der Karl-May-Gesellschaft* (<http://karl-may-gesellschaft.de>), *Franz-Kafka-Website* (<http://www.kafka.uni-bonn.de/>), *Heinrich-Heine-Portal* (<http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP>), *Die Homepage der Hölderlin-Gesellschaft* (<http://www.hoelderlin-gesellschaft.de/>) und *Gottfried Keller Seite* (<http://www>).

Ein Muster dafür ist das 2002 am Institut für Deutsche Philologie der Universität München unter der Leitung von Georg Jäger, Martin Huber und Danica Krunic gestartete *Goethezeitportal*¹⁷. Der große Vorteil des Projekts besteht in dem interdisziplinären Forschungsvorgehen und wissenschaftlichen Charakter, obschon es sich an alle richtet, die sich für Literatur und Kultur interessieren. Neben dem Hauptbereich der Bedeutung Johann Wolfgang Goethes für seine Zeit und die Literatur schlechthin gibt das *Goethezeitportal*, seinem Namen gemäß, einen tief greifenden Einblick in die Goethezeit – eine der bedeutendsten Phasen der deutschsprachigen Literatur. Das schillernde Bild der Epochen der Klassik und Romantik, ihr zeitgeschichtlicher Hintergrund, philosophische Grundhaltungen von Kant bis Hegel und Schelling werden zum impliziten Forschungsgegenstand. Großes Augenmerk wird auf eine Annäherung an alle Bereiche der Kultur der Goethezeit – von der Geistesgeschichte über Kunst, Musik bis zur Literatur – gelegt. Wie Georg Jäger und Danica Krunic in den Projekt-Informationen konstatieren, soll das Goethezeitportal „zu einem umfassenden Zentrum der Information über die Goethezeit ausgebaut werden“¹⁸. Zum Aufgabenbereich des Portals gehören wissenschaftliche Diskussion und Forschung. In Zusammenarbeit mit dem Zentrum für elektronisches Publizieren in den Literaturwissenschaften an der Universität München bemüht sich das Portal um die Erneuerung der wissenschaftlichen Kommunikation im Internet und Nutzung innovativer Technologien. Auch die Vermittlung deutscher Literatur und der Kulturaustausch über die nationalen Grenzen hinaus sind Hauptziele dieses Unternehmens. Es wendet sich an Studierende, Wissenschaftler und alle Goethe-Fans und gibt wertvolle Verweise auf Forschungsliteratur, Neuerscheinungen und Volltext-Archive.

Die Tätigkeit des *Goethezeitportals* umfasst fünf Bereiche, die auch die Struktur des Portals ausmachen: „Kommunikation“, „Infocenter“, „Wissen“, „Bibliothek“ und „Projekt-Infos“. Der erste Bereich betrifft die wissenschaftlichen Diskussionsforen sowie den Newsletter, der die Nutzer zweiwöchentlich über die neuesten Beiträge informiert. Im Infocenter findet man Informationen über aktuelle Veranstaltungen und Literaturereignisse sowie übergeordnete

gottfriedkeller.ch/). Weil ihre genaue Besprechung den räumlichen Rahmen dieses Artikels sprengen würde, wird hier auf diese nicht eingegangen.

¹⁷ Verfügbar über: <http://www.goethezeitportal.de> (Zugriff am 29.04.2010).

¹⁸ Georg Jäger, Danica Krunic: *Das Goethezeitportal. Ein großer Schritt der Geisteswissenschaften in die multimediale Zukunft*. In: *Goethezeitportal*. Projekt-Infos. Verfügbar über: <http://www.goethezeitportal.de/index.php?id=48>; vom. 24.07.2004 (Zugriff am 29.04.2010).

Text- und Linksammlungen, die mit der Goethezeit zumindest teilweise zusammenhängen. Besonders stolz ist der dem Wissen gewidmete Bereich, der sich aus vier Unterteilen – „Künstlerenzyklopädie“, „TimeLine“, „Projekte-Pool“ sowie „Illustrationen literarischer Werke aus der Goethezeit“ – zusammensetzt. Die „Künstler- und Denkerenzyklopädie“ geht über den Dichter hinaus und sammelt fundamentale Informationen zum Leben und Schaffen verschiedener Künstler, Maler, Zeichner und Musiker, die mit Goethe mehr oder weniger verbunden waren, z. B. seine Bücher illustrierten oder deren Leben und Schaffen dem Zeitraum ungefähr von 1770 bis 1830 zugehört. Eine chronologische Anordnung der wichtigsten kulturellen und literarischen Entwicklungstendenzen und Ereignisse dieser Zeitspanne bietet die Rubrik „TimeLine“ – eine virtuelle Zeitreise, in der in sehr anschaulicher Weise die Lebens- und Schaffensperioden des Dichters geschildert werden. Beachtung verdient auch der „Projekte-Pool“, der sich den Einzelaspekten und -problemen der Goethezeit – z. B. Goethes italienischer Reise, der Rezeption des Nibelungenstoffs, den Liedern der Goethezeit oder der Intermedialität und Synästhesie in der Literatur der Romantik – zuwendet. Hilfreich sind die dem Bereich „Bibliothek“ zugeordneten Abteilungen „Glanzpunkte“, „Forschungsbeiträge“, „Neuerscheinungen“ und „Rezensionen“, die online zugängliche Aufsätze und Arbeiten sowie Informationen über Publikationen zur Goethezeit enthalten. In den Projekt-Infos kann man jegliche Informationen über die Tätigkeit des Vereins des Goethezeitportals, Diskussionen und Chat sowie Zeitungsartikel finden. Wegen der musterhaften Struktur gilt das Portal als eines der gelungensten Literaturportale im Internet, die hohen Qualitätsanspruch und Professionalität garantieren. Es ist das Verdienst der Leitung, die im Gegensatz zur allgemeinen Euphorie, Publikationen ins Internet frei zu stellen, die eingereichten Beiträge vor ihrer Online-Veröffentlichung überprüft und gründlich bearbeitet:

Auf diese Weise [so Danica Kronic] führt das GOETHEZEITPORTAL modellhaft vor, wie Wissensaufbereitung und -vermittlung in der Zukunft aussehen können. Insofern versteht sich das GOETHEZEITPORTAL als ein Stück geisteswissenschaftliche Utopie, die in nicht allzu ferner Zukunft alltäglich sein kann.¹⁹

¹⁹ Kronic: *Nutzung des Internets in den Geisteswissenschaften und der Kulturvermittlung*, S. 10.

Aufmerksamkeit verdient das vorbildlich organisierte Site-Design, das den Benutzern schnelle Navigation und einfachen Zugang zu den Informationen ermöglicht. Die geordnete, ausgewogene Struktur sowie viele schmückende Illustrationen und Bilder geben dem wissenschaftlichen Charakter der Seite noch den einer gemütlichen, benutzerfreundlichen Literaturanlaufstelle. Fachübergreifende Informationen gewähren einen umfassenden Einblick in das Schaffen des größten deutschen Dichters. All diese Merkmale und Vorteile des Portals liefern einen augenscheinlichen Beweis dafür, dass die Verbindung von Internet und Literatur auch im akademischen Kreis immer größeres Interesse findet und die literaturwissenschaftliche Forschung wesentlich fördert.

Ein anderes Beispiel für die fachmännische Dichterpräsentation im elektronischen Raum ist das *Kleist-Archiv Sembdner*²⁰, das schon auf den ersten Blick eine äußerst ausgebaute, ansehnliche Webseite ist.²¹ Seit 1996 besteht für das Archiv ein Internetangebot, das sehr umfassend ist und eine riesige Menge von Informationen und Texten von und über Heinrich von Kleist, sein Leben und Schaffen beinhaltet. Neben verschiedenen Werkausgaben, Theatermaterialien und audiovisuellen Medien birgt das Kleist-Archiv einen großen Bestand an Sekundärliteratur, die von frühesten Rezeptionen bis zur neuesten Forschung reichen. Mit der Zeit kamen auch Erstausgaben und sogar Originalbriefe des Schriftstellers hinzu, die ein Glanzstück des Projekts sind.

Die Startseite informiert über Neuheiten, Veranstaltungen und das aktuelle Theaterprogramm. Und obwohl sie durch die vielen Links und umfangreichen Informationsangebote etwas unstrukturiert und überfüllt wirkt, enthält sie äußerst viele Fakten und ist sowohl für Liebhaber als auch für Wissenschaftler äußerst informativ und hilfreich. Verschiedene Links führen den Leser zu Forschungsarbeiten, aktuellen Terminen und Projekten, Interpretationsansätzen sowie ständig aktualisierter Bibliographie. Bei der Auswahl von Schnellinfos gelangt man zu Informationen über Kleists Leben und zu vielen seiner Werke, die als PDF-Dateien herunterladbar sind. Besondere Beachtung wird, unter Berücksichtigung gründlicher Interpretationsansätze und des rezeptionsgeschichtlichen

²⁰ Verfügbar über: <http://www.kleist.org/> (Zugriff am 29.04.2010).

²¹ Das Archiv ging aus den Sammlungen des Kleist-Forschers und Herausgebers Helmut Sembdner hervor, deshalb heißt es heute eigentlich auch *Kleist-Archiv Sembdner*. Sembdner leistete wesentliche Beiträge zur bibliographischen Forschung über den Autor. Das Ergebnis war eine große Arbeitsbibliothek, die im Jahre 1990 von der Stadt Heilbronn angekauft, der Stadtbibliothek angegliedert und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, mit dem Ziel, Materialien und Dokumente möglichst umfassend für die Kleist-Forschung zu erhalten.

Befunds, den Hauptwerken Kleists *Michael Kohlhaas* und *Das Käthchen von Heilbronn* sowie der Kleist-Bibliographie geschenkt.

In Hinsicht auf die Motivation und Zielsetzung kann das *Kleist-Archiv Sembdner* neben die ambitioniertesten Volltext-Archive, wie das *Gutenberg-Projekt-De* oder *Goethezeitportal*, gestellt werden. Es wäre zu wünschen, dass die Pflege anderer Schriftsteller im Netz ebensolche Ausmaße annimmt wie dieses Projekt. Darüber hinaus wird das Archiv immer mit der Stadt Heilbronn, dem Markzeichen des Werks von Kleist, verbunden sein. Das Ziel des Archivs ist es, in erster Linie die Bedeutsamkeit des Schriftstellers, und andererseits die eigene Tätigkeit ins Bewusstsein möglichst vieler Menschen zu rücken. So ist es auch ein Beispiel dafür, und das trifft auch auf viele andere Projekte zu, dass die Websites zu den Autoren an regionale Aspekte gebunden sind.

Im Internet blüht ein richtiges literarisches Leben auf. Außer herkömmlicher Literaturvermittlung entwickeln sich im Rahmen verschiedenster Plattformen eine rege literarische Diskussion, Literaturkritik und Buchbesprechung. Einen guten Boden für solcherlei internetgestützte Aktivitäten bereiten die Online-Literaturzeitschriften, die die Veränderung grundlegender Institutionen der literarischen Kultur veranschaulichen. Es erweist sich als möglich, einem viel breiteren Kreis von Interessierten Zugriff auf die Online-Literaturzeitschriften zu geben, als dies bei gedruckten Literaturzeitschriften der Fall wäre, die immer nur einen relativ begrenzten Kreis von Lesern erreichen. Diese Veränderungen wirken sich auch auf die Literaturkritik aus, die mit der Überflutung durch Verlage, Selbstverlage und private internetgestützte Veröffentlichungen nicht immer fertig wird. Den Großteil ihrer Aufgaben übernehmen die Online-Literaturzeitschriften mit literaturtheoretischer Ausrichtung. Inhaltlich und strukturell gesehen stehen sie den Literaturportalen nahe; sie erfüllen verschiedene Funktionen: von der Literaturpräsentation und der Bereitstellung aktueller Informationen aus der literarischen Szene und dem Büchermarkt über Buchbesprechungen und Rezensionen bis hin zur literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung. Von den Literaturportalen unterscheidet sie vor allem ihre periodische, mehr oder weniger regelmäßige Publikation.

Ein Paradebeispiel für die hochqualifizierte Umsetzung der literaturwissenschaftlichen Universitätsarbeit im Internet ist die *Literaturkritik.de*²² – ein Online-Rezensionsjournal für Belletristik und Literaturwissenschaft. Sie wird

²² Verfügbar über: <http://www.literaturkritik.de/> (Zugriff am 29.04.2010).

seit 1999 monatlich von Thomas Anz, dem Mitarbeiter am Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien der Universität Marburg, herausgegeben und gilt als erste und anspruchsvollste Internet-Zeitschrift für Literaturkritik.²³ Die Themenvielfalt ist so groß, dass hier alle Literaturliebhaber, -wissenschaftler, Studenten, Kritiker und Journalisten etwas für sich finden können: Rezensionen und Beiträge zu öffentlichen Debatten aus dem Bereich der Literatur- und Kulturwissenschaft, Publikationen sowohl über die jüngste als auch über die klassische Literatur, Berichte von belletristischen Neuerscheinungen und aktuellem Büchermarkt. Weil jedes Heft einem thematischen Schwerpunkt gewidmet und zugeordnet ist, unterliegt *Literaturkritik.de* nicht der Gefahr, eine riesige, ungeordnete Ansammlung von Texten in entfernten Galaxien zu sein. Bei der Schwerpunktesetzung werden besondere Anlässe, wie Jubiläen, Geburts- und Todestage, Preisverleihungen und andere literarische Ereignisse in Betracht gezogen. Über den jeweiligen Schwerpunkt hinaus werden in jedem Heft Rezensionen, Berichte und Buchbesprechungen veröffentlicht und aktuelle literarische Debatten aufgegriffen.

Seit 2001 erfuhr die *Literaturkritik.de* eine Erweiterung um das Programm „Neue Medien an der Hochschule“, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unterstützt wird. In diesem Rahmen entstand unter dem Dach der *Literaturkritik.de* in Zusammenarbeit mit den Universitäten Marburg und Rostock das Projekt *Literaturkritik in Deutschland. Theorie und Praxis vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Mit der Präsentation vielfältiger Grundbegriffe und Erscheinungsarten der Literaturkritik bildet es eine Lernbasis im Bereich der Literatur- und Medienwissenschaften.

Die *Literaturkritik.de* hält auf Qualität. Ihr Niveau verdankt sie dem grandiosen Gremium von Stammrezensenten, professionellen Literaturkritikern und -wissenschaftlern, die für die formelle und sprachliche Qualität der Beiträge zuständig sind. Die Möglichkeit, Rezensionen in der *Literaturkritik.de* zu veröffentlichen, ist aber keinesfalls beginnenden Mitarbeitern und begabten Studenten vorbehalten. Jeder eingereichte Beitrag wird von dem Redaktionsgremium gründlich bearbeitet. Ein großer Vorteil ist auch die redaktionelle Arbeits-

²³ Parallel zu der Online-Ausgabe erscheint ihre Entsprechung in Druckform. Im Gegensatz zu vielen anderen bedeutenden Online-Literaturzeitschriften, wie z. B. dem von Roberto Simanowski herausgegebenen Online-Magazin *dichtung-digital*, dessen Großteil aus finanziellen Gründen kommerzialisiert werden musste, erscheinen alle Hefte der *Literaturkritik.de* als kostenlose Dateien im Internet.

geschwindigkeit, dank der die Publikationen schnell ins Internet gestellt werden. Monatlich werden an die Hundert Rezensionen der ganzen Welt zur Verfügung gestellt. Das verleiht dieser Plattform ein überregionales Ausmaß. Weil alle Beiträge seit 1999 gespeichert werden, ist das Archiv der *Literaturkritik.de* zu einer ansehnlichen Plattform für Buchbesprechungen im Internet angewachsen, auf die gern zurückgegriffen wird. Sie ist auch ein Musterbeispiel für die immanente, produktive Verbindung von akademischer und literatur-journalistischer Tätigkeit.

Eine andere, Beachtung verdienende Online-Literaturzeitschrift ist die von Martin Schrader 2002 gegründete *Berliner Literaturkritik*²⁴. Trotz der Namensähnlichkeiten mit dem bereits besprochenen Projekt weist sie einige Unterschiede auf, vor allem ihre viel kleinere thematische Reichweite. Zwar sind ihre Schwerpunkte Rezensionen und Buchbesprechungen, wozu jeder seinen Beitrag leisten kann, sie gilt aber auch als eine umfassende Informationsplattform. Die Neuigkeiten aus dem literarischen Leben und der Welt der Verlage, Veranstaltungskalender, Büchervorstellungen mit kurzen Leseproben sowie fachübergreifende Informationen im Sachbuchbereich machen die Seite vielseitig und umfangreich.²⁵

Der allgemeinen Tendenz auf dem Büchermarkt, dass literaturwissenschaftlichen Zeitschriften, besonders denen mit Lyrikschwerpunkt, zu wenig Platz eingeräumt wird, wirken auch andere Versuche, kritik- und theorieorientierte Literaturseiten zu gründen, entgegen. Dazu gehört die von Hendrik Jackson und Arndt Stofeuer gegründete Online-Zeitschrift *Lyrikkritik.de – literaturkritik – kreuzzüge – abschweifungen*²⁶. Sie enthält ausgewählte Rezensionen, Essays, Polemiken sowie Ansätze zur Lyriktheorie. Literaturwissenschaftler und -kritiker äußern sich über die verschiedensten Aspekte der zeitgenössischen deutschen und ins Deutsche übersetzten Lyrik.²⁷ In der Spalte „Poetik & Poesie“ werden jeden Monat ausgewählte Gedichte zugänglich gemacht. In den „Laufbotschaften“ wird auf Neuigkeiten zur Lyrik und aktuellen Debatten und Diskussi-

²⁴ Verfügbar über: <http://www.berlinerliteraturkritik.de/> (Zugriff am 29.04.2010).

²⁵ Parallel zur Online-Version erscheint seit 2004 jeden zweiten Monat auch ihre Druckausgabe, die in manchen Berliner Kultur-Institutionen gratis verteilt wird.

²⁶ Verfügbar über: <http://www.lyrikkritik.de/start.htm> (Zugriff am 29.04.2010).

²⁷ Unter die Lupe genommen werden in erster Linie junge, debütierende Autoren regionaler Bedeutung, z. B. der Berliner zeitgenössische Lyriker Jan Wagner, einer der jüngsten publizierten Lyriker der letzten Zeit Daniel Falb und viele andere, auch prominente Autoren.

onen rund um die Lyrik verwiesen.²⁸ Dies kann zur theoretischen Beschäftigung mit der Lyrik anregen, jedoch ist diese Website im Allgemeinen wegen ihres schwachen Layouts wenig übersichtlich und nicht benutzerfreundlich.

Der Beitrag der Online-Literaturzeitschriften zur Literaturverbreitung und Entfaltung von Literaturtheorie und -kritik ist bedeutungsvoll. Neben allgemeinen literaturgeschichtlichen Themen kommen in den vielen literatur- und medienkritischen Abhandlungen die verschiedensten Aspekte, die mit den sich seit den 1990er Jahren vollziehenden kulturellen und literarischen Wandlungen einhergehen, sehr deutlich zum Ausdruck. Zu diesen Veränderungen zählen u. a. die Fortentwicklung zwischenmenschlicher Kommunikation, die Rolle der Internetinstitutionen bei der Bildung neuer Literaturmaßstäbe und Kanons sowie die Herausbildung eines neuen Modells der Leserschaft. Die Online-Literaturzeitschriften stehen zwar in Konkurrenz zu den gedruckten Zeitschriften, sie bringen aber angesichts des schwer zu regelnden ökonomischen Aspekts dem Zeitschriftenvertrieb keine Gefährdung ein.

Die in diesem Beitrag an einigen ausgewählten onlineverfügbaren Volltextarchiven, Literaturportalen und -zeitschriften präsentierten literarischen Initiativen, die sich der konventionellen Übertragung linearer Texte in das neue Medium Internet in professioneller Weise annehmen und auf Qualität, Aktualität und Vollständigkeit zielen, verfolgen trotz ihrer thematischen, funktionellen und strukturellen Unterschiede ähnliche Ziele. Sie ermöglichen dem Leser und Autor eine relativ einfache, schnelle und – wie es die bereits besprochenen Literaturwebsites beweisen – einschlägige Begegnung mit Literatur. Während die Online-Volltext-Archive darum bemüht sind, die herkömmliche Literatur ins Internet zu übertragen und sie dem breiten Lesepublikum anzunähern, reicht die Funktionsbreite der Literaturportale und -zeitschriften darüber hinaus von den Auskünften über das literarische Leben über die Präsentation einzelner Schriftsteller und Epochen bis hin zu Buchbesprechung und Literaturkritik.

Das, was von der klassischen Literatur im Internet präsentiert wird, ist ohne Zweifel nur ein Bruchstück dessen, was die Bibliotheken anbieten. Es zeigt aber die Möglichkeiten der globalen Literaturvervielfältigung sowie der Entstehung

²⁸ Zu erwähnen ist bezüglich der Lyrikverbreitung und -kritik auch die *Lyrikzeitung&Poetry News* des Greifswalder Literaturwissenschaftlers Michael Gratz, der seit 2001 Nachrichten aus fast allen deutschsprachigen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften rund um die Lyrik versammelt und registriert. Die Seite ermöglicht einen schnellen Überblick über Entwicklungsstand und Rezeption der Lyrik in In- und Ausland. Verfügbar über: <http://www.pom-lit.de/lyrikzeitung/lundp.htm> (Zugriff am 29.04.2010).

neuer – virtueller – literarischer Aktivitäten und des öffentlichen literaturwissenschaftlichen Diskurses.

**INTERNET JAKO MIEJSCE GLOBALNEGO UPOWSZECHNIANIA
LITERATURY I KRYTYKI LITERACKIEJ
NA PRZYKŁADZIE WYBRANYCH NIEMIECKOJĘZycznych
ARCHIWÓW, PORTALI I CZASOPISM LITERACKICH**

Streszczenie

Wpływ Internetu oraz najnowszych technologii informacyjnych na upowszechnianie i rozwój literatury, a także na krytykę literacką, nie budzi żadnych wątpliwości. Internet, z uwagi na swą powszechność i zdolność przekazu informacji, jest nowoczesnym miejscem popularyzacji i promocji literatury oraz najtańszą i najłatwiejszą formą publikacji. Coraz żywiej dyskutowany w świecie fenomen adaptacji Internetu na potrzeby literatury stanowi przedmiot badań podjętych w niniejszym artykule, w którym na przykładzie wybranych niemieckojęzycznych archiwów, portali oraz czasopism literackich omówiono różne formy i sposoby upowszechniania literatury, krytyki literackiej oraz publikacji literaturoznawczych w Internecie.

Na uwagę zasługują powstałe w Internecie archiwa literackie (np. *Projekt Gutenberg-DE* i *Bibliotheca Augustana*), portale poświęcone poszczególnym wybitnym pisarzom (*Goethezeitportal* i *Kleist-Archiv Sembdner*) oraz czasopisma literackie (*Literaturkritik.de* i *Berliner Literaturkritik*), będące miejscem publikowania recenzji, omówień, a także prac naukowych. Projekty te są nie tylko przyjazne dla użytkowników Internetu zafascynowanych literaturą bądź twórczością poszczególnych pisarzy, lecz stanowią również nową formę publikacji literackich i naukowych. Dowodzą, że Internet stwarza nowe perspektywy popularyzacji literatury, krytyki literackiej i dyskursu literaturoznawczego.

Sprachwissenschaft

MAGDALENA LISIECKA-CZOP

Uniwersytet Szczeciński

**NICHT NUR DER DUDEN
– DEUTSCH-POLNISCHE UND POLNISCH-DEUTSCHE
BILDWÖRTERBÜCHER DER NACHKRIEGSZEIT**

**1. ZWEISPRACHIGES BILDWÖRTERBUCH
– DEFINITION, TYPEN UND STELLUNG
IN DER LEXIKOGRAFISCHEN FORSCHUNG**

Obwohl seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts mehrere Bildwörterbücher mit Deutsch und Polnisch im In- und Ausland erschienen sind, werden sie von der lexikografischen Forschung nach wie vor zwar wahrgenommen aber selten untersucht. Im Fokus meiner Analyse stehen zweisprachige allgemeinsprachliche Printwörterbücher; von Fachbildwörterbüchern und Bildwörterbüchern für Kinder wird hier abgesehen, da sie wegen ihrer formalen und funktionalen Eigenart separate Untersuchungen erfordern. Bevor aber die einzelnen Werke besprochen werden, sollen lexikografische und glottodidaktische Aspekte dieses Wörterbuchtyps sowie dessen Entwicklung und Traditionen in den beiden Ländern diskutiert werden.

Einen Versuch, Bildwörterbücher metalexikografisch zu definieren und zu charakterisieren, unternimmt Werner Scholze-Stubenrecht, der selbst Autor des deutschen Duden-Bildwörterbuchs und dessen zweisprachiger Ausgaben im Bibliographischen Institut Mannheim ist. Bildwörterbücher sind:

Wörterbücher, deren Lemmata Bezeichnungen für in diesen Wörterbüchern Abgebildetes oder durch Abbildungen Symbolisiertes sind. Sie sind in der Regel

onomasiologisch geordnet und mit einem oder mehreren alphabetisch geordneten Registern ausgestattet. (SCHOLZE-STUBENRECHT 1990: 1103)

Es wird auch zwischen Bildwörterbüchern und illustrierten Wörterbüchern differenziert, in denen Abbildungen nur einem geringen Teil der Lemmata zugeordnet sind und die semasiologisch (alphabetisch) strukturiert sind (ebd.). Die meisten modernen Bildwörterbücher sind allerdings nach Sachgebieten (thematisch) gegliedert, und die Themen werden durch Bildtafeln und deren Überschriften erfasst.

Sowohl unter Bild- als auch illustrierten Wörterbüchern lassen sich noch ein- und mehrsprachige Nachschlagewerke für besondere Altersgruppen (Kinder, Schüler) und ohne altersbedingte Zielgruppen unterscheiden. Ausführliche Informationen zu bebilderten Kinderwörterbüchern und ihre lexikografischen Charakteristika sind in Arbeiten von HAUSMANN (1990) und LISIECKA-CZOP (2005; 2006a, b; 2008) zu finden.

In der lexikografischen Fachliteratur werden hauptsächlich Erscheinungsformen und Funktionen der Illustrationen in einem Wörterbuch diskutiert. Selten werden Bildwörterbücher als eigenständiger Wörterbuchtup analysiert. Nennenswert sind insbesondere die Arbeiten zur Bebilderung in Wörterbüchern von HUPKA (1984; 1989a, b; 2006), in denen er u. a. eine funktionale Typologie der Wörterbuchillustrationen aufstellt. Mit Bildtafeltypen und Beziehungen zwischen Wort und Bild in Lernerwörterbüchern beschäftigten sich auch ILSON (1987), SVENSEN (1993) und KAMMERER (2002). Fremdsprachendidaktische Aspekte der illustrierten Unterrichtsmittel analysiert in seiner umfassenden Monografie REINFRIED (1992).

In der deutsch-polnischen Metalexikografie fehlt es an einer ausführlichen Erfassung deutsch-polnischer und polnisch-deutscher Bildwörterbücher. Lediglich *Ilustrowany słownik niemiecko-polski* [Illustriertes Wörterbuch Deutsch-Polnisch] von BRZESKA/BRZESKI (1975) wird in Beiträgen zur Geschichte der deutsch-polnischen Wörterbücher bei CZOCHRALSKI¹ (1991: 3065 ff.) und bei PETELEENZ² (2001: 105 f.) verzeichnet.

¹ CZOCHRALSKI erwähnt auch drei illustrierte Wörterbücher für Kinder aus den 70er und 80er Jahren, darunter ein deutsch-polnisches/polnisch-deutsches Wörterbuch von Józwicki *Ilustrowany słownik dla dzieci niemiecko-polski, polsko-niemiecki* (1984).

² PETELEENZ vergleicht zwei Bilderwörterbücher aus der Duden-Reihe: das DDR-Erzeugnis: *Bildwörterbuch Deutsch-Polnisch* von Edmund Daum und Herbert Wiederroth (1954) sowie das

1.1. Illustrationen im Bildwörterbuch

Sowohl ein- als auch mehrsprachige Bildwörterbücher sind besonders dazu geeignet, den Wortschatz in Sinnzusammenhängen zu erlernen, zumal die Abbildungen eine mnemotechnische Funktion erfüllen und das vorhandene Sachwissen aktivieren.

Illustrationen sind zwar kostenaufwändig und nehmen viel Platz in Anspruch, es gibt aber viele Lemmata, die sich nur schwer verbal definieren lassen und deshalb viel besser (und u. U. platzsparender) bildlich expliziert werden, insbesondere Gattungsnamen wie z. B. *Rose*.

Die Abbildungen in thematischen Wörterbüchern sind sowohl Bildtafeln als auch Einzelbilder. Unter einer *Bildtafel* verstehe ich eine Illustration, die mehrere Objekte (Personen, Gegenstände) eingebettet in eine Situation oder mehrere Objekte einer Klasse (z. B. Säugetiere) nebeneinander darstellt. Das *Einzelbild* bildet dagegen nur ein Objekt ab.

Die Bildtafeln übernehmen oft die Funktion der Strukturierung des lexikalischen Materials, indem sie ein Sachgebiet einleiten – sie funktionieren dann also als Bestandteile der lexikografischen Makrostruktur. Die Anordnung der Bildtafeln ist in den meisten thematischen Wörterbüchern auffallend ähnlich und entspricht der inneren Ordnung der Welt: zuerst Himmel und Erde, dann Natur und Umwelt, der Mensch und sein Leben – Arbeit, Soziales, Kultur und Freizeit.³

Einzelbilder treten häufiger in alphabetischen Bildwörterbüchern auf. Sie sind dort Elemente eines Stichwortartikels und dienen der Bedeutungserläuterung – sie gehören also zur Mikrostruktur des Wörterbuchs.

Die Abbildungen in Bildwörterbüchern streben eine wahrheitsgetreue Darstellung der Wirklichkeit an, deshalb sind sie zumeist möglichst realistisch (Zeichnungen oder Fotos). Trotzdem gibt es auch Nachschlagewerke, in denen Zeichnungen stark vereinfacht oder nur symbolisch sind (z. B. in PORAYSKI 1960). Jedenfalls sind schöne oder humorvolle Bilder ein Blickfang, der die BenutzerInnen zum Wörterbuchgebrauch motiviert.

in Warszawa erschienene *DUDEN Słownik obrazkowy niemiecko-polski* von Werner Scholze-Stubenrecht und Teresa Korsak (1998).

³ Ein ähnliches Anordnungsprinzip befindet sich in historischen enzyklopädischen Nachschlagewerken, z. B. *Orbis sensualium pictus* von Comenius (1658), das dem Konzept der modernen ein- und mehrsprachigen Bildwörterbüchern zugrunde liegt.

1.2. Sprachliche Informationen im Bildwörterbuch

Wörter stehen in Bildwörterbüchern keineswegs im Hintergrund, auch wenn ihre Auswahl von der Bebilderung abhängig ist. Die Lexik ist nämlich der eigentliche Zweck und die Begründung eines Wörterbuchs.

Lemmatisiert werden hauptsächlich Substantive, und zwar Konkreta, da sich diese bildlich darstellen lassen. Oft treten Wortgruppen (attributive Fügungen) als Lemmata auf, z. B. *der leitende Angestellte – pracownik szczebla kierowniczego* (*Visuelles Wörterbuch* 2008: 174). Seltener werden andere Wortarten aufgenommen, z. B. in speziellen Bildtafeln wie *Farben* (Adjektive) oder *Zahlen* (Numeralien). Gelegentlich treten auch Eigennamen, insbesondere geografische Namen auf, z. B. *Ocean Atlantycki – Atlantischer Ozean* (CORBEIL/ARCHAMBAULT 2007: 20).

Die Mikrostruktur der Bildwörterbücher ist bescheidener als in verbalen Wörterbüchern: Sie beschränkt sich auf die Genus-, manchmal auch Pluralformangabe bei Substantiven, seltener die Ausspracheangabe. Die lexikografischen Definitionen sind hier überflüssig, denn Lemmata sind Beziehungen für Abgebildetes oder durch Abbildungen Symbolisiertes (vgl. SCHOLZE-STUBENRECHT 1990: 1103). Thematisch angelegte Bildwörterbücher enthalten gewöhnlich ein oder mehrere alphabetische Register, über die das jeweilige Lemmawort ebenso erschlossen werden kann. Bei zweisprachigen Bildwörterbüchern gibt es in der Regel zwei alphabetische Wortindexe – je einen für jede Sprache.

1.3. Skopus und Direktionalität

Während die meisten verbalen bilingualen Wörterbücher nach diesen Kriterien entweder in mono- (nur eine Beschreibungsrichtung) bzw. biskopale (zwei Beschreibungsrichtungen, z. B. deutsch-polnisch/polnisch-deutsch) oder mono- bzw. bidirektionale (für BenutzerInnen einer bzw. zwei Sprachen) eingeordnet werden können (vgl. LIPCZUK 2008: 437), ist diese Einteilung bei bebilderten Wörterbüchern etwas problematisch.

Alphabetische illustrierte Wörterbücher, in denen Abbildungen nur die dominierenden verbalen Informationen ergänzen, lassen sich problemlos nach diesen Kriterien klassifizieren. Zum Beispiel *Ilustrowany słownik niemiecko-polski* (1975) von Wanda Brzeska und Alojzy Brzeski, in dem nur ein Teil der Lemmata bebildert wird, ist ein monoskopales (deutsch-polnisch), monodirek-

tionales (Adressierung an Deutsch lernende SchülerInnen mit polnischer Muttersprache) Wörterbuch. Auch das kleine alphabetische Wörterbüchlein für den passiven Gebrauch von Tadeusz Porayski: *Słowniczek obrazkowy niemiecki* (1960) ist monoskopal und monodirektional (vgl. LIPCZUK 2008: 438).

Thematische zweisprachige Wörterbücher sind generell nicht Deutsch-Polnisch oder Polnisch-Deutsch, sondern Deutsch und Polnisch, d. h. der Ausgangspunkt ist eine Abbildung (Denotat), die mit einem verbalen Ausdruck in zwei Sprachen belegt wird. Das Merkmal *Direktionalität* besitzen sie nur beschränkt: es ergibt sich weniger aus der Mikrostruktur als aus der/den definierten Zielgruppe(n) und den abgebildeten Elementen der Wirklichkeit, die Realien Polens und/oder deutschsprachiger Länder widerspiegeln.

2. DIE ÄLTEREN POLNISCHEN UND DEUTSCHEN ILLUSTRIERTEN WÖRTERBÜCHER IM ABRISS

Anfang des 20. Jahrhunderts (1916) wurde das erste einsprachige Wörterbuch für die polnische Sprache: *Słownik ilustrowany języka polskiego Michała Arcta* [Illustriertes Wörterbuch der polnischen Sprache von Michał Arct] veröffentlicht, das weitere Auflagen in den Jahren 1925, 1929–1930 erfuhr.⁴ Dieses damals innovative Nachschlagewerk, dessen Erstausgabe kurz vor der Geburtsstunde des unabhängigen polnischen Staates erschienen ist, hatte zum Ziel, die literarische Varietät der polnischen Sprache zu belegen. Es lemmatisierte ca. 70.000 Wörter in drei Bänden⁵, ausgewählte Lemmata (4300) wurden mit Bildern illustriert. Neben der Bebilderung (kleine schwarz-weiße Strichzeichnungen zu den einzelnen Lemmata) zeichnete sich das Wörterbuch von Arct durch eine hohe Anzahl von Synonymen, durch Herkunftsangaben und diasystematische Markierungen aus. Bis 1999 hatte das Arct'sche Wörterbuch praktisch keine Nachfolger.⁶

⁴ Michał Arct war ein Warschauer Buchhändler jüdischer Herkunft, Verleger u. a. der Kinderbücher von Maria Konopnicka sowie Wörterbuchautor. Neben dem Illustrierten Wörterbuch verfasste er auch *Słownik ortograficzny* [Orthographisches Wörterbuch] (1906), *Słownik staropolski* [Altpolnisches Wörterbuch] (1914), *Słownik wyrazów obcych* [Fremdwörterbuch] (1882).

⁵ Die dritte, überarbeitete Auflage, die um Termini aus der Technik und dem Verwaltungsrecht erweitert wurde, hatte zwei Bände.

⁶ Im Verlag PWN wurde 1999 *Ilustrowany słownik języka polskiego* [Illustriertes Wörterbuch der polnischen Sprache] von Elżbieta Sobol und im Verlag Universitas *Ilustrowany słownik podstawowy języka polskiego* [Illustriertes Grundwörterbuch der polnischen Sprache] von Zofia

Die ältesten Bildwörterbücher mit der deutschen Sprache waren zwei- oder mehrsprachige Nachschlagewerke, die seit der Aufklärung für den Schulunterricht (zuerst Lateinunterricht, danach auch für neuzeitliche Sprachen – v. a. Französisch) konzipiert waren, u. a. *Teutsch-lateinisches Wörter-Büchlein* (1683), *Primitiva Latinae Linguae* (1736) oder C. H. Wilkes *Methodisches Bilderbuch: Deutsch und Französisch* (1830).

Bedeutende illustrierte einsprachige Wörterbücher werden in Deutschland aber erst in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts verzeichnet. Der in Leipzig 1931 erschienene *Volksbrockhaus. Deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus* war ein enzyklopädisches Nachschlagewerk, das das Sachwissen mit dem Sprachwissen verband. Ikonisch waren in diesem alphabetischen Wörterbuch nicht nur Bildtafeln oder Karten, sondern auch diatechnische Markierungen.⁷

1935 erschienen zwei Bildwörterbücher, in denen nicht mehr sachliche, sondern sprachliche Informationen im Vordergrund standen: *Der Sprach-Brockhaus. Deutsches Bildwörterbuch für jedermann herausgegeben* (im Brockhaus-Verlag) und das von Otto Basler verfasste *Bildwörterbuch der deutschen Sprache* in der Reihe *Der große Duden* (im Konkurrenzverlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig). Der Sprach-Brockhaus setzt sich zum Ziel, das damalige Deutsch in seiner Komplexität (Schrift- und Umgangssprache, Mundarten, Berufs- und Sondersprachen) zu erfassen, einschließlich ausgewählter Eigennamen. Eine besondere Rolle kommt der Bebilderung zu, die als ein gleichberechtigter Bestandteil des Wörterbuchs betrachtet wurde. Anders als im *Volksbrockhaus* traten die Bilder am oberen Seitenrand oder als ganzseitige Bildtafeln auf und waren nicht bloß Abbildungen der Lemmata, sondern stellten auch komplexe Sachverhalte, z. B. Teile einer Nähmaschine, dar.

Das Dudenkonzept war anders: Zeichnungen zeigten Gegenstände, Personen und Vorgänge in komplexen Zusammenhängen und situativen Kontexten. Einzelne Bildelemente wurden nummeriert und verwiesen auf eine Bildtafelende unter dem Bild oder auf der Gegenseite (die sog. *pictura et nomenclatura*).

Kurzowa herausgegeben. Von den anderen wenigen bebilderten Wörterbüchern war auch ein Dialektwörterbuch der Stadtsprache Warschaws des 19. Jahrhunderts: *Słownik gwary warszawskiej XIX wieku* von Bronisław Wieczorkiewicz (1966) wichtig.

⁷ Das Verfahren, Markierungen nicht verbal, sondern als Piktogramme anzulegen, wurde bereits früher u. a. im *Taschenwörterbuch der polnischen und deutschen Sprache / Słownik kieszkowy języków polskiego i niemieckiego* von Emil Urich und Albert Zipper (1919–1921) verwendet (nach FRĄCZEK/LIPCZUK 2004: 105–112).

Dieses Konzept ermöglichte eine problemlose Übertragung des Wortregisters in andere Sprachen. Der einsprachigen deutschen Ausgabe folgten in den Jahren 1937–1940 fremdsprachige Bilderduden in englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache. Die Lemmata standen darin nur in der jeweiligen Fremdsprache, jedoch enthielt jede Ausgabe außer dem fremdsprachigen auch einen deutschsprachigen Index. Während des Zweiten Weltkrieges erscheint eine Schriftenreihe unter den Titeln: *Der kleine Bilderduden* und *Bilderduden für Soldaten*. Es sind mehrsprachige Ausgaben (Deutsch-Italienisch, Deutsch-Bulgarisch-Rumänisch, Deutsch-Serbisch-Griechisch) mit dem Grundwortschatz, der den Soldaten der Wehrmacht während des Krieges – nach Ansicht der Herausgeber – nützlich war.

In der Nachkriegszeit wurden Bilderduden in Leipzig (VEB Bibliographisches Institut) und in Mannheim (Dudenverlag) herausgegeben, z. B. erschienen in Leipzig zweisprachige Bildwörterbücher mit u. a. Russisch (1953), Polnisch (1954), Italienisch (1955), Tschechisch (1956), Spanisch (1956), Französisch (1956), Ungarisch (1957), Rumänisch (1960), Englisch (1965) und Bulgarisch (1971).

3. ZU DEN BILDWÖRTERBÜCHERN IN DER DEUTSCH-POLNISCHEN LEXIKOGRAFISCHEN PRAXIS 1954–2008

3.1. Edmund Daum, Herbert Wiederroth: *Bildwörterbuch Deutsch-Polnisch*. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1954

Als das erste zweisprachige Bildwörterbuch für dieses Sprachenpaar gilt das Bildwörterbuch Deutsch-Polnisch von Edmund Daum (polnische Übersetzung und Redaktion) und Herbert Wiederroth (Zeichnungen) aus dem Jahr 1954, nach Vorlage eines ein Jahr zuvor erschienenen deutsch-russischen Bildwörterbuches.

Das Wörterbuch spiegelt die Wirklichkeit und den Alltag der DDR in den ersten Nachkriegsjahren wider und ist stark ideologisiert. Schon die Kapitelüberschriften, z. B. *Parteien und Organisationen (Partie i organizacje)*, *Volksbildung (Oświata ludowa)*, *Die Sorge um den schaffenden Menschen (Troska o człowieka pracy)*, lassen eine aufdringlich politisierte Ausführung der Wörterbücher in der Walter-Ulbricht-Ära erkennen. Im Vorwort stellen die Autoren die Bearbeitung

des Wörterbuches als eine „kulturpolitische Aufgabe“ heraus, und tatsächlich ist die kommunistische Propaganda auf jedem Schritt und Tritt sichtbar. Sowohl bei der Themenwahl als auch bei der Gestaltung der Bilder – überall stößt man auf Propagandaparolen: nicht nur in den Industriebetrieben, sondern auch an der Universität („Für Einheit, Frieden und Demokratie“), im Konzertsaal („Die Kunst gehört dem Volke“) und sogar im Altenheim („Auch wir Alten erstreben für ganz Deutschland Einheit und Frieden zu erleben“). Die lexikalische Information besteht aus zwei parallelen (Polnisch und Deutsch) Legenden zu 189 thematischen Bildtafeln. Es sind lauter Wörterlisten ohne jegliche Grammatikangaben auf der polnischen Seite. Manche Lemmata enthalten Synonyme (*das Lese-pult, Katheder – pulpit, katedra*) oder präzisierende Glossen (*das Kollegheft [für die Nachschrift] – zeszyt [do spisania wykładu]*). Die Qualität der polnischen Übersetzung ist eher miserabel, besonders bei den Fachbegriffen kommen zahlreiche Fehler vor (z. B. *der Fruchtzapfen – *szyszka płodowa*). Im Nachspann befinden sich zwei Wörterverzeichnisse: ein polnisches und ein deutsches. Das Wörterbuch ist an Deutsche adressiert, die die polnische Sprache (als Fortgeschrittene) erlernen wollen.

3.2. Tadeusz Porayski: *Słowniczek obrazkowy niemiecki*. Warszawa: Wspólna Sprawa, 1960

Es handelt sich um ein kleines deutsch-polnisches Wörterbuch für Leserinnen und Leser einer Zeitschrift für Fremdsprachenlernende: „Mała Mozaika“ [Das kleine Mosaik], in dem 600 am häufigsten in der deutschen Fassung der Zeitschrift erscheinende Vokabeln erfasst sind. Das Wörterbuch hat eine passive Funktion und soll beim Leseverstehen deutschsprachiger Texte behilflich sein, worauf auch seine Makro- und Mikrostruktur hindeuten.

Die Wörter werden alphabetisch geordnet und mit kleinen schwarz-weißen Zeichnungen im Briefmarkenformat illustriert. Farbige (türkisblau und senfgelb) ist entweder der Schrift- oder der Bildhintergrund. Die Bilder sind eher skizzenhaft als realistisch und können manchmal zu falschen Assoziationen führen, z. B. wird das Wort *Februar* mit einem Sternzeichenbild (zwei Fische), das den Zeitraum vom 20. Februar bis zum 20. März symbolisiert, und der römischen Ziffer II illustriert. Bei schwer zu bebildern Vokabeln (z. B. *erst, etwas, fast*) erscheint ein Männchen mit einer Tafel, an die die Wortform geschrieben wird. Bis auf Artikel bei Substantiven und Aspektformen bei polnischen Verben gibt

es keine Angaben zu den Lemmata. Bei manchen Lemmata kommen mehrere Äquivalente vor, allerdings werden Synonyme (*die Farbe – kolor, barwa*) von den Polysemen (*die Frau – kobieta, zona, pani*) nicht abgehoben. Homonyme werden nicht konsequent lemmatisiert: entweder durch ein Semikolon getrennt (*das Blatt – liść; kartka*) oder separat lemmatisiert (*sein – być, sein – jego*). Nach dem Wörterverzeichnis befinden sich der Index polnischer Wörter sowie kurze Informationen zur deutschen Grammatik und Aussprache (auf Polnisch).

Neben dem deutsch-polnischen Bildwörterbuch wurden Ausgaben mit Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch vorbereitet (vgl. URBAŃCZYK 1991 [1964]: 54). Geplant war auch ein zweiter Teil des deutsch-polnischen Bildwörterbuchs mit weiteren 600 Vokabeln zum aktiven Gebrauch, es ist aber meines Wissens nie erschienen.

3.3. Wanda Brzeska, Alojzy Brzeski: *Ilustrowany słownik niemiecko-polski* [Illustriertes Wörterbuch Deutsch-Polnisch]. Warszawa: Wiedza Powszechna, 1975

1946 wurde in Warschau der staatliche Verlag Wiedza Powszechna gegründet, der in wenigen Jahren den Markt der allgemeinen zweisprachigen Wörterbücher praktisch monopolisiert hat. In den 1970er Jahren hat der Verlag eine Serie von illustrierten allgemeinen Wörterbüchern herausgegeben, in denen manche Stichwortartikel um schematische realistische Zeichnungen ergänzt sind (CZOCHRALSKI 1991: 3065). Es handelt sich um Handwörterbücher: Deutsch-Polnisch (BRZESKA/BRZESKI 1975), Englisch-Polnisch (GRZEBIENIOWSKI 1978), Russisch-Polnisch (BOGUSŁAWSKI 1978).

Ilustrowany słownik niemiecko-polski ist an jugendliche Benutzer (polnische Schülerinnen und Schüler, die Deutsch als Fremdsprache lernen) gerichtet und dient als passives Wörterbuch. Es enthält grundsätzlich den allgemeinen Wortschatz, jedoch sind auch fachsprachliche Termini (manchmal sogar hochspezielle) in die illustrierten Sammeltafeln, z. B. *der Fotoapparat / aparat fotograficzny* oder *Säulenordnung / Porządki architektoniczne*, aufgenommen. Auf stilistisch markierte Lexeme wurde verzichtet. Nach meinen Berechnungen enthält das Werk ca. 27.000 Stichwortartikel, die mit 700 Abbildungen illustriert sind. In der Lemmatisierung stützt sich das Wörterbuch auf das Handwörterbuch von CHODERA/KUBICA (1966): die Struktur der Lemmata, verwendete Abkürzungen und Markierungen sind identisch, sogar das typografische Layout ist gleich. Gemein-

sam für die beiden Wörterbücher ist die Gestaltung der Beibehalte im Vorspann (Hinweise für die Benutzer, Abkürzungen und Zeichenerklärungen) und im Nachspann (die gebräuchlichsten Abkürzungen und ein umfangreicher Grammatikteil). Neu sind bei BRZESKA/BRZESKI die Zusammenstellung geografischer Namen, Sprichwörter sowie die Bebilderung, die zweisprachig gestaltet ist. Neben Einzelbildern (schwarz-weiße Zeichnungen), die die konkreten Lemmata illustrieren, gibt es schwarz-weiße und bunte Bildtafeln mit umfangreicheren und komplexeren Darstellungen und zwei Fotos polnischer Volkskunst (!). Bebildert werden am häufigsten Termini aus Naturwissenschaften (u. a. Tiere, Pflanzen) und Technik. Das Wörterbuch enthält stellenweise enzyklopädische Informationen, die teilweise über den Kernwortschatz hinausgehen, deshalb erscheint die Lemmmauswahl manchmal bedenklich. Insgesamt zeichnet sich das Werk jedoch durch eine sorgfältige und konsequente lexikografische Bearbeitung aus, insbesondere ist die Mikrostruktur informativ und übersichtlich.

3.4. Werner Scholze-Stubenrecht, Teresa Korsak (Hgg.): *DUDEN Słownik obrazkowy niemiecko-polski* [DUDEN Bildwörterbuch Deutsch und Polnisch]. Warszawa: Wiedza Powszechna, 1998

Das Werk gehört zu einer traditionsreichen, internationalen Reihe der Duden-Bildwörterbücher und basiert auf dem deutschen Bild- und Wortmaterial des einsprachigen DUDEN Bildwörterbuchs von SCHOLZE-STUBENRECHT, das die Dudenredaktion in Mannheim als Band 3 der Reihe *Duden in 10 Bänden* abgefasst hat. Es erscheint – wie auch sein „Zwillingsbruder“: *DUDEN Słownik obrazkowy angielsko-polski* – seit den 1990er Jahren im polnischen Verlag Wiedza Powszechna. Das Konzept ihres Bildwörterbuches erläutern die Autoren folgendermaßen:

Bilder können bestimmte Informationen schneller und präziser vermitteln als Beschreibungen und Definitionen, die thematische Gliederung des Wortschatzes erspart mühsames Nachschlagen der einzelnen Wörter. Über einen Sachbereich kann man sich mit einem Blick informieren. (SCHOLZE-STUBENRECHT/KORSAK 2005³: 7)

Als allgemeinsprachliches Wörterbuch erhebt es den Anspruch, Stichwörter aus vielen Bereichen des menschlichen Lebens und seiner Umwelt zu erfassen. Neben

alltäglichen Situationen wie *Wohnzimmer* werden auch hochspezifische Sachverhalte aufgenommen, wie z. B. *Off-shore-Bohrung* oder *Neuzeitliche Energiequellen*. Mit 27.500 Lemmata ist es das umfangreichste von allen deutsch-polnischen Bildwörterbüchern. Das Lemmatisierungsprinzip ähnelt demjenigen im Wörterbuch von Daum und Wiederroth (die sog. *pictura et nomenclatura*), jedoch befinden sich polnische Äquivalente direkt unter den deutschen Lemmawörtern in der Legende und nicht in einer separaten Spalte. Die Mikrostruktur ist unterschiedlich ausgebaut und umfasst außer dem Lemmawort mit Genusangabe (Artikel bei attributiven Wortgruppen, Abkürzung *m, f, n* bei einfachen Substantiven) und Äquivalent, zum Teil auch Synonyme – darunter regionale Varianten, die mit diatopischen Markierungen gekennzeichnet sind, z. B.:

Der Klatschmohn (Klappenmohn, *österr.* Feldmohn, die Feuerblume, *schweiz.* Kornrose), ein Mohn *m – mak polny, mak*

Selten treten andere Markierungen auf: diatechnische (*bergm. – bergmännisch, seem. – seemännisch*), diakonnotative (*scherzh. – scherzhaft, żart - żartobliwie*), diastratische (*fam. – familiär, dicht. – dichterisch, pot. – potocznie*). Abkürzungen und Markierungen auf Deutsch werden bei deutschen Lexemen verwendet – sie sind auch zahlreicher als diejenigen auf Polnisch, die im polnischen Text gebraucht werden. Häufig sind Komposita und Mehrwortlexeme, die als attributive Fügungen vorkommen, z. B.:

die vollautomatische Eierverpackungsmaschine – *automat do pakowania jaj.*

Beitexte im Vorspann (Vorwort, Abkürzungs- und Inhaltsverzeichnis) sowie im Nachspann (Register) sind zweisprachig (bis auf die Danksagungen, die ausschließlich auf Deutsch abgefasst sind), obwohl der Verlag dieses Werk an Deutsch lernende Polen richtet. Die Gestaltung der Makro- und der Mikrostruktur hat aber gewisse Inkonsequenzen hinsichtlich der Direktionalität: Auf der einen Seite sind polnische Äquivalente reine Bedeutungsangaben, auf der anderen Seite kommen die Genusangaben bei den deutschen Lemmata vor und die meisten Markierungen sind auch auf Deutsch.

3.5. Jean-Claude Corbeil, Ariane Archambault (Hgg.): *PONS Słownik obrazkowy polski niemiecki* [PONS Bildwörterbuch Polnisch und Deutsch]. Poznań: LektorKlett, 2007

Das PONS-Bildwörterbuch wurde in Kooperation mit dem kanadischen Verlag QA International entwickelt, das sich seit über zwanzig Jahren auf thematische visuelle Wörterbücher in mehreren Sprachenkombinationen spezialisiert. Eine Serie zweisprachiger Bildwörterbücher mit Polnisch (und für polnische Benutzer) umfasst die folgenden Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch. Sie sind alle als Printwörterbücher erhältlich und basieren auf demselben Bildmaterial. Ähnlich wie im Duden-Wörterbuch werden Lemmata thematisch angelegt und erfassen 17 Themenbereiche: von der Astronomie über das Pflanzen- und Tierreich bis hin zum Menschen und zur Gesellschaft. Allerdings steht die Bildtafellegende nicht als separates Register, sondern die Lemmata werden in das Bild integriert und mittels einer Linie mit dem entsprechenden Bildbereich verknüpft (ostensiv) bzw. sie befinden sich in der Nähe des Bildbereichs (adjazent).⁸ Die Bilder sind farbig, anschaulich und detailgenau, was eine problemlose Zuordnung des Lemmas zum Denotat ermöglicht. Jedoch sind sprachliche Informationen auf eine Genusangabe bei Substantiven reduziert (deutsche Äquivalente werden mit hochgestellten lateinischen Abkürzungen *M, F, N* versehen).

Im Nachspann besitzt das Wörterbuch zwei Register, in denen alle 20.000 Lemmata in der polnischen und der deutschen Sprache alphabetisch sortiert sind. Das Nachschlagewerk richtet sich vor allem an polnische BenutzerInnen mit einem gewissen Weltwissen und dem sprachlichen Grundwissen in Deutsch. Sehr gut könnte es z. B. im bilingualen Fachunterricht eingesetzt werden, wo das Fachwissen in einer Fremdsprache vermittelt wird, oder als Reisewörterbuch.

2008 stellte der PONS-Verlag eine Beta-Version des deutsch-englischen Bildwörterbuchs Online ins Internet (<http://www.bildwoerterbuch.com>), die außer den Informationen der Printausgaben zusätzlich Audiodateien mit Aussprache der deutschen und englischen Vokabeln und wörterbuchdidaktische Sprachspiele (Zuordnung der Lemmata zum Bild bzw. der akustischen zur grafischen Wortform) bietet. Das PONS-Bildwörterbuch Online stellt damit eine

⁸ Mehr zu den Typen der Bildtafellegenden in: KAMMERER (2002: 260).

wichtige lexikografische Innovation dar, indem es lexikalische Informationen und Abbildungen multimedial verfügbar macht.

3.6. *Visuelles Wörterbuch Polnisch-Deutsch. London etc.: Dorling Kindersley, 2008*

Das Werk gehört zu einer Reihe von zweisprachigen visuellen Wörterbüchern des Verlags Dorling Kindersley, die im Taschenbuchformat in mehreren Ländern, u. a. in Deutschland, herausgegeben werden. In größerem Format und festem Einband erschienen mehrsprachige visuelle Wörterbücher mit demselben Bildmaterial, z. B. *Das große visuelle Wörterbuch: Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch* (2006). Die Redaktions- und Übersetzungsarbeiten ins Polnische übernahm bei der Vorbereitung der polnisch-deutschen Ausgabe Magdalena Podracka-Wißkirchen, Autorin eines Idiomatikwörterbuches Deutsch-Polnisch.

Das Wörterbuch enthält 6000 Lemmata nicht nur des Grund-, sondern auch des Fachwortschatzes. Das Konzept ähnelt weitgehend dem PONS-Wörterbuch, z. B. ist das Prinzip der Lemma-Bild-Zuordnung fast das gleiche. Auch die Makrostruktur ist vergleichbar – es gibt Großkapitel, die in Teilthemen weiter eingeteilt werden, z. B. *die Arbeit* in: *das Büro, der Computer, die Medien, das Recht, der Bauernhof, der Bau, die Berufe*. Das letzte Kapitel: *Die Information* enthält Zeitangaben, Maße und Gewichte und eine Weltkarte, aber auch Partikeln und Antonyme sowie praktische Redewendungen.

Die Bilder mit Menschen sind mit Rücksicht auf *political correctness* gestaltet: sichtbar sind Menschen verschiedener Hautfarben und beider Geschlechter in verschiedenen Lebensrollen. Als unzulässigen Nachteil des Wörterbuchs sehe ich jedoch die Tatsache, dass die Realien der angelsächsischen Umgebung entnommen sind, z. B. *der Stecker/wtyczka* ist typisch für die USA-Geräte und *der Polizist* hat eine amerikanische Uniform. Neben Festen und Bräuchen wie *Geburtstag, Weihnachten, Ostern*, die sowohl in Polen als auch in Deutschland und den USA – wo das Wörterbuch wohl entstanden ist – gefeiert werden, gibt es Feierlichkeiten, die eindeutig amerikanisch sind, z. B. *Thanksgiving*, oder Feste der religiösen Minderheiten wie *Passa, Diwali, Ramadan*. Für deutschsprachige Polnischlernende, die Adressaten des Wörterbuches sind, wäre sicherlich ein Hinweis auf *Namenstag, Fronleichnam* oder *Allerheiligen* landeskundlich hilfreich.

Ansonsten erfasst das Wörterbuch den neuesten Wissensstand, was besonders bei technischen Themen von Vorteil ist und bei der Terminologieermittlung nützlich sein kann. Das Grundvokabular zu dem jeweiligen Thema wird zusätzlich im Vokabelkasten zweisprachig zusammengestellt. Außerdem befindet sich im Nachspann das übliche alphabetische Register in der polnischen und der deutschen Sprache. Im Vorspann gibt es zwei Außentexte über das Wörterbuch und über die Benutzung des Buches mit Anregungen für eine selbstständige Arbeit.

4. SCHLUSSBEMERKUNGEN

Bildwörterbücher sind qualitativ und quantitativ ein wichtiger Bestandteil der lexikografischen Landschaft. Die Bebilderung in einem (Lern-)Wörterbuch macht dieses insofern attraktiv, als seine Benutzung mehrere Rezeptionskanäle einbezieht und das zu erwerbende Sprachwissen mit dem Sachwissen verbindet.

Am Beispiel der lexikografischen Leistungen für das Sprachenpaar Deutsch und Polnisch wurde dieser Wörterbuchtup in seiner formalen und konzeptuellen Vielfalt gezeigt, die sowohl von lernmethodischen, funktionalen als auch politisch-ideologischen Faktoren abhängig ist.

Die meisten zeitgenössischen Bildwörterbücher werden für mehrere Sprachenpaare parallel entwickelt. Dies hängt mit den relativ hohen Erstellungskosten der Grafik zusammen, die jedoch unproblematisch mit lexikalischem Material einer anderen Sprache verknüpft werden kann – unabhängig davon, ob als Buchausgabe oder in elektronischer Form.

Wörterbücher

ARCT, Michał (1916): *M[ichała] Arcta Słownik ilustrowany języka polskiego*. Warszawa.

BASLER, Otto (1935): *Der große Duden 4. Bildwörterbuch der deutschen Sprache*. Leipzig.

Bildwörterbuch: deutsch und polnisch (1954). Poln. Übers. u. Red. Edmund Daum. Leipzig.

BOGUSŁAWSKI, Andrzej (1978): *Ilustrowany słownik rosyjsko-polski i polsko-rosyjski*. Warszawa.

BRZESKA, Wanda/BRZESKI, Alojzy (1975): *Ilustrowany słownik niemiecko-polski*. Warszawa.

CHODERA, Jan/KUBICA, Stefan (1966): *Podręczny słownik niemiecko-polski. Handwörterbuch Deutsch-Polnisch*. Warszawa.

- CORBEIL, Jean-Claude/ARCHAMBAULT, Ariane (2007): *PONS Słownik obrazkowy polski niemiecki*. Poznań.
- GRZEBIENIOWSKI, Tadeusz (1978): *Ilustrowany słownik angielsko-polski i polsko-angielski*. Warszawa.
- JÓZWICKI, Jerzy (1984): *Ilustrowany słownik dla dzieci niemiecko-polski, polsko-niemiecki*. Warszawa.
- Primitiva Latinae Lingvae Germanice explicata, Gallice accomodata et figuris illustrata also Lateinisch-Teutsch- und Französisches Wörter-Buch, der lieben Jugend zum nützlichen und ergötzlichen Gebrauch, mit 1700 Figuren gezieret und einem Teutschen Register versehen* (1736). Nürnberg.
- PORAYSKI, Tadeusz (1960): *Słowniczek obrazkowy niemiecki*. Warszawa.
- SCHOLZE-STUBENRECHT, Werner, KORSAK, Teresa (1998): *DUDEN Słownik obrazkowy niemiecko-polski*. Warszawa.
- SEYBOLD, Johann Georg (1683): *Teutsch-Lateinisches Wörter-Büchlein*. Nürnberg.
- Der Sprach-Brockhaus. Deutsches Bildwörterbuch für jedermann herausgegeben* (1935). Leipzig.
- URICH, Emil/ZIPPER, Albert (1919–1921): *Słownik kieszonkowy języków polskiego i niemieckiego. Taschenwörterbuch der polnischen und deutschen Sprache*. Berlin.
- Der Volks-Brockhaus: deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus* (1931).
- Visuelles Wörterbuch Polnisch-Deutsch* (2008). Poln. Red. Magdalena Podracka-Wißkirchen. London etc.
- WILKE, Carl Heinrich (1830): *Methodisches Bilderbuch: Deutsch und Französisch*. Berlin.

Literatur

- CZOCHRALSKI, Jan A. (1991): *Die zweisprachige Lexikographie mit Polnisch*. In: *Handbuch Wörterbücher*. 3. Teilbd. Art. 323, 3061–3068.
- FRĄCZEK, Agnieszka/LIPCZUK, Ryszard (2004): *Słowniki polsko-niemieckie i niemiecko-polskie – historia i terażniejszość*. Wołczkowo, Szczecin.
- Handbuch Wörterbücher = Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. 3 Teilbde. Hg. v. Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta. Berlin, New York 1989, 1990, 1991.
- HAUSMANN, Franz-Josef (1990): *Das Kinderwörterbuch*. In: *Handbuch Wörterbücher*. 2. Teilbd. Art. 149, 1365–1368.
- HUPKA, Werner (1984): *Wort und Bild. Die Illustrationen in einsprachigen französischen Wörterbüchern*. In: D. Götz, T. Herbst (Hgg.): *Theoretische und praktische Probleme der Lexikographie*. München, 166–207.
- HUPKA, Werner (1989a): *Die Bebilderung und sonstige Formen der Veranschaulichung im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch*. In: *Handbuch Wörterbücher*. 1. Teilbd. Art. 62, 704–727.

- HUPKA, Werner (1989b): *Wort und Bild. Die Illustrationen in Wörterbüchern und Enzyklopädien*. Tübingen.
- HUPKA, Werner (2006²): *How pictorial illustrations interact with verbal information in the dictionary entry: a case study*. In: R. R. K. Hartmann (Hg.): *Lexicography. Critical Concepts*. London, New York, 363–390.
- ILSON, Robert (1987): *Illustrations in dictionaries*. In: A. Cowie (Hg.): *The Dictionary and the Language Learner: Papers from the EURALEX Seminar at the Univ. of Leeds, 1–3 April 1985*, 193–212.
- KAMMERER, Matthias (2002): *Die Abbildungen im De Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. In: H. E. Wiegand (Hg.): *Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen II* (= Lexikographica 110), 257–279.
- KÜHN, Peter (1989): *Schulwörterbücher sind lexikographische Langweil-Bestseller oder warum eine Wörterbuchkultur in Deutschland nicht in Gang kommt*. In: H. E. Wiegand (Hg.): *Wörterbücher in der Diskussion*. Tübingen, 111–132.
- KÜHN, Peter (1994): *Mein Schulwörterbuch. Didaktik/Methodik der Wörterbucharbeit. Konzeption-Aufbau-Gebrauch*. Bonn.
- LIPCZUK, Ryszard (2008): *Słowniki mono- czy bidyrekcjonalne?* In: K. Myczko, B. Skowronek, W. Zabrocki (Hgg.): *Perspektywy glottodydaktyki i językoznawstwa. Tom jubileuszowy z okazji 70. urodzin Profesora Waldemara Pfeiffera*. Poznań, 437–445.
- LISIECKA-CZOP, Magdalena (2005): *Wozu brauchen Kinder Wörterbücher? Über einige deutsch-polnische lexikographische Arbeiten für Kinder*. In: *Colloquia Germanica Stetinensia* 14, 121–133.
- LISIECKA-CZOP, Magdalena (2006a): *Lexikographische Arbeiten für Kinder und ihre Relevanz für den Fremdsprachenunterricht*. In: M. Kotin u. a. (Hgg.): *Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern etc., 345–353.
- LISIECKA-CZOP, Magdalena (2006b): *Bildwörterbücher im frühen Fremdsprachenerwerb*. In: J. Schiewe, R. Lipczuk, W. Westphal (Hgg.): *Kommunikation für Europa. Interkulturelle Kommunikation als Schlüsselqualifikation*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern etc., 175–179.
- LISIECKA-CZOP, Magdalena (2008): *Kinderwörterbücher – ein Stiefkind der deutsch-polnischen Lexikographie?* In: I. Bartoszewicz, J. Szczek, A. Tworek (Hgg.): *Linguistica et res cotidianae* (= Linguistische Treffen in Wrocław 2). Wrocław, Dresden, 191–198.
- PETELENZ, Krzysztof (2001): *Standardisierung der Lexikoneinträge für ein neues großes deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Wörterbuch*. Hildesheim.
- REINFRIED, Marcus (1992): *Das Bild im Fremdsprachenunterricht. Eine Geschichte der visuellen Medien am Beispiel des Französisch Unterrichts*. Tübingen.
- SCHOLZE-STUBENRECHT, Werner (1990): *Das Bildwörterbuch*. In: *Handbuch Wörterbücher*, 2. Teilbd. Art. 108, 1103–1112.

- SVENSEN, Bo (1993): *Practical Lexicography. Principles and Methods of Dictionary-Making. Translated from the Swedisch by John Sykes and Kerstin Scholfield.* Oxford, New York.
- URBAŃCZYK, Stanisław (1991 [1964]): *Słowniki i encyklopedie. Ich rodzaje i użyteczność.* 3. erweit. Aufl. Kraków, Katowice.

**NIE TYLKO „DUDEN”
– NIEMIECKO-POLSKIE I POLSKO-NIEMIECKIE
SŁOWNIKI OBRAZKOWE W OKRESIE POWOJENNYM**

Streszczenie

Dwujęzyczne słowniki obrazkowe i ilustrowane są ciekawym przykładem połączenia przekazu werbalnego z ikonycznym i umożliwiają uczenie się obcojęzycznej leksyki w powiązaniu z wiedzą przedmiotową o świecie i terminologią w języku ojczystym. Stąd też rosnąca popularność tego typu pozycji leksykograficznych w XX i początkach XXI wieku.

W artykule autorka bada sześć obrazkowych lub ilustrowanych słowników polsko-niemieckich i niemiecko-polskich, wydanych w latach 1954–2008. Są wśród nich zarówno onomazjologiczne słowniki tematyczne, jak i słowniki semazjologiczne – o układzie alfabetycznym. Analiza dotyczy zarówno struktury i objętości słowników, doboru haseł oraz ich powiązania z materiałem graficznym, mikrostruktury artykułów hasłowych, jak i zagadnień związanych z funkcją i dyrekcjonalnością słownika, a także wpływem rzeczywistości pozajęzykowej – politycznej i rynkowej – na koncepcję oraz kształt słowników.

DOROTA MISIEK

Uniwersytet Szczeciński

**BEMERKUNGEN ZUR STABILITÄT DER PHRASEOLOGISMEN
UND IHRER EXTERNEN VALENZ
IN DER LEXIKOGRAPHISCHEN PRAXIS**

Die Darstellung der Phraseologismen in Wörterbüchern bereitet verschiedene Probleme. Bei vielen Phraseologie-Forschern finden wir Hinweise auf Mängel und Unzulänglichkeiten in der lexikographischen Darstellung phraseologischer Einheiten (vgl. z. B. GRECIANO 2005: 61 f.). Die Kritik betrifft sowohl die Mikro- als auch die Makrostruktur der Wörterbücher, d. h. die Wahl der Phraseologismen, ihre Lemmatisierung und Präsentation, sowie die angegebenen Äquivalente.

Eine wichtige Frage bei der lexikographischen Arbeit ist die nach der Nennform der Phraseologismen, die als „lexikalische und morphosyntaktische Form, in der der Phraseologismus im Wörterbuch erscheint bzw. erscheinen sollte“ (BURGER 1987: 68, hier nach MARTÍN 2001: 103) zu verstehen ist. Aus welchen Elementen soll die Nennform bestehen? Nur aus wendungsinternen, oder gehören zu ihr auch „allgemeine Hinweise zur Kombinatorik“, wie WOTJAK (1992: 51) anmerkt?

Im folgenden Beitrag wird der Frage nachgegangen, in wie weit das Merkmal Stabilität die lexikographische Darstellung lexikalischer Einheiten beeinflusst. Stabilität ist eines der wichtigsten Merkmale der Phraseologismen. Sie hängt mit dem Merkmal Idiomatizität zusammen und bedeutet, dass die Komponenten nicht beliebig ausgetauscht werden dürfen, ohne dass die Wendung ihren idiomatischen Charakter dabei verliert (vgl. FLEISCHER 1982: 41). „Die phraseo-

logische Bedeutung kommt nur dann zustande, wenn die Wortverbindung in einer bestimmten morphosyntaktischen Ausprägung und einer bestimmten lexikalischen Besetzung formuliert wird“ (BURGER 2002: 396).

Man spricht von der **lexikalisch-semantischen Stabilität**, die sich darin äußert, dass Komponenten der phraseologischen Einheiten nicht beliebig ersetzt werden dürfen. Eine phraseologische Einheit hat also keinen Modellcharakter; wenn in einer Wendung, wie: *Das ist kalter Kaffee* die Komponente ‘Kaffee’ durch ‘Tee’ ersetzt wird (‘Das ist kalter Tee’), verliert die Wortgruppe ihre idiomatische Bedeutung.

Es gibt auch Varianten der Phraseologismen, die „eine im Sprachsystem verankerte Reihe von gleich bedeutenden Phraseologismen (bilden), bei denen ein strukturelles Element austauschbar ist“ (MARTÍN 2001: 106), z. B. *große/dicke Töne reden/spucken* oder *jmdm. geht das Messer in der Tasche/im Sack auf*. Bei lexikalischen Varianten kann eine Stelle in einem bestimmten Phraseologismus von mehr als einem Wort besetzt werden bzw. manche Elemente können fakultativ oder weniger fest sein.

In Wörterbüchern werden Varianten unterschiedlich markiert. So finden wir im DUDEN Universalwörterbuch folgenden Phraseologismus: *große/dicke Töne reden, schwingen, spucken*. Die lexikalische Variation ist also einmal mit einem Schrägstrich und einmal mit Komma markiert. Das Wörterbuch *DUDEN Redewendungen* benutzt hier zweimal Schrägstrich, und im PARTNER-Wörterbuch von Langenscheidt ist in diesem Fall nur eine Variante genannt, nämlich: *große Töne spucken*. Bei anderen Phraseologismen sind aber auch in diesem Wörterbuch mehrere Varianten angeführt und dann mit Schrägstrich: *jdm das Rückgrat stärken/steifen*. Das polnische phraseologische Wörterbuch von Piotr Müldner-Nieckowski benutzt hierfür runde Klammern: *czytać jak w otwartej (książce, księdze)*. Die in runden Klammern angeführten Wörter bezeichnet Müldner-Nieckowski als „offene, austauschbare Komponenten“ (vgl. <http://www.frazeologia.pl>).

Bei der Angabe der Varianten eines Phraseologismus ist von Bedeutung, dass man konsequent vorgeht und die Markierung eindeutig ist. Deshalb ist die Markierung mit Schrägstrich zu empfehlen, da ein Schrägstrich offensichtlich nicht zu der jeweiligen Wendung gehören kann (wie z. B. ein Komma) und andeutet, dass eines der Elemente auftreten muss (während das bei der Markierung durch runde Klammern nicht unbedingt notwendig ist).

Varianten eines Phraseologismus sind sowohl für passive als auch aktive Wörterbücher von Bedeutung. Es scheint sogar plausibel, dass vor allem passive Wörterbücher verschiedene Varianten eines Phraseologismus berücksichtigen sollten, damit die Benutzer entsprechende Phraseologismen finden können.

Problematisch kann die Lemmatisierung der Varianten sein, wenn ein Phraseologismus einem Lemma nach einer austauschbaren Komponente zugeordnet werden soll, wie z. B. *einen breiten Buckel/Rücken haben* oder *seine liebe [Müh und] Not mit jdm./etw. haben*. In solchen Fällen sollte ein solcher Phraseologismus nicht unbedingt zweimal lemmatisiert, sondern nur unter dem häufigeren Substantiv („Buckel“, „Not“) notiert werden (vgl. auch MARTÍN 2001: 106). Bei dem zweiten Substantiv („Rücken“, „Mühe“) sollte der Benutzer den Phraseologismus mit dem Vermerk finden, unter welchem Stichwort er weiter suchen soll („→ Buckel“, „→ Not“).

Elemente, die nicht obligatorisch sind, doch oft in Verbindung mit dem entsprechenden Phraseologismus auftreten, werden in den analysierten Wörterbüchern mit eckigen Klammern markiert. Hier einige Belege:

DUDEN Universalwörterbuch: *jdm. läuft es [heiß u. kalt] über den Rücken/ den Rücken herunter*;

DUDEN Redewendungen: *[fast] auf den Rücken fallen*;

PONS: *im Kleinen wie im Großen [perfekt sein]*;

Bei PARTNER wurden keine Belege gefunden.

Da sich diese Markierung offensichtlich etabliert hat und für den Wörterbuchbenutzer klar und eindeutig ist, ist sie auch zu empfehlen.

Mit phraseologischer Stabilität hängen auch weitere Erscheinungen zusammen, wie z. B. **unikale Komponenten** (z. B. ‘Fersengeld’ in der Wendung: *Fersengeld geben*, oder ‘Maulaffen’ in der Wendung: *Maulaffen frei halten*) und regionale Besonderheiten (*den Rahm abschöpfen*). Bei Phraseologismen mit unikaligen Komponenten entsteht das Problem ihrer Zuordnung zu einem Lemma. Die meisten Wörterbücher gehen damit so um, dass die unikaligen Komponenten als gesondertes Lemma aufgenommen werden, dem die Information folgt: „nur in der Wendung: ...“. In dem Gruyter-Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache werden unikale Komponenten auch lemmatisiert und mit einem Sternchen versehen (vgl. WOTJAK 2001: 271).

Viel schwieriger ist für die Lexikographen die Erfassung der **syntaktischen und morphologisch-flexivischen Anomalien**. Diese Anomalien zeigen „sich einerseits in der syntaktischen Verbindung der Komponenten eines Phraseolo-

gismus und andererseits in Beschränkungen der Transformation, der transformationellen Defektivität“ (FLEISCHER 1982: 52).

ANOMALIEN IN DER SYNTAKTISCHEN VERBINDUNG DER KOMPONENTEN

Zu Anomalien in der syntaktischen Verbindung der Komponenten gehören (vgl. FLEISCHER 1982: 52 f.¹):

- unflektierter Gebrauch des attributiven Adjektivs (oder adjektivisch gebrauchten Partizips): *auf gut Glück*,
- adverbialer Genitiv und Genitivkonstruktion als Objekt: *schweren Herzens, guter Dinge sein*,
- Voranstellung des attributiven Genitivs: *in die Teufels Küche kommen*,
- sonstige Rektionsanomalien: *jdm. Lügen strafen*,
- Anomalien im Artikelgebrauch: *vor Ort, auf Draht sein*,
- Anomalien in Gebrauch der Pronomina: *eins mit dem Holzhammer gekriegt haben*,
- Anomalien in Gebrauch von Präpositionen und dergleichen: *an jdm./etw. einen Narren gefressen haben*.

Die syntaktische Verbindung der Komponenten ist meistens aus der Nennform ersichtlich. Die Markierung als feste Wendungen dürfte in diesen Fällen dafür reichen, dass die Wörterbuchbenutzer diese Form auch korrekt anwenden, d. h. ohne sie zu verändern.

TRANSFORMATIONELLE DEFEKTIVITÄT

Phraseologische Einheiten unterliegen bei Einbettung in den Text, ähnlich wie andere Lexeme, textueller Kongruenz. Sie werden also nicht (oder nur selten) in ihrer Nennform gebraucht, sondern dem Satz oder Text grammatisch angepasst. Allerdings unterliegen Phraseologismen bestimmten Restriktionen in Bezug auf die Formenbildung. Burger weist darauf hin, dass eine Systematik in diesem Bereich wahrscheinlich nicht möglich sei. Es ließ sich auch nicht nach-

¹ Dazu auch FIX 1974–1976: 38.

weisen, dass „die morpho-syntaktischen Anomalien letztlich auf semantische Besonderheiten des Idioms zurückzuführen wären“ (BURGER 2007: 22).

FLEISCHER (1982: 54 ff.) versteht transformationelle Defektivität als eine Beschränkung der Transformation, Expansion und Reduktion phraseologischer Einheiten. Dabei nennt er folgende Transformationen:

- Passivtransformation,
- Relativsatz-Transformation,
- Expansion durch Attribute,
- Nominalisierung,
- Fragesatz-Transformation,
- Kontrastierung oder Hervorhebung der Komponenten durch bestimmte Konstruktionen,
- Reduktionen,
- zeugmatische Verknüpfung.

Durch die oben genannten Transformationen können entweder Formen entstehen, die unauffällig sind, oder solche, die Leser als auffällig empfinden. Hier einige Beispiele:

Unauffällige Formen (usuelle Verwendung der Phraseologismen):

(Präteritum, 3. Person Pl.)

jdm./sich ins Gehege kommen²

- Eine Geschichte hart am Mythos: Sex, Drogen, Rock'n'Roll – Red Hot Chili Peppers ließen nichts aus, den Exzess so wenig wie die Ekstase, sie prügelten sich, *kamen ins Gehege* mit der Polizei. („Neue Zürcher Zeitung“ 2003, 64)

Auffällige Formen (kreative Verwendung):

(Expansion durch Attribute)

Kreide fressen

- Schien es doch zunächst ganz so, als habe *der sächsische Wolf preußische Kreide gefressen*. („Die Welt“, 24.04.2007)

(Reduktion)

die Katze im Sack kaufen

- *Die Katze im Sack?* („Neue Zürcher Zeitung“ 2003, 248)

(Konjunktiv Präteritum, Komparativbildung)

fest im Sattel sitzen

² Beispiele aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ nach POCIASK 2007, andere Beispiele aus eigener Untersuchung.

- Noch Ende vergangener Woche sah es so aus, als säße Siemens-Chef Klaus Kleinfeld *fester* denn je *im Sattel*. („Berliner Zeitung“, 26.04.07)

Für die usuelle Verwendung der Phraseologismen gelten andere Regeln als für ihren kreativen Gebrauch. Die Grenzen zwischen dem kreativen und dem usuellen Gebrauch³ sind genauso unscharf wie die Abgrenzung des phraseologischen Zentrums von der Peripherie. Regeln für den kreativen Gebrauch sind noch nicht ausreichend erforscht und erfordern ein hohes Maß an Sprachkenntnissen. Für Wörterbuchbenutzer sind allerdings solche Restriktionen von Bedeutung, die die usuelle Verwendung der Phraseologismen betreffen.

Einige Restriktionen ergeben sich aus der Semantik des jeweiligen Phraseologismus, wie in dem von DOBROVOLSKIJ (1996: 157) genannten Beispiel: *nicht aus dem Kopf [gehen] wollen*, wo die Anmerkung „Imperativ nicht möglich“ als überflüssig erscheint. Aus der Semantik kann man auch auf die Unmöglichkeit der Passivbildung schließen, z. B.: *ins Gras beißen* (= „sterben“). Phraseologismen, die intransitive Verben enthalten, bilden kein Passiv (vgl. FLEISCHER 1982: 54), z. B. *eins bekommen*.

Andererseits gibt es Phraseologismen, bei denen diese Defektivität nicht eindeutig ist, wie z. B. *das Bett hüten [müssen]*. Durch die Passivtransformation würde der Phraseologismus seine Idiomatizität verlieren, deshalb würde sich gerade hier die Anmerkung „Passiv nicht möglich“ anbieten. Die Transitivität der verbalen Phraseologismen könnte auch durch Angaben (analog zu grammatischen Angaben bei Verben): „pht“ (= transitiv), „phi“ (= intransitiv) angemerkt werden.

„Dem Benutzer eines phraseologischen Wörterbuchs möglichst die ganze Palette der Grammatik (oder der restringierten Grammatikalität) eines idiomatischen Ausdrucks vorzuführen, so daß er diesen Ausdruck in jedem Kontext, den er zuläßt, korrekt verwenden kann, ist vielleicht die schwierigste Aufgabe des Verfassers eines phraseologischen Wörterbuchs“ (SCHEMANN 1989: 1026). Schemann weist weiterhin darauf hin, dass dafür eine sehr eingehende Analyse grammatischer Formen einer phraseologischen Einheit notwendig sei. Andererseits sollen diese Informationen in einem Wörterbuch so notiert sein, dass sie den Wörterbuchbenutzer nicht verwirren. Informationen zur transformationellen Defektivität gehören allerdings nicht in jedes Wörterbuch. In wie weit sie einen Einfluss auf die Nennform der Phraseologismen haben, hängt von der Art und

³ Zu Diskussion über die Abgrenzung siehe z. B. POCIASK 2007: 43 ff.

Funktion des Wörterbuchs ab. „Es werden bezüglich der Darstellung der Phraseologismen jeweils andere Anforderungen an ein Wörterbuch für Rezeption und eines für Produktion gestellt, genauso bezüglich der Frage, ob das Wörterbuch für fremdsprachliche Benutzer oder muttersprachliche Benutzer konzipiert ist“ (MARTÍN 2001: 194). Sie sind nur dann von Bedeutung, wenn das Wörterbuch zur Produktion und nicht nur Rezeption dienen soll (vgl. BURGER 1989: 594).

CZOCHRALSKI/LUDWIG (1996: 183) schlagen einige Darstellungsmöglichkeiten der Phraseologismen vor, die morphologisch-syntaktischen Restriktionen unterliegen, z. B. Phraseologismen, die nur in einem bestimmten Tempus verwendbar sind (*Blut geleckt haben*), sollen eben in dieser Form dargeboten werden, was eine plausible Lösung ist. Trotzdem müsste man sich überlegen, ob in einigen Fällen eine zusätzliche Information über die Unmöglichkeit der Bildung anderer Zeitformen nicht nötig wäre. Zu Phraseologismen, die bestimmten Restriktionen unterliegen, zählen die beiden Autoren auch Wendungen wie: *Da haben wir die Bescherung!* oder: *Da beißt die Maus keinen Faden ab*, da sie nur in einer finiten Form gebraucht werden. Nach der Klassifikation der Phraseologismen von BURGER (1998) gehören sie zu Redensarten oder Gemeinplätzen, FLEISCHER (1982) zählt solche Wendungen zu festgeprägten Sätzen. Da für sie auch andere Regeln bei der Einbettung in den Text gelten, sollten sie, meiner Meinung nach, auch in einem Wörterbuch anders markiert werden, z. B. mit dem Buchstaben „R“ (= Redensart).

EXTERNE VALENZ DER PHRASEOLOGISCHEN EINHEITEN

Verbale Phraseologismen eröffnen „bestimmte obligatorische (und eventuell fakultative) syntaktische Leerstellen um sich, die in den Grenzen des semantisch Möglichen mit beliebigen Wörtern der entsprechenden Wortart aufgefüllt („aktualisiert“) werden können“ (BURGER 1998: 21). Zum Beispiel eröffnet die Wendung *jdn. an den Bettelstab bringen* zwei Leerstellen: für Subjekt (im Nominativ) und für Akkusativobjekt, das in dem genannten Beispiel mit der Abkürzung *jdn.* markiert ist, während das Subjekt aus der Infinitivform der Wendung resultiert. Die Form des Indefinitpronomens *jdn.* verweist darauf, dass das Akkusativobjekt das Sem <menschlich> enthalten muss. In Bezug auf das Subjekt ist dies nicht eindeutig. Im DUDEN Universalwörterbuch können wir diese Information den Beispielsätzen entnehmen: *seine Spekulationen haben ihn an den B. gebracht; du bringst uns [mit deiner Verschwendungssucht] noch an den B.!* In solchen

Fällen wäre es angebracht den Phraseologismus in einer Form anzuführen, die die Leerstelle für das Subjekt durch ein Pronomen markiert: *jd. bringt jdn. an den Bettelstab*.

Dabei gibt es Phraseologismen, bei denen sich die Valenz des Verbs von der üblichen unterscheidet, z. B. *mit etwas auf die Nase fallen*. Diesen Phraseologismus finden wir oft in einer kürzeren Form z. B. bei PONS: *auf die Nase fallen* (*fam.* „ponieść porażkę“), oder im DUDEN Universalwörterbuch: *auf die Nase fallen* (ugs., „einen Misserfolg erleben“). Dieser Form, der weder Beispiele noch Erklärungen zur Verwendung folgen, kann nicht entnommen werden, wie der Phraseologismus in einem Satz zu gebrauchen ist. Das ist allerdings nicht immer notwendig, bei PONS tritt er nämlich nur in dem deutsch-polnischen Teil auf, die angegebenen Informationen dienen also nur dem Verstehen und nicht dem Produzieren von Texten.

In einem aktiven Wörterbuch dürfen Informationen zur externen Valenz nicht fehlen. Sie werden dadurch angezeigt, dass obligatorische Objekte oder fakultative Ergänzungen durch Abkürzungen gekennzeichnet sind (z. B. *jd.*, *jdn.*, *etw.*) oder entsprechende Beispiele angeführt werden. In bestimmten Phraseologismen treten allerdings Pronomina (auch: „etwas“) als feste Komponenten auf. Damit solche festen Komponenten mit Angaben zur Valenz nicht verwechselt werden, sollen diese Angaben mit Abkürzungen markiert werden, wie in folgenden Beispielen: *etwas haben gegen jdn./etw.* (= „einer Sache abgeneigt sein“) oder *etwas haben mit jdm.* (= „ein Verhältnis haben mit jdm.“⁴), wo „etwas“ eine feste Komponente des Phraseologismus bildet, während die Abkürzung „etw.“ Informationen über die Valenz liefert.

In der lexikalischen Praxis haben wir es oft mit Beispielsätzen zu tun, die anstatt einer Infinitivform der verbalen Phraseologismen genannt sind (vgl. auch BURGER 2007: 177). Im PONS-Wörterbuch finden wir z. B. die Wendung: *man konnte die Hand nicht vor Augen sehen* als feste Wendung markiert. Im DUDEN Universalwörterbuch ist die Wendung zwar nicht als eine phraseologische markiert, sie ist doch in einer ähnlichen Form genannt: *es war so dunkel, dass man die H. nicht vor den Augen sehen konnte*. Wie soll der Wörterbuchbenutzer an der Nennform nun erkennen, welche Elemente flektierbar und welche nicht flektierbar sind? Welche sind weglassbar oder nur bedingt ersetzbar? Folgende Beispielsätze zeigen, dass der Phraseologismus in einem Satz unterschiedliche

⁴ Beispiele nach FLEISCHER 1982: 55).

Formen annehmen kann, und zwar ist das Verb „können“ nicht obligatorisch, der bestimmte Artikel auch nicht und eine Anwendung in einem Nebensatz auch möglich.

- „Erwachen....Nebel....man sieht die Hand vor Augen nicht...“ (<http://www.fotocommunity.de/pc/pc/cat/1374/display/18692023>).
- „Schwebstoffe, die uns mitunter kaum noch die Hand vor Augen sehen lassen“ (<http://www.kulkwitzersee.com/information/presspass/2002/article44.asp>).
- „Wenn keiner die Hand vor Augen sehen konnte – weil Skibrillen über den Sauerstoffmasken beschlugen oder noch vor Tagesanbruch zur nächsten Etappe aufgebrochen wurde ...“ (<http://www.faz.net/s/Rub02D-BAA63F9EB43CEB421272A670A685C/Doc~E13D8C917F3F4404DB87A9E1592F21A8D~ATpl~Ecommon~Scontent.html>).

Der Phraseologismus sollte folglich die Form haben: *die/seine Hand nicht/kaum vor Augen sehen [können]*. Damit soll aber auch nicht gesagt werden, dass Beispielsätze mit Phraseologismen keinen Platz in einem Wörterbuch haben. Im Gegenteil: ich bin der Meinung, dass es letztendlich die Beispielsätze sind, die einem fremdsprachlichen Benutzer bei dem richtigen Gebrauch solcher schwierigen lexikalischen Einheiten wie Phraseologismen am meisten helfen können.

RESÜMEE

Sowohl passive als auch aktive Wörterbücher sollten wichtige Eigenschaften der Phraseologismen berücksichtigen. In den passiven Wörterbüchern ist die Angabe von verschiedenen Varianten eines Phraseologismus von Bedeutung, damit er gefunden werden kann. Aktive Wörterbücher sollten sowohl semantische als auch morphologisch-syntaktische Restriktionen eindeutig notieren und möglichst Beispielsätze anführen, um damit dem Benutzer einen korrekten Gebrauch der Phraseologismen zu ermöglichen.

Literatur

- BURGER, Harald (1987): *Funktionen von Phraseologismen in den Massenmedien*. In: H. Burger, R. Zett (Hgg.): *Aktuelle Probleme der Phraseologieforschung: Symposium 27.–29.9.1986 in Zürich*. Bern u. a., 65–89.
- BURGER, Harald (1989): *Phraseologismen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch*. In: F. J. Hausmann u. a. (Hgg.): *Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein*

- internationales Handbuch zur Lexikographie*. 1. Teilbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 5.1). Berlin, New York, 593–599.
- BURGER, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- BURGER, Harald (2002): *Die Charakteristika phraseologischer Einheiten. Ein Überblick*. In: D. A. Cruse u. a. (Hgg.): *Lexikologie: ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*. Berlin, 392–401.
- CZOCHRALSKI, Jan A./LUDWIG, Klaus-Dieter (1996): *Zur Arbeit an einem phraseologischen Wörterbuch Deutsch-Polnisch. Ein Werkstattbericht*. In: H. E. Wiegand (Hg.): *Studien zur zweisprachigen Lexikographie mit Deutsch*. Reihe: Germanistische Linguistik. Tübingen, 171–187.
- DOBROVOLSKII, Dmitrij (1996): *Phraseologische Wörterbücher Deutsch-Russisch und Russisch-Deutsch. Stand und Perspektiven*. In: H. E. Wiegand (Hg.): *Studien zur zweisprachigen Lexikographie mit Deutsch*. Reihe: Germanistische Linguistik. Tübingen, 141–175.
- FIX, Ulla (1974 u. 1976): *Zum Verhältnis von Syntax und Semantik im Wortgruppenlexem*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Halle (Saale) 1974, Bd. 95, 214–318; 1976, Bd. 97, 7–78.
- FLEISCHER, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- GRECIANO, Gertrud (2005): *Phraseographische Prioritäten, erfüllt und unerfüllt*. In: H. Gottlieb, J. E. Mogensen, A. Zettersten (Hgg.): *Symposium on Lexicography XI. Proceedings of the Eleventh International Symposium on Lexicography May 2–4, 2002 at the University of Copenhagen*. Tübingen 2005 (= *Lexicographica*. Series Maior 115), 59–72.
- MARTÍN, LUÍS, (2001): *Phraseologie im zweisprachigen Wörterbuch Deutsch-Spanisch*. Frankfurt a. M.
- POCIASK, Janusz (2007): *Zu Status und Funktion der idiomatischen Einheit in Pressetexten*. Frankfurt a. M.
- SCHEMANN, Hans (1989): *Das phraseologische Wörterbuch*. In: F. J. Hausmann u. a. (Hgg.): *Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. 1. Teilbd. (Handbücher zur Sprach und Kommunikationswissenschaft 5.1). Berlin, New York, 1019–1032.
- WOTJAK, Barbara (1992): *Probleme einer konfrontativen Phraseologieforschung am Beispiel verbaler Phraseolexeme*. In: J. Korhonen (Hg.): *Untersuchungen zu Phraseologie des Deutschen und anderer Sprachen: einzelsprachspezifisch – kontrastiv – vergleichend*. Frankfurt a. M. u. a., 39–60.
- WOTJAK, Barbara (2001): *Phraseologismen im Lernwörterbuch. Aspekte der Phraseologiedarstellung im de Gruyter-Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. In: A. Häcki Buhofer, H. Burger, L. Gautier: *Phraseologiae Amor. Aspekte europäischer Phraseologie. Festschrift für Gertrud Gréciano zum 60. Geburtstag*. Hohengehren, 263–279.

Lexika

PONS Großes Wörterbuch polnisch-deutsch, deutsch-polnisch (2006). Poznań: LektorKlett.

PARTNER Wörterbuch polnisch-deutsch, deutsch-polnisch (2006). Autorenkollektiv. Berlin u. a.: Langenscheidt.

DUDEN Deutsches Universalwörterbuch (2006). Mannheim u. a.: Dudenverlag.

DUDEN Redewendungen (2002). Mannheim u. a.: Dudenverlag.

Müldner-Nieckowski, Piotr u. a. (2007): *Wielki słownik frazeologiczny języka polskiego*. Warszawa: Wydawnictwo Bertelsmann Media – „Świat Książki”.

Internet-Quellen

<http://www.faz.net/s/Rub02DBAA63F9EB43CEB421272A670A685C/Doc~E13D8C917F3F4404DB87A9E1592F21A8D~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (Zugriff am 27.04.2010).

<http://www.fotocommunity.de/pc/pc/cat/1374/display/18692023> (Zugriff am 28.09.2009).

<http://www.frazeologia.pl> (Zugriff am 27.04.2010).

<http://www.kulkwitzersee.com/information/presspass/2002/article44.asp> (Zugriff am 28.09.2009).

STABILNOŚĆ FRAZEOLOGIZMÓW I ICH ZEWNĘTRZNA WALENCJA W PRAKTYCE LEKSYKOGRAFICZNEJ

Streszczenie

W artykule zajęto się zagadnieniem stabilności semantycznej i morfosyntaktycznej frazeologizmów w języku niemieckim oraz ich zewnętrzną walencją jako problemem leksykograficznym. Zilustrowane zostały takie cechy frazeologiczne, jak warianty frazeologiczne, restrykcje leksykalne i morfosyntaktyczne oraz walencja frazeologizmów czasownikowych. Autorka zastanawia się, jak należałoby przedstawić frazeologizmy w słownikach pasywnych oraz aktywnych, aby korzystające z nich osoby, dla których język niemiecki jest językiem obcym, mogły bez problemu nie tylko odnaleźć i zrozumieć szukany zwrot, ale też na ich podstawie poprawnie tworzyć teksty zawierające te połączenia wyrazowe.

MAGDALENA DŹAMAN-DOBROWOLSKA

Szczecin

WÖRTER ENGLISCHER HERKUNFT IM DEUTSCHEN SPORTWORTSCHATZ

VORBEMERKUNGEN

Man kann sich die Frage stellen, ob Fremdwörter eine Bereicherung oder eher eine Bedrohung für eine Sprache sind. Zuzugeben, dass Fremdwörter aufgrund ihrer Herkunft verschiedene Schwierigkeiten sowohl beim Verstehen als auch beim Gebrauch bereiten können. Abgesehen davon kann man aber mit Sicherheit feststellen, dass Wörter fremder Herkunft zurzeit ein untrennbarer und unverzichtbarer Bestandteil des deutschen Wortschatzes sind.

In Deutschland versuchte man Wörter fremder Herkunft durch einheimische Formen zu ersetzen. Es entstanden verschiedene Sprachgesellschaften zum Kampf gegen Wörter fremder Herkunft, unter denen die wichtigste der Allgemeine Deutsche Sprachverein war, der im Jahre 1885 in Braunschweig ins Leben gerufen wurde. Seine Mitglieder vertraten die Ansicht, dass Fremdwörter eine Gefahr für die nationale Identität sind. Sie wollten nicht nur den allgemeinen Wortschatz, sondern auch Fachwortschätze, darunter die Sportlexik verdeutschen. So bat der Allgemeine Deutsche Sprachverein „die Fußballspieler, sich von englischen Ausdrücken ganz frei zu machen“¹. 1903 erschienen in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins die Vorschläge Konrad Kochs,

¹ *Wie deutsch ist Fußball?* In: Die Zeit, 20.01.2000. Verfügbar über: http://zeus.zeit.de/text/archiv/2000/4/200004.fussball_.xml (Zugriff am 16.03.2006).

deutsche Fußballausdrücke, darunter viele Anglizismen, zu verdeutschen (z. B. *Hinterspieler* statt *backs*, *Mitte* statt *center*, *Tor*, *Mal* statt *goal*, *Halbzeit* statt *half-time*; vgl. LIPCZUK 1999: 41 f.) und im Jahre 1928 wurde in seinem Verlag Johannes Zeidlers *Sport und Spiel* herausgegeben (vgl. ebd., 38). Hier wurde der Wortschatz solcher Sportarten wie Bergsteigen, Boxen, Eislauf, Fechten, Fußball, Golf, Leichtathletik, Kegeln, Ping-Pong, Polo, Radfahren, Rugby, Rudern, Schwimmen und Rodeln gesammelt (ZEIDLER 1928).

Der Kampf gegen fremde Einflüsse wurde auch durch Staatsbehörden und Sportverbände geführt. In Deutschland hat der Kampf gegen Wörter fremder Herkunft vor allem patriotischen Charakter. Die Eliminierung der fremden Einflüsse aus der deutschen Sprache war eine Methode zur Pflege der Muttersprache, und diese Pflege sollte den Puristen zufolge nationalen Zielen dienen (vgl. DUNGER 1898: 58).

Als einer der Ersten versuchte Friedrich Ludwig Jahn die deutsche Sportsprache vor fremden Elementen zu schützen. Er gilt in Deutschland als Begründer der Turnbewegung. Der Zweck des Jahn'schen Turnens waren vor allem die Pflege und Ertüchtigung des Körpers in einer besonderen, nationalen und volkstümlichen Form. Er ging davon aus, dass das Turnen Ausdruck des „Deutschen Volkstums“ sei, also des „Wesens des Volks der Deutschen“. „Natürlichkeit“ und „Ursprünglichkeit“ wurden zu den Erkennungsmerkmalen der nationalen Turnbewegung.² Jahn behauptete, dass das Turnen ein Teil der Gesamterziehung sei und bei der Erziehung der Jugendlichen nationale Ziele an erster Stelle stünden. Die physische Kraft und Leistungsfähigkeit seien notwendig, um Deutschland von der Napoleonischen Vorherrschaft zu befreien. Nach Jahn sollte die deutsche Sprache frei von Wörtern fremder Herkunft sein, genauso frei wie auch das deutsche Volk sein sollte.

Eine andere Form des Kampfes gegen Wörter fremder Herkunft in Deutschland waren Verdeutschungswörterbücher, die eine Liste der Fremdwörter mit Vorschlägen ihrer einheimischen Ersatzformen für fremde Ausdrücke enthielten. Zu den wichtigsten gehörten die Wörterbücher von Campe (1801), Dunger (1882, 1899), Heyse (1886), Sarrazin (1886), Saalfeld (1910), Fichard (1915) und Zeidler (1928) (vgl. LIPCZUK 1999: 26 ff.).

Nach Peter Schneider besteht ein großer Teil des Fachvokabulars der Sportsprache aus Fremdwörtern bzw. Internationalismen, die größtenteils englischen

² <http://www.dieter-frank.privat.t-online.de/turnen.htm> (Zugriff am 15.06.2009).

Ursprungs sind (SCHNEIDER 1974: 165). Wörter fremder Herkunft treten im Wortschatz von Sportarten wie Hockey, Fußball, Wasser-, Pferde-, Rad- und Motorsport auf.

Das Englische bildet auch die wichtigste Quelle für die Übernahme von fußballsprachlicher Terminologie (vgl. ZUCHEWICZ 1987: 124 f.).

1. ZUM BEGRIFF ANGLIZISMUS

Im folgenden Teil meines Beitrags soll auf den Begriff des Anglizismus etwas näher eingegangen werden.

Das Deutsche Fremdwörterbuch belegt den Begriff „Anglizismus“ erstmalig 1744 bei Gottsched, der damals noch von „Anglicismi“ sprach (vgl. TAUTENHAHN 1998: 18). Als Anglizismus bezeichnet man eine Übertragung einer für das britische Englisch charakteristischen Erscheinung auf eine nicht englische Sprache (*DUDEN Das Fremdwörterbuch* 2007: 67). Dieser Einfluss zeigt sich auf Sprachebenen wie Lautung, Syntax oder Wortschatz.

Beim Begriff „Anglizismus“ differenziert YANG (1990: 9) drei Typen der Wörter englischer Herkunft:

- 1) **konventionalisierte Anglizismen:** Zu dieser Gruppe zählt er Anglizismen, die nach dem Sprachgefühl vieler Deutscher keine Fremdwörter mehr sind, obwohl sie sich in der Artikulationsart und Orthografie oft anders verhalten als einheimisches Wortgut (z. B. *Computer, Keks, Jeans*).
- 2) **Anglizismen im Konventionalisierungsprozess:** Anglizismen in dieser Gruppe kommen vielen Deutschen fremd vor (z. B. *Factory, Underdog*).
- 3) **Zitatwörter, Eigennamen und Verwandtes:** Anglizismen in dieser Gruppe werden in einer bestimmten Situation oder im Zusammenhang mit Amerika, England, Kanada oder anderen englischsprachigen Ländern gebraucht (z. B. *Boat People, High School, Highway*) (vgl. YANG 1990: 9).

Die deutsche Sprache wurde im Laufe ihrer Entwicklung von vielen Sprachen beeinflusst. Aus dem Lateinischen ging im Humanismus eine große Anzahl von wissenschaftlichen Ausdrücken ins Deutsche ein. Im 17. und 18. Jahrhundert hatte die „Modeerscheinung“ des Französischen einen Einfluss auf die deutsche

Sprache. Im 19. Jahrhundert wurde das Französische durch das Englische abgelöst. Nach 1945 überwiegt der Einfluss des „American-English“.³

Die Mitarbeiter des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache (IDS) haben 2004 ein Wörterbuch der neuen Wörter der 1990er Jahre herausgebracht, das nun auch im Netz steht. Sie verzeichneten in der Netzversion 725 neue Wörter, die von 1990 bis 1999 in die deutsche Allgemeinsprache eingegangen sind (vgl. Verein Deutsche Sprache e. V. Sprachnachrichten 39/Okttober 2008, 5). Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dass von 725 Neuwörtern 352 englischsprachig sind, z. B. *all inclusive*, *downloaden*, *Dreamteam*, *outen*, *walken*. 99 von 725 neuen Wörtern sind Mischverbindungen, die aus einem englischen und einem eigensprachlichen (oder auch anderssprachigen) Bestandteil bestehen. Als Beispiele für diese Gruppe sind hier u. a. *Billigjob*, *herumzappen*, *Newsgruppe* anzuführen (SCHMITZ 2008: 5). Diese Untersuchungen zeigen, dass 62% der Neuwörter englische Wörter sind oder solche enthalten (ebd.), was ein weiterer Beweis dafür ist, dass der Einfluss des Englischen auf das Deutsche ein sehr intensiver Prozess ist.

Anglizismen im deutschen Sportwortschatz

In der deutschen Sportsprache bilden englische Entlehnungen eine der größten Gruppen unter allen Wörtern fremder Herkunft. Mit den aus England kommenden Sportarten kamen in die deutsche Sprache gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch Entlehnungen englischer Herkunft. Der institutionalisierte Leistungssport ging eben von England aus (vgl. LIPCZUK 2007: 116). In England entstanden auch schon im 18. Jahrhundert einige Sportverbände und in Deutschland kam es zur Entstehung der ersten Sportverbände in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts (vgl. ebd.). Der Sport wurde im 20. Jahrhundert immer populärer und es ist zur Ausbreitung der Sportsprache gekommen. In dieser Zeit spielte Großbritannien in solchen Sportarten, wie Boxen, Fußball, Leichtathletik und Rennsport (TAUTENHAHN 1998: 38), die Hauptrolle. Die führende Position Englands in der Entwicklung des Sports führte dazu, dass man um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in erster Linie Anglizismen aus der deutschen Sportlexik zu verdrängen versuchte. Man begann Verdeutschungswörterbücher herauszugeben, die auch zur Verdeutschung der Sportlexik beigetragen haben.

³ *Anglizismen im Deutschen*. Verfügbar über: <http://www.lars-thielemann.de/heidi/hausarbeiten/Anglizismen2.htm> (Zugriff am 16.05.2009).

Eines der bedeutendsten Wörterbücher dieser Art war Johann Christian August Heyses Verdeutschungswörterbuch (1886, 12. Aufl., 1903, 14. Aufl., 1922, 21. Aufl.), das viele mit dem Sport zusammenhängende Ausdrücke enthält. In der 12., 14. und 21. Auflage dieses Wörterbuchs findet man mehrere Entlehnungen aus dem Englischen, z. B. *Favorit, Handicap, Interview, Sport, starten, trainieren, Training* (1886), *fair, out* (1903), *Boxer, Finish, Match, Outsider, Referee, Rekord* (1922) (vgl. LIPCZUK 2007: 118).

Das Verdeutschungswörterbuch von Günter Saalfeld (1910) ist ein umfangreiches Wörterbuch mit einer sehr großen Zahl von Lemmata, unter denen man sehr viele englische Entlehnungen aus dem Fußball, Golf, Hockey, Pferdesport, Tennis und anderen Sportarten findet, z. B. *championship, fair play, fitness, goal, half-time, half-back, off-side, shot, walk-over* (nach LIPCZUK 2007: 119).

Zwei weitere Verdeutschungswörterbücher dürfen hier nicht übergangen werden, weil sie ausschließlich den Wortschatz aus dem Sportbereich verzeichnen. Es sind das Verdeutschungsbuch *Sport und Spiel* von Robert von Fichard aus dem Jahre 1915 und Johannes Zeidlers *Sport und Spiel*, das 1928 in der Reihe „Verdeutschungsbücher des Deutschen Sprachvereins“ herausgegeben wurde. In Fichards Wörterbuch finden wir ein Verzeichnis von Fremdwörtern aus solchen Sportarten, wie Alpensport, Eishockey, Billard, Fechten, Fußball, Golf, Segeln, Tennis, Reiten, Rudern mit ihren Verdeutschungen. Darunter gibt es auch viele Anglizismen, z. B. *backs, corner, drawn, goal, kick-off* (Fußball); *leader, speedy* (Reitsport); *play!, your service!* (Tennis) (nach FICHARD 1915). Zeidler hat in seinem Wörterbuch Vorschläge anderer Puristen und dazu auch eigene Vorschläge zur Ersetzung der Fremdwörter zusammengetragen. Bei einigen Wörtern findet man entweder nur die Information: *muss bleiben* oder *kein besseres Wort*, oder zusätzlich Zeidlers eigenen Vorschlag. Unter den in seinem Wörterbuch gesammelten Fremdwörtern gibt es auch englische Entlehnungen, z. B. *Champion, Club, Doping, Fairness, Favorit, Finish, Foul, Handicap, Race, Rekord, Trainer, unfair* (ZEIDLER 1928).

Man kann zwischen Anglizismen mit und ohne deutsche Ersatzformen unterscheiden. Zu den Anglizismen mit deutschen Ersatzformen gehören z. B. Wörter wie *Keeper* (auch: *Torwart, Torsteher, Torhüter, Tormann*), *Team* (*Mannschaft, Riege*), *Manager* (auch: *Veranstalter, Betreuer*), *Meeting* (Sporttreffen mit mehreren aufeinander folgenden Veranstaltungen. Im Jahre 1985 umschreibt ein Kommentator *Meetings* als Wettkämpfe, „bei denen nicht der Trainer, sondern der Geldgeber über die Nominierung der Starter entscheidet“ [TAUTENHAHN 1998:

46]). Es gibt im deutschen Sportwortschatz auch englische Entlehnungen, die keine deutschen Ersatzformen haben, wie z. B. *boxen, Cockpit, Derby, Doping, Hockey, Golf, Puck, sportlich, Tennis*.

Tadeusz Zuchewicz weist in seinem Beitrag (ZUCHEWICZ 1987: 125 ff.) auf einige Besonderheiten u. a. in der Schreibung und Lautung der Anglizismen hin, die in die deutsche Sportsprache übernommen wurden. Unter den in die deutsche Sportsprache entlehnten Wörtern englischer Herkunft unterscheidet er solche, bei denen sich (teilweise) die Originalaussprache bei unverändertem Schriftbild erhalten hat, z. B. *Comeback, Champion, Fighter, Goalkeeper, Referee, Foul*. Es gibt auch eine Gruppe der Anglizismen, deren Aussprache sich (teilweise) an die Ausspracheregeln der Nehmersprache beim Originalschriftbild angepasst hat, z. B. *Fan* [eng. *fæn*, dt. *fɛn*], *Derby* [eng. *da:bi*, dt. *derbi:*]. Es gibt auch Anglizismen, die in der deutschen Sportsprache sowohl in ihrer Originalschreibung als auch in der den Ausspracheregeln der Nehmersprache angepassten Schreibweise auftreten, z. B. *Handikap/Handicap, skoren/scoren, Klub/Club*.

Viele englische Termini werden zur Zeit in der deutschen Sportsprache gebraucht und akzeptiert. Das betrifft u. a. Bezeichnungen für Sportarten (z. B. *American Football, Badminton, Baseball, Basketball, Beachvolleyball, Canyoning, Cricket, Curling, Freeclimbing, Golf, Hockey, Hurling, Inlineskating, Jogging, Motocross, Paintball, Rugby, Skateboard, Snowboard, Softball, Tennis, Volleyball, Wakeboarding, Wrestling*), für einzelne Funktionen in der Mannschaft (z. B. *Allrounder, Back, Batter, Captain, Catcher, Fighter, Wide Receiver*), für Regeln und Regelverstöße (z. B. *Block, Corner, Foul, Icing, Out, Penalty*), für die Summe und Aufteilung der einzelnen Sport- und Spielabschnitte (z. B. *Game, Heat, Inning, Match, Play-off, Set*), für die Spielstätten und -untergründe (z. B. *Clay-Court, Green, Halfpipe*), für Veranstaltungsformen (z. B. *Champions League, US Open, Paralympics*), für Fankultur (z. B. *Cheerleader, Fan, Hooligan, Supporter*) (vgl. BORN 2009: 17 ff.). Dank der Möglichkeit, die Wörter englischer Herkunft mittels Suffigierung zu modifizieren, bereicherten solche Wörter wie z. B. *bowlen, dribbeln, fighten, foulern, kicken, tackeln* die deutsche Sportsprache.

2. ZUM UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND

In diesem Teil meines Beitrags wird der allgemeine Wortschatz englischer Herkunft aus dem Sportbereich einer Untersuchung unterzogen. Die hier ver-

zeichneten und untersuchten Anglizismen wurden der **Tageszeitung „Die Welt“** (Januar 1960, 1.–6. September 2005) entnommen. Den Ausgangspunkt für den vorliegenden Beitrag bildet meine Magisterarbeit *Fremdwörter im deutschen und polnischen Sportwortschatz und ihre Konkurrenzformen anhand von deutsch-polnischen Wörterbüchern und älteren Texten*.

Das nachfolgende Verzeichnis der in den deutschen Sporttexten auftretenden Wörter englischer Herkunft ist alphabetisch angeordnet. Für manche Lexeme, bei denen zu vermuten ist, dass ihr Gebrauch unbekannt sein könnte, werden Kontextbeispiele und Kollokationen genannt. Kontextbeispiele und Zusammenstellungen aus den Sportartikeln werden *kursiv* geschrieben.

**Verzeichnis der Wörter englischer Herkunft
aus den deutschsprachigen Sportartikeln in der Tageszeitung „Die Welt“
(1960 und 2005)**

Allrounder (DIE WELT: *Was fehlt Ihnen noch für Platz eins der Weltrangliste?* NADAL: *Roger ist ein noch viel besserer Allrounder, als ich es gegenwärtig bin.* 2.09./2005), Bob (*Bobmeisterschaft/Viererbobweltmeisterschaft, Zweierbob, Viererbob, Bobfahrer*); Box (*Boxkurse, Box-Promotion, Boxclan*), boxen, Boxen, Boxer; Camp (*Trainingscamp, Jugendcamp, Survivalcamp*), Champion, Champions League, Coach, Cockpit, Comeback, Coolness, Crew (*Die deutsche Crew belegte im ersten von fünf Fleetraces in Malmö den fünften Platz [...].* 3.09.2005), Cricket, Cup, Derby, disqualifizieren (*Favorit Karl Schranz fuhr an zwei Toren vorbei und wurde disqualifiziert.* Nr. 14/1960), dopen (*Armstrong wahrscheinlich gedopt;* 6.09.2005), Doping (*Dopingvorwürfe, Antidopingaktivist, Weltantidopingagentur, Dopingaktivität*), Doppel (*Doppelzweier/-vierer, Doppelsieg, Doppelvierer-Finale*), Hockey, fair, Fairness, Fan, favorisieren (*Hatten die Österreicher im Abfahrtslauf, in dem sie wie in allen alpinen Wettbewerben hoch favorisiert waren, einen Rückschlag erlitten, so rehabilitierten sie sich im Spezialschlalom völlig.* Nr. 8/1960), Favorit, fighten (*Gegen einen so eingestellten Johansson werde er fighten, seinen Gegner mit Schlägen bombardieren und ihm keine Gelegenheit geben, sich zu besinnen und mit Konterschlägen aufzuwarten.* Nr. 22/1960), Fighter (*Ich bin immer ein Fighter wie Dempsey und Louis gewesen.* Nr. 22/1960), Finish, fit, Fitness, Fleet Race (*Die deutsche Crew belegte im ersten von fünf Fleetraces in Malmö den fünften Platz [...].* 3.09.2005), Form (*in Form sein*), Foul, foul, foulen, Golf, Handikap (*Das entscheidende Handicap*

des Titelverteidigers war, dass sich Egen wieder einmal als zu langsam erwies und damit den Spielfluß wesentlich hemmte. Nr. 14/1960), handikapen, Hockey, Hooligan, Interview, live (Liveübertragung), Jockey, Joggen (Alles fing damit an, dass sich Spielmacher Steffen Hamann beim Joggen einen Kreuzbandriss zuzog. 02.09.2005), Kick (Vielleicht gibt ihm dieser Sieg den nötigen Kick. 1.09.2005), Kickbox, Klub, Konter (Bierhoff hatte sich auf den Konter vorbereitet. 6.09.2005), Limit, Manager (Der Vorstand des punktlosen Regionalliga-Tabellenletzten Rot-Weiß Oberhausen mit Präsident Hermann Schulz, Manager Manfred Rummel und Heinz-Hermann Schulz hat den Aufsichtsrat darüber informiert, dass er sein Amt niederlegt. 6.09.2005), Management (Managementstruktur), Match (Zweimal schon gewann die Augsburgerin bei den US Open ein Match [...]. 2.09.2005; Matchraces, Matchrace-Weltmeister, Matchrace-Genie, Matchkampf, Matchrace-Training), Meeting (Leichtathletik-Meeting), Partner (Motorenpartner, Interviewpartner, Trainingspartner, Partnerwahl, Sparringspartner), Play-off (Wir schaffen das noch, wenn nicht direkt, dann über das Play-off. 2.09.2005; Play-off-Spiele, Play-off-Sieger, Play-off-Partien), Profi (Tennisprofi, Profisport, Fußballprofi, Profiboxen, Radprofi, Profijahren, Ex-Profi, Profiligen, Profiabenteuer, Eishockeyprofi, Beachvolleyballprofi, Bundesligaprofi, Auslandsprofis, Profirennen, Profigeschäft, Goldprofi, Profikampf, Profikarriere), Promoter (Inzwischen steht Scholz-Manager Fritz Gretzschel in ersten brieflichen Verhandlungen mit dem amerikanischen Promoter Spiels über den geplanten Titelkampf zwischen Gene Fullmer und seinem Schützling. Nr. 22/1960), Puck (Eine Minute später nahm Schubert einen Abpraller von Hubert blitzschnell auf und beförderte den Puck zum 2:1 ins Netz. Nr. 14/1960), Ranking (Als Lohn wartet eine der ganz Großen der Zunft: Grönefeld, Weltranglisten-31, bekommt es mit Razzanos Landsfrau Amelie Mauresmo, Ranking-3, zu tun. 3.09.2005), Rekord (Rekordmann, Weltrekord, Weltrekordhalter, Stundenweltrekord, Hallenweltrekord, Weltrekordsprinter, Schanzenrekord, Weltrekordanerkennung, Hallenrekord, Rekordhalter, Bahnrekord, Rekordzeit, Weltrekordversuch, Rekordschwimmerin, Weltrekordmann, Streckenrekord), Rekordler (Hürdenweltrekordler, Weltrekordler), Reporter, Rugby, Scorer (Topscorer, Scorerpunkte), Show, Skipper, Sparring (Sparringspartner), Sponsor, Sponsoring (Vor allem die Frankfurter scheinen einen Partner gefunden zu haben, der „mehr als Sportsponsoring will“, wie es Jürgen Lieberknecht, Marketingleiter der Deutschen Bank, ausdrückte. 2.09.2005), Sport, Sportler, sportlich, Sprinter, Standard (Mittlerweile haben alle Spitzenteams den Ferrari-Standard übernommen. 6.09.2005; Qualitätsstan-

dard), Star (*Topstar, Startrainer, Weltstar, Motorradstar*), Start, starten, Starter, stoppen (*Rudhof setzte seine größere Reichweite mit der Linken entscheidend ein und stoppte Kurschat immer wieder. Nr. 20/1960*), Stopper, Team, Tennis, Test (*Testkilometer, Testfahrer, Testfahrt, Testlimit, Testspiel, Testgegner, Testregatten, Testspiel-Gegner*), testen (*Ferrari testete als letztes Spitzenteam den neuen Achtzylindermotor. 2.09.2005*), Ticket, Tipp, tippen (*In einer Umfrage tippten 17 der 18 Erstligatrainer auf den Titelverteidiger als Meister. 1.09.2005*), top (*Topfavorit, Topscorer, Topstar, Top-ten-Team, Top-20-Position, Top-20-Platz, Topspieler, Topspiel, Topliga, Topverdiener, Top 20, Top-Team*), Trance, Trainer, trainieren, Training, Transfer (*Spielertransfer, Transferperiode*), Trend (*Mit dem Ägypter Mohamed Zidan (Werder Bremen) sowie dem Brasilianer Romulo Marcos Antoneli (FC Ituano) liehen die Mainzer kurz vor Ultimo gleich zwei Angreifer bis zum Saisonende aus - und liegen damit im Trend. 2.09.2005*), Trick (*Der Halbrechte Fischer vollbrachte mit dem Ball am Fuß die unmöglichsten Tricks. Nr. 20/1960*), Yacht.

Im Jahre 1960, im Zeitraum vom 1. bis 31. Januar, wurden in den von mir untersuchten deutschen Sporttexten **216** Wörter fremder Herkunft gefunden. Nach der Untersuchung des Wortschatzes ließ sich feststellen, dass die Anglizismen (**52**) ca. 25 % aller von mir verzeichneten Wörter fremder Herkunft bilden. Im Jahre 1960 war die englische Sprache noch nicht im Vordergrund, aber immerhin platzierte sie sich schon an dritter Stelle (nach Wörtern französischer und lateinischer Herkunft). Der Einfluss des Englischen auf die deutsche Sportsprache war also im Jahre 1960 noch relativ gering, dabei muss man betonen, dass seine Einwirkung auf das Deutsche ein fortschreitender und immer intensiver Prozess ist, im Gegensatz z. B. zum Einfluss des Lateinischen.

Vom 1. bis 6. September 2005 habe ich in den deutschen Sporttexten das Vorkommen von **272** Wörtern fremder Herkunft festgestellt, unter denen es **81 Anglizismen** gab. Der Einfluss des Englischen ist, im Vergleich mit dem Französischen und Lateinischen, gestiegen. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts betrug der Anteil englischer Entlehnungen in der deutschen Sportsprache nur **24,07 %**, aber im Jahre 2005 schon **29,77 %**, der Anteil des Englischen als Gebersprache in der deutschen Sportsprache ist also um **5,7 %** größer geworden, während der Anteil des Französischen um 3,19 % und der Anteil des Lateinischen um 3,46 % gesunken ist.

Beachtenswert ist die Tatsache, dass es in fünf Nummern der Tageszeitung „Die Welt“ aus dem Jahre 2005 **272** Wörter fremder Herkunft und darunter

auch **81** Anglizismen gibt, während in den alten Nummern derselben Zeitung innerhalb des ganzen Monats nur **216** Wörter fremder Herkunft und darunter **52** englische Entlehnungen gefunden wurden.

Bezüglich der Wortartenzugehörigkeit überwiegen Substantive (1960: **39**, 2005: **69**), denen Verben (1960: **10**, 2005: **8**) und Adjektive (1960: **3**, 2005: **4**) folgen.

3. ANGLIZISMEN UND IHRE KONKURRENZFORMEN

Im Folgenden möchte ich das Problem der Anglizismen und ihrer Konkurrenzformen darstellen.

Bei dem Begriff „Konkurrenzform“ handelt es sich meistens um einheimische Formen für das entsprechende Wort fremder Herkunft. Die Konkurrenzform kann aus einem einzigen Wort bestehen, z. B. für das Fremdwort englischer Herkunft *Team* gibt es die Konkurrenzform *Mannschaft/Riege* (*DUDEN Das Synonymwörterbuch* 2007: 854), oder aus einer Verbindung von zwei Wörtern, z. B. für das Fremdwort *applaudieren* gibt es als Konkurrenzform die Kollokation *Beifall klatschen* (ebd., 101).

Im deutschen Sportwortschatz gibt es viele Anglizismen, die heute so stark im Deutschen verwurzelt sind, dass sie in den deutschen Sporttexten viel häufiger als ihre Ersatzformen auftreten. Zu solchen Anglizismen gehören z. B.: *Champion, Coach, Form, Foul, Trainer*. Als Quelle für meine Untersuchungen diente das Internetportal **ARD-Sportschau** (<http://www.sportschau.de>). Beispielsweise trat das Fremdwort *Coach* in der Zeit vom 1. bis 26. Mai 2009 in 11 Artikeln (u. a. über Fußball, Basketball, Boxen, Tischtennis, Eishockey) und das Wort *Trainer* in 9 Artikeln (über Fußball, Handball, Boxen, Volleyball, Eishockey, Basketball) auf. Dagegen lieferte die Suche nach der Ersatzform „Sportlehrer“, die vom DUDEN-Synonymwörterbuch als Konkurrenzform für beide Anglizismen angeführt wird (*DUDEN Das Synonymwörterbuch* 2007: 234, 865), keine Treffer. Bei Synonympaaren wie *Form* (die Konkurrenzform: [körperliche] Verfassung), *Foul* (Regelverstoß), *Champion* (Spitzensportler) kann man folgende Schlussfolgerungen ziehen:

1. Die in den Klammern genannten Ersatzformen *Sportlehrer, körperliche Verfassung, Regelverstoß, Spitzensportler* für die Anglizismen *Coach, Trainer, Form, Foul, Champion* treten in einer recht kleinen Menge von Sportartikeln vom 1. bis 26. Mai 2009 auf dem Internetportal ARD-Sportschau auf.

Spitzensportler kommt in zwei Artikeln vor: <Die WADA verlangt dagegen, dass Spitzensportler im Prinzip 24 Stunden am Tag für Dopingkontrollen zur Verfügung stehen müssen. (8.05.2009); „Immer wenn die Saison im Speerwerfen los geht, stelle ich Volleyball zurück“, sagt sie. Das ist nicht ungewöhnlich für Spitzensportler. (22.05.2009)>.

Körperliche Verfassung tritt auch in zwei Artikeln auf diesem Internetportal (aber lediglich einmal im Jahre 2008 und einmal im Juni 2009) auf: <[...] Auch die körperliche Verfassung wird eine Rolle spielen. Denn Schach ist nicht nur psychisch, sondern auch physisch anstrengend – gerade bei Duellen, die sich über mehrere Wochen hinziehen. (Schach / „Goliath gegen Goliath“, 14.10.2008); Ich denke, meine körperliche Verfassung und die gezeigte Leistung der letzten Saison, lassen erkennen, dass ich problemlos zwei Jahre hätte weiterspielen können. (Fußball / „Gerland bleibt Co-Trainer“, 2.06.2009)>. **Verfassung** wird vom 1. bis 26. Mai 2009 in drei Artikeln benutzt: <Der Stürmer befindet sich wie die gesamte Mannschaft rechtzeitig zum Saisonfinale in glänzender Verfassung. (Fußball / „El Clásico‘ kann die Entscheidung bringen“, 2.05.2009); Nach einem Kurz-Trainingslager präsentierten sich die seit acht Spielen sieglosen „Löwen“ aber in erschreckend schwacher Verfassung. (Fußball / „Wiesbaden steigt ab – Lautern träumt“, 8.05.2009); In guter Verfassung waren vor allem die jungen Profis: Neben Mischa Zverev (Viertelfinale in Rom und nun gegen Potito Starace) machte dabei vor allem Andreas Beck auf sich aufmerksam. (Tennis / „Massenansturm der Deutschen“, 22.05.2009)>.

Das Wort **Regelverstoß**, das von dem DUDEN-Synonymwörterbuch (2007: 391) als eine Konkurrenzform für den Anglizismus *Foul* angeführt wird, kommt nur in einem Artikel vor, aber in einem anderen Sinne: <Eine Frage zum Qualifying hat **Matthias Harfolk**: *Entspricht es dem Reglement, wenn ein Fahrer in der Qualifikation keine gezeitete Runde schafft?* **Manuel Reuter**: *Natürlich ist das kein Regelverstoß.* (DTM / „Die Experten-Antworten aus Mugello“, 3.05.2008)>.

2. Trotz der intensiven puristischen Tätigkeit in Deutschland werden englische Entlehnungen in deutschen Sporttexten sehr häufig gebraucht. Nach Ferdinand Urbanek ist die englische Sprache nach Wortbildung und Diktion kürzer strukturiert als die deutsche (URBANEK 2008: 6). Das bewirkt, dass englische Ausdrücke für unsere Zeit angemessenere, knappere, oft auch präzisere Ausdrucksformen bleiben (vgl. ebd.). Diese Feststellung kann man auch auf den

Sportwortschatz beziehen. Viele englische Entlehnungen in der deutschen Sportsprache zeichnen sich durch Einsilbigkeit (z. B. *Box, Cup, Foul, Klub, Puck, Sport, Team, Trend, Trick*) aus oder sind kurze, zwei-, dreisilbige Wörter, die den Sinn des Wortes so treffend erfassen, dass man auf ihre einheimischen Ersatzformen verzichtet. Außerdem haben die im deutschen Sportwortschatz gebrauchten englischen Entlehnungen internationalen Charakter. Wir leben in einer immer stärker globalisierten und sich ständig wandelnden Welt, in der keine andere Sprache so weit verbreitet ist, wie das Englische.⁴ Das hat zur Folge, dass Anglizismen in der Sportsprache für Fans einer Sportart auf der ganzen Welt verständlich sind, unabhängig davon, in welchen Ländern der Welt sie leben.

Literatur

- BORN, Joachim (2009): *Vom Stufenbarren in die Halbpipeline. Die deutsche Sportsprache im historischen Wandel*. In: A. Burkhardt, P. Schlobinski (Hgg.): *Flickflack, Foul und Tsukahara* (= Duden Thema Deutsch10). Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, 11–33.
- CARSTENSEN, Broder (1979): *Evidente und latente Einflüsse des Englischen auf das Deutsche*. In: P. Braun (Hg.): *Fremdwort-Diskussion*. München, 90–94.
- DUNGER, Hermann (1898): *Eine neue Verteidigung der Fremdwörter*. In: *Zeitschrift des ADSV*, 4, 58.
- DŻAMAN, Magdalena (2006): *Fremdwörter im deutschen und polnischen Sportwortschatz und ihre Konkurrenzformen anhand von deutsch-polnischen Wörterbüchern und älteren Texten*. Szczecin (Magisterarbeit-Masch.).
- DŻAMAN, Magdalena/LIPCZUK, Ryszard (2008): *Fremdwörter im deutschen und polnischen Sportwortschatz anhand von Presstexten*. In: R. Lipczuk, P. Jackowski (Hgg.): *Wörter und Wörterbücher*. Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft. Hamburg, 41–58.
- FICHARD, Robert von (1915): *Sport und Spiel. Nach einem Entwurf des Professors Friedrich Wappenhans*. Bonn.
- LIPCZUK, Ryszard (1999): *Wörter fremder Herkunft im deutschen und polnischen Sportwortschatz*. Szczecin.
- LIPCZUK, Ryszard/MECNER, Paweł/WESTPHAL, Werner (1999): *Lexikon der modernen Linguistik. Ausgewählte Begriffe zur Kommunikation und Kognitionswissenschaft*. Szczecin.

⁴ Verein Deutsche Sprache e. V. Sprachnachrichten 39/Oktober 2008, 3.

- LIPCZUK, Ryszard (1992): *Einiges zum Kampf gegen Fremdwörter in der deutschen Sportlexik*. In: Acta Universitatis Nicolai Copernici. Filologia Germańska XVI. Toruń, 45–50.
- LIPCZUK, Ryszard (2007): *Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen*. Danziger Beiträge zur Germanistik 23. Frankfurt a. M.
- OSTERLOFF, Wiesław Konrad (1976): *Historia sportu*. Warszawa.
- SCHMITZ, Heinz-Günter (2008): *Zur Intensität des englischen Einflusses*. In: Verein Deutsche Sprache e. V. Sprachnachrichten 39/Okttober 2008, 5.
- SCHNEIDER, Peter (1974): *Die Sprache des Sports: Terminologie und Präsentation in Massenmedien. Eine statistisch vergleichende Analyse*. Düsseldorf.
- TAUTENHAHN, Kati (1998): *Anglizismen im Sportteil der „Freien Presse“ 1985 und 1995. Eine Untersuchung*. Technische Universität Chemnitz, Philosophische Fakultät. Verfügbar über: http://www.tu-chemnitz.de/phil/english/chairs/linguist/documents/tautenhahn_anglizismen.pdf (Zugriff am 15.06.2009).
- URBANEK, Ferdinand (2008): *Anglizismen – beiderseits betrachtet*. In: Verein Deutsche Sprache e. V. Sprachnachrichten 39/Okttober 2008, 6–7.
- YANG, Wenliang (1990): *Anglizismen im Deutschen*. Tübingen.
- ZEIDLER, Johannes (1928): *Sport und Spiel* (= Verdeutschungsbücher des Deutschen Sprachvereins 10). Berlin.
- ZUCHEWICZ, Tadeusz (1987): *Einige Bemerkungen zum Gebrauch der Internationalismen in der deutschen und polnischen Fußballsprache*. Zielona Góra, 123–134.

Internetseiten

- <http://www.dieter-frank.privat.t-online.de/turnen.htm>
<http://www.lars-thielemann.de/heidi/hausarbeiten/Anglizismen2.htm>
<http://www.sportschau.de>
http://zeus.zeit.de/text/archiv/2000/4/200004.fussball_.xml

Wörterbücher

- DUDEN *Das Fremdwörterbuch* (2007). Bd. 5. 9., aktualisierte Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- DUDEN *Das Synonymwörterbuch* (2007). Bd. 8. 4. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- DUDEN *Deutsches Universalwörterbuch A–Z* (1996). 3., neu bearb. und erweit. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

WYRAZY POCHODZENIA ANGIELSKIEGO W NIEMIECKIM SŁOWNICTWIE SPORTOWYM

Streszczenie

Celem artykułu jest zwrócenie uwagi na współczesne niemieckie słownictwo związane ze sportem, które zawiera dużą liczbę anglicyzmów. Badaniom poddano zapożyczenia z języka angielskiego występujące w leksyce sportowej w „Die Welt” z lat 1960 (1–31 stycznia) i 2005 (1–6 września). Porównując słownictwo z obydwu okresów, stwierdzono wyraźny wzrost udziału anglicyzmów w artykułach sportowych w prasie niemieckiej. W artykule przedstawione zostały również wyniki badań innych autorów (LIPCZUK, SCHMITZ, SCHNEIDER, TAUTENHAHN, URBANEK, YANG, ZUCHEWICZ). Podjęto też próbę omówienia problemu form konkurencyjnych, przedstawionego na przykładzie kilku anglicyzmów z leksyki sportowej.

MAREK LASKOWSKI

Uniwersytet Zielonogórski

DEUTSCHE MODALPARTIKELN *AUCH* UND *ETWA* IN FRAGESÄTZEN UND IHRE POLNISCHEN PENDANTS

EINLEITUNG

Die Ausgangsposition des vorliegenden Beitrags bildet die nachstehende Hypothese. Es wird nämlich davon ausgegangen, dass die hier zur Diskussion gebrachten Modalpartikeln sehr oft in Fragesätzen¹ auftreten, mit anderen Komponenten interagieren und zahlreiche Intentionen ausdrücken. Der Formulierung von SPECK (1995: 36), die auf die intertextuellen Korrelationen der Partikeln hinweist und die oben formulierte Prämisse verstärkt, möchte ich mich in diesem Kontext anschließen:

Die Diskursanalyse rückt zur Erklärung des Zusammenwirkens von Sprechern die Gebundenheit sprachlichen Handelns an (gesellschaftlich) vorgeprägte Handlungsmuster in den Mittelpunkt der Untersuchungen. (EHLICH/REHBEIN 1979, 1986).

¹ Im Folgenden verstehen wir unter Fragesätzen (Interrogativsätzen) Satzkonstruktionen, die mit einem Interrogativpronomen (z. B. was? wer? welcher?) oder -adverb (z. B. wann? warum? weshalb?, weswegen) eingeleitet werden. Sie fordern auch dazu auf, Auskunft zu geben. Neben Aussagesätzen und Aufforderungssätzen bilden Fragesätze drei typische Satzarten sowohl im Deutschen als auch im Polnischen. Charakteristisch für ihre Typen ist Intonation, die das Spektrum der Fragesätze in folgende Arten unterscheiden lässt: 1. direkte Fragesätze: a) Entscheidungsfragen (Ja/Nein-Fragen, Satzfragen): *Gehst du heute ins Kino?*, b) Ergänzungsfragen (W-Fragen, Satzgliedfragen): *Wann gehst du ins Kino?*, rhetorische Fragen (Scheinfragen): *Seid ihr verrückt?* 2) indirekte Fragesätze: a) abhängige Nebensätze, die als indirekte Rede einzustufen sind: *Paul fragte Anna, wohin sie gehen wolle*, b) abhängige Nebensätze, die mit der Konjunktion *ob* eingeleitet werden können, z. B. *Paul fragte Anna, ob sie mit ihm ins Kino gehe* (vgl. HOMBERGER 2003: 236; WEYDT/HARDEN/HENTSCHEL/RÖSLER 1998).

Im Hinblick auf sprachfamilienmäßige Zuordnung gehören das Deutsche und das Polnische zu den indoeuropäischen Sprachen. Innerhalb dieser Gruppen gehört das Polnische zu den slawischen und das Deutsche zu den germanischen Sprachen. Sprachstrukturell gesehen ist das Polnische eine synthetische Sprache mit dem hohen Grad an Flektiertheit. Das Deutsche hat auch ein relativ reich ausgebildetes Flexions- und (produktives) Kasussystem. Nach BUSSMANN (1990: 591 f.) sind gemeinsame Merkmale aller slawischen Sprachen die Palatalisierung von Konsonanten, das reiche Kasussystem von bis zu sieben Fällen beim Substantiv und die Unterscheidung verschiedener Funktionsarten beim Verb. Bußmann unterstreicht auch, dass spezifisch für die polnische Sprache „verbale Formen bei Konjunktionen und bestimmten Partikeln“ (*coś powiedział – co powiedziałś*) sind. Auf eine detaillierte kontrastive Analyse der polnischen und der deutschen Sprache wird hier verständlicherweise verzichtet (vgl. GLADROW 1990). In der polnischen Fachliteratur werden vor allem solche Partikeln genannt, die im Allgemeinen eher als Gradpartikeln zu klassifizieren sind (vgl. GROCHOWSKI 1986: 77 ff.). Man kann an dieser Stelle erst mal festhalten, dass ein erfolgreicher Transfer des Wissens um die polnischen Partikeln auf das deutsche Partikelsystem nur begrenzt möglich ist. Das ergibt sich in erster Linie aus der Tatsache, dass die polnischen Partikellexeme sehr viele homonyme Bedeutungen in unterschiedlichen situativen und illokutiven Kontexten aufweisen, so dass die deutschen Partikeln sehr wohl mit polnischen wiedergegeben werden können. Problematisch dabei ist aber, dass die Partikeln im polnischen Satz oft weglassbar sind und durch andere Mittel wie die Prosodie, die Wortreihenfolge im Satz u. Ä. ersetzt werden können.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es in erster Linie, Bedeutung und Funktion der deutschen Modalpartikeln *auch* und *etwa* in Fragesätzen im Deutschen und im Polnischen approximativ zu beschreiben, Divergenzen und Konvergenzen anhand der ausgewählten Beispiele zu veranschaulichen.

1. DEFINITORISCHES ZU MODALPARTIKELN

Bevor wir auf die Präsenz und Funktion der erwähnten Modalpartikeln² in Fragesätzen eingehen, stellen wir kurz im Allgemeinen die Modalpartikeln im

² Ansonsten gibt es in der einschlägigen Fachliteratur viele andere Bezeichnungen für Modalpartikeln, z. B. emotional-expressive Partikeln (ERBEN 1972), adjungierte Adverbialia (ENGEL

Deutschen dar. Die Durchführung einer in sich geschlossenen Subklassifizierung innerhalb der Partikeln bildet eine echte Herausforderung für die Sprachwissenschaftler, die durch unterschiedliche Herangehensweise an die Partikelproblematik auch zu diversen Ergebnissen führen musste. Es kann nicht bezweifelt werden, dass die Modalpartikeln folgende Merkmale kennzeichnen: Unflektierbarkeit, Markierung der Einstellung des Sprechers zum Gesagten, Polysemantik, Nicht-Erfragbarkeit, Nicht-Erststellenfähigkeit, Bezug auf den kompletten Satz, hohe kommunikativ-pragmatische Potenz (vgl. HELBIG 1990: 32 ff.). Ergänzend soll noch angemerkt werden, dass eine grobe Unterteilung der Modalpartikeln sich anhand des Kriteriums der Erststellenfähigkeit dieser Subklasse der Partikeln durchführen lässt. Infolgedessen differenziert man zwischen echten (nicht erststellenfähigen) Modalpartikeln, zu denen die meisten Modalpartikeln gehören, und unechten (erststellenfähigen) Abtönungspartikeln, wie *allerdings*, *immerhin*, *sowieso*, *jedenfalls*, *ohnehin*, *schließlich*, *überhaupt* (vgl. HELBIG 1988: 26). Als grundlegend für die linguistische Analyse der Modalpartikeln ist jedoch der Terminus Modalität. Bezüglich dieser semantischen Kategorie lässt sich in der deutsch-polnischen Relation feststellen, dass das Polnische deutlich ärmer an Partikeln als das Deutsche ist.³ Da Modalpartikeln Modalität zum Ausdruck bringen, die diese Gruppe von Partikeln von anderen Subklassen abgrenzen lässt, soll dieser Begriff an dieser Stelle nur sehr kurz expliziert werden. HOMBERGER (2003: 338 f.) zufolge verstehen wir Modalität als „Bei- oder Zumessung; Färbung einer Aussage durch sprachliche Mittel“, zu denen hauptsächlich drei Modi, also Indikativ, Konjunktiv und Imperativ und andere sprachliche Mittel: Modalverben, modifizierende Verben, modifizierende Komponenten beim Verb, modale Infinitive, modale Adverbien, Satzadverbien, modale Teilsätze, modale Satzteile und Modalpartikeln gehören. In vielen Publikationen werden pragmatische und diskursive Funktionen der Modalpartikeln betont (vgl. WEYDT 1969; FRANCK 1979; REHBEIN 1979; WOLSKI 1989; RUDOLPH 1989; HELBIG 1994).

MÖLLERING (2004: 40) nimmt auch Stellung dazu:

1988), modale Partikeln (KRIVONOSSOV 1965), Verknüpfungspartikeln (BECKER 1976), Satzpartikeln (ASBACH-SCHNITKER 1975; HARTMANN 1975), kommunikative Partikeln (RATH 1975), illokutive Partikeln (HELBIG/KÖTZ 1981), Einstellungspartikeln (DOHERTY 1985), Abtönungspartikeln (WEYDT 1969; HENTSCHEL 1986), Modalpartikeln (WEYDT 1977; BUBLITZ 1978; KEMME 1979; FRANCK 1980; GORNIK-GERHARDT 1981; HEINRICHS 1981; BASTERT 1985 und BORST 1985).

³ Im Polnischen drückt man verschiedene modale Inhalte u. a. auch mit Hilfe von Partikeln aus, z. B. *by*, *niech*, *żeby*, *oby*, *tylko*, *bodaj*, *czy*, *-li*, *chyba*, *pono*, *niby*, *może*, *no*, *-że*, *-ż*.

A modal particle helps to express the modality of an utterance in that it reveals the speaker's attitudes about the context and/or seeks to affect the listener's perspective of it.

THURMAIR (1989: 3) ist der Meinung, dass Modalpartikeln nicht genauer bestimmt werden, „gesagt ist damit nur, daß sie nichts zum propositionalen Gehalt eines Satzes beitragen, also die Wahrheitsbedingungen nicht verändern“. Modalpartikeln können dazu beitragen, eine Äußerung im Interaktionszusammenhang zu verankern und den aktuellen Stand der Kommunikation zu definieren (FRANCK 1980: 31). Mit Hilfe der Modalpartikeln knüpfen die Sprecher an vorherige Äußerungen an, beziehen Unausgesprochenes wie z. B. den Wissensstand der Kommunikationspartner, ihre Annahmen und Einstellungen ein und drücken ihre Erwartungen in Bezug auf nachfolgende Äußerungen auch in Fragesätzen aus.

2. DAS WESEN DER FRAGESÄTZE

Ehe wir uns mit dem Stellenwert der Partikeln *auch* und *etwa* in Fragesätzen auseinandersetzen, diskutieren wir ganz kurz das Wesen der Fragesätze. Man unterscheidet Entscheidungsfragen und Ergänzungsfragen⁴ und es ist evident, dass nicht alle Modalpartikeln in Fragesätzen gebraucht werden (z. B. *allerdings*, *einmal*, *erst*, *immerhin*, *jedenfalls*, *ruhig*, *schließlich*, *sowieso*) (vgl. HENTSCHEL 1986: 213 f.).

WILLKOP (1988: 70 f.) unterstreicht, dass es im Deutschen eine Anzahl frageähnlich verwendeter Partikeln und stereotyper Wendungen gibt, die gewöhnlich als Vergewisserungsfragen bezeichnet werden. Nach Willkop ist „der Begriff ‘Vergewisserungsfrage’ etwas irreführend, denn Vergewisserungsfragen sind kein formaler Fragetyp. Äußerungen wie ‘hast du verstanden?’, ‘was meinst du dazu’ oder ‘nicht wahr?’ bilden eine Gruppe funktional ähnlicher Elemente, parallel zu Rück- und Zusatzfragen. Vergewisserungsfragen werden mit einer relativ geschlossenen Klasse von Sprachzeichen gebildet“ (ebd.). Die deutschen

⁴ Viele Modalpartikeln sind sowohl in Entscheidungs- als auch in Ergänzungsfragen präsent. In Entscheidungsfragen gebraucht man in erster Linie folgende Modalpartikeln: *aber*, *also*, *auch*, *denn doch*, *eigentlich*, *etwa*, *ja*, *mal*, *nicht*, *nun*, *nur ohnehin schon*, *überdies/im Übrigen*, *überhaupt*, *vielleicht*, *wohl*. In Ergänzungsfragen werden oft solche Modalpartikeln integriert: *also*, *auch*, *bloß*, *denn*, *doch*, *eigentlich*, *nicht*, *nun*, *überdies/im Übrigen*, *überhaupt*, *wohl*. Darüber hinaus verwendet man manche Modalpartikeln, z. B. *auch*, *gar*, *halt*, *schon*, in rhetorischen Fragesätzen.

Modalpartikeln kann man in verschiedenen Fragesätzen verwenden: in rhetorischen Fragen, in Vergewisserungsfragen, in Rückfragen, in dringlichen Fragen, in beiläufigen, natürlichen, auffordernden und in assertiven Fragen, die im Nachstehenden kurz mit ihren polnischen Äquivalenten konfrontiert werden.

2.1. Modalpartikel *auch* in Fragesätzen und ihre polnischen Pendants

Fangen wir zuerst die interlinguale Analyse mit kurzen rhetorischen Fragen an, auf die man normalerweise keine Antwort erwartet. WEYDT/HARDEN/HENTSCHEL/RÖSLER (1998: 93) unterstreichen, dass diese Art der Fragesätze in der Kombination Fragewort und Modalpartikel ausgedrückt werden.

Die oben genannten Autoren (ebd.) exemplifizieren die Position der Partikel *auch* an einem Beispiel: A: *Herr Kunze arbeitet ja gar nicht mehr.* B: *Warum auch?* (Z. B.: *Er hat ja im Lotto gewonnen*). B fragt mit 'warum auch?' nach einem Grund, den es seiner Meinung nach gar nicht gibt. Der obige Satz bringt gleichzeitig zum Ausdruck, dass es keinen Grund gibt, warum Herr Kunze arbeiten sollte, denn er hat ja im Lotto gewonnen. Er braucht jetzt überhaupt nicht zu arbeiten. Seine finanzielle Lage ist zur Zeit sehr gut. Die deutsche Modalpartikel *auch* hat im Polnischen folgende Äquivalente: *to, tam, też (a)niby*. Bei PIPREK u. a. (1977: 152) finden wir jedoch sehr spärliche Belege, die auf die Partikelmarkierung überhaupt hinweisen: *wer er auch immer sei – ktokolwiek by to był*. Auch in PONS Wörterbuch (2002) gibt es keine konkreten Einträge, welche die semantisch-pragmatische Potenz der Partikel *auch* erklären würden. Man kann aber aus den Beispielen, die uns schöngeistige Literatur und Presse liefern, schlussfolgern, dass die Partikel *auch* in rhetorischen Fragen signalisiert, dass der Sprecher sich nicht informieren will, sondern vom Hörer eine negative oder keine Antwort erwartet.

Wie sollte er den Text **auch** ins Französische übersetzen? (Wenn er überhaupt keine Ahnung davon hat.) A *niby jak miałyby przetłumaczyć ten tekst na język francuski?* (M. L.)

Bei genauerem Hinsehen muss konstatiert werden, dass durch die Partikel *auch* in Fragen, die Reaktionen auf die Vorgängeräußerung sind, der Sprecher signalisieren möchte, dass er vom Hörer eine alternative Lösung erwartet.

A: Ich bin sehr müde. B: Warum schläfst du **auch** so wenig?

A: Jestem bardzo zmęczony. B: To dlaczego tak mało śpisz? (M. L.)

SZULC-BRZOZOWSKA (2002: 237) analysiert den rhetorischen Fragesatz „Warum hätte ich das auch tun sollen?“ Eine fehlende oder negative Antwort impliziert eine Frage mit *też*: „Dlaczego *też* miałbym to robić?“ Jedoch entspricht nicht jede Frage mit *też* einer Frage mit *auch*. Die Fragen mit *to* scheinen auch äquivalent zu sein: „Dlaczego *to* miałbym to robić?“ WEYDT (1969: 34) steht auf dem Standpunkt, dass die Partikel *auch* vergewissernd wirkt. Der Sprecher forscht nach, ob der Tatbestand, der im Satz bezeichnet wird, auch ordnungsgemäß erfüllt wurde. Ausspruch des Lehrers: „Habt ihr auch alle gearbeitet?“ kann eine drohende Nuance haben. Mit der Frage führt der Lehrer eine Wertung nach den Normen der Pflicht durch und deutet an, dass die Schüler die Pflicht hatten, zu arbeiten. Dies war mit dem von dem Lehrer gegebenen Auftrag eng verbunden. Die Partikel *auch* tritt ebenfalls in negativ-rhetorischen Fragen auf.

Wer möchte **auch** dein altes Fahrrad stehlen? A kto by tam chciał ukraść twój stary rower? (M. L.)

Mit *auch* in Vergewisserungsfragen nimmt der Sprecher an, dass der von ihm dargestellte Sachverhalt zutrifft, wobei er aber nicht sicher ist, ob das stimmt. Es ist zugleich eine Art Aufforderung oder Ermahnung an den Hörer, falls der Sachverhalt seiner Suggestion nicht entspricht.

Hast du den Mantel **auch** mitgenommen? (Ohne ihn wirst du ganz nass.) Wziąłeś na pewno płaszcz ze sobą? (Bez niego całkiem zmokniesz.)

Check noch einmal alles durch, ob du **auch** nichts vergessen hast? Sprawdź jeszcze raz, czy aby niczego nie zapomniałeś?

Kommst du **auch** mit dieser Übung klar? Tylko czy ty aby poradzisz sobie z tym ćwiczeniem? (M. L.)

Sowohl die Partikel *auch* als auch die Partikel *etwa* sind in Entscheidungsfragen zu treffen, z. B. *Ist das Essen auch/etwa kalt?* (vgl. WEYDT 1969: 26)

2.2. Modalpartikel *etwa* in Fragesätzen

Die deutsche Partikel *etwa* wird in Ja-Nein-Fragen verwendet, z. B.: *Hast du etwa das Fenster offen gelassen?* Diese Partikel dient zum Ausdruck der Möglichkeit, dass das Fenster nicht verschlossen ist (vgl. WEYDT/HARDEN/HENTSCHEL/RÖSLER1998: 164 f.)

PIPREK u. a. (1977: 558) führen folgende polnische Äquivalente der deutschen Partikel *etwa* an:

może, przypadkiem: rauchen Sie etwa? – czy może pan pali? wird er etwa kommen – czy może przyjdzie, wenn er etwa kommen (sterben) sollte – gdyby przypadkiem przyszedł (umarł), etwa nicht? – może nie, nicht etwa wegen seines Reichtums – wcale nie z powodu jego bogactwa.

PONS Wörterbuch (2002) veranschaulicht die Bedeutung der Partikel *etwa* mit zwei Beispielen, aus denen zwei polnische Pendanten resultieren: *czyżby* und *czy też*:

willst du etwa hier bleiben? – czy może chciałbyś tu zostać, oder etwa nicht – a może nie?

Solche Äquivalente kann man auch in literarischen Übersetzungen finden:

Er war nirgends zu finden. Sollte der Direktor etwa die Zeitangabe missverstanden haben? (KAFKA 1988: 33)

Lecz nigdzie nie można go było znaleźć? Czyżby dyrektor źle zrozumiał podaną przez Włocha godzinę? (KAFKA 2000: 215)

Es sind jedoch auch Kontexte zu finden, in denen die Partikeln nicht übersetzt wurden, z. B.:

Unsere Behörde, soweit ich sie kenne, und ich kenne nur die niedrigsten Grade, sucht doch nicht etwa die Schuld in der Bevölkerung, sondern wird, wie es im Gesetz heißt, von der Schuld angezogen und muss uns Wächter ausschicken. (KAFKA 1988: 3)

Nasza władza, o ile ją znam, a znam tylko najniższe służbowe stopnie, nie szuka winy wśród ludności, raczej wina sama przyciąga organy sądowe, które ją wówczas ścigają, jak mówi ustawa, i wysyłają nas, strażników. (KAFKA 2000: 11)

Die Partikel *etwa* deutet in Vergewisserungsfragen an, dass der Sprecher das Gegenteil von dem erwartet, was in der Frage ausgedrückt ist. Der Sprecher kennzeichnet den erfragten Sachverhalt als unerwünscht und suggeriert dem Hörer, dass er mit *nein* antworten soll.

Hast du **etwa** den Computer gekauft? (Ich sagte dir doch, dass er nicht neuester Generation war.) No, chyba nie kupiłeś tego komputera / I co, kupiłeś ten komputer? (Przecież ci mówiłem, że on nie jest najnowszej generacji.)

Hast du es ihr **etwa** gesagt? (Sie geht damit ja gleich zur Direktion.) (No) nie mów, że powiedziałaś jej to? (Ona od razu pójdzie z tym do dyrekcji.) (M. L.)

Die Vergewisserungsfragen mit *etwa* können auch ungläubiges Staunen ausdrücken:

Hast du **etwa** den Motor repariert? (Es ist kaum zu glauben.) No, chyba nie naprawiłeś sam tego silnika? (Nie chce mi się wierzyć). I co, może sam naprawiłeś ten silnik? (M. L.)

KÖNIG (1977: 127) ist der Überzeugung, dass die Partikel *etwa* in solchen Fällen gebraucht wird, wenn der Fragende eine verweigernde Antwort erhofft. Damit sind Wünsche und Bewertungen des Fragenden eng verbunden. Dies bestätigen auch die folgenden Beispiele:

Sag mal, kaust du etwa Kaugummi? Hast du dich etwa für die Wahlen zum Fachbereichsrat nicht aufstellen lassen? Liebesgrüße aus der Unterhose war wirklich ein langweiliger Film. – Was! Hast du dir den etwa angesehen? (BUBLITZ 1978: 65).

Die semantische Dimension der Modalpartikel *etwa* in Entscheidungsfragen kann am besten mit der Paraphrase *ist es möglich, dass* erklärt werden. Dadurch wirken sie stark suggestiv. In dieser Hinsicht gehe ich mit BUBLITZ (1978: 65 f.) konform, der feststellt, dass die Frage nach der Möglichkeit der Wahrheit eines Sachverhalts mit der Partikel *etwa* den Schluss auf die Implikatur zulässt, dass der Sprecher von der Unmöglichkeit der Wahrheit von X ausgegangen ist, die mit

seinen individuellen oder mit seinen allgemeinen, sozialen Erwartungen nicht übereinstimmt. Die Verwendung der Modalpartikel *etwa* löst die konversationelle Implikatur aus, dass der Sprecher die Möglichkeit der Wahrheit von X auch nicht erwartet.

3. ZUSAMMENFASSUNG

Die Defizite, die mit der Methode der translatorischen Konfrontation verbunden sind, lassen bestimmte praktische Unzulänglichkeiten zu. Deswegen sind die Ergebnisse der Korpusuntersuchung sicherlich nicht zu verallgemeinern, denn die Belegammlung ist nicht in jeder Hinsicht repräsentativ und die Übersetzungen stellen nicht immer optimale Lösungen dar. Darüber hinaus kann man den Einfluss subjektiver Faktoren nicht ausschließen (vgl. BEERBOM 1992: 296). Die in diesem Beitrag unternommene Explikation und Exemplifikation interlingualer Beziehungen zwischen den deutschen Modalpartikeln *auch* und *etwa* in Fragesätzen und deren polnischen Entsprechungen lässt mich konstatieren, dass mit Hilfe der Abtönungspartikeln die Einstellung des Sprechers zum Sachverhalt in gewisser Weise ausgedrückt wird. Die vorgeführte Zusammenstellung der deutschen partikelhaltigen Beispielsätze und ihrer polnischen Äquivalente kann sowohl den Lernern als auch den Dolmetschern und Übersetzern eine gewisse Unterstützung in ihrer Kognitivierung der Partikelexistenz in beiden Sprachen sein. Sie gestattet überdies tiefere Einblicke in die Partikelsysteme der beiden untersuchten Sprachen und macht bewusst, wie diese Partikeln in der jeweiligen Sprache funktionieren und wie sie eine Äußerung mit vorausgehenden Handlungen bzw. Zuständen verknüpfen. Dabei haben diese Partikeln eine ausschlaggebende strukturierende und konnektierende Funktion.

Literatur

- ASSBACH-SCHNITTKER, Brigitte (1975): *Zur Wiedergabe deutscher Satzpartikeln im Englischen*. In: G. Drachmann (Hg.): *Akten der 1. Salzburger Frühlingstagung für Linguistik*. Tübingen, 303–318.
- BASTERT, Ulrike (1985): *Modalpartikel und Lexikographie. Eine exemplarische Studie zur Darstellung von doch im einsprachigen Wörterbuch*. Tübingen.
- BECKER, Norbert (1976): *Die Verknüpfungspartikeln denn, mal, doch und andere*. In: *Zielsprache Deutsch* 7/3, 6–12.

- BEERBOM, Christiane (1992): *Modalpartikeln als Übersetzungsproblem. Eine kontrastive Studie zum Sprachenpaar Deutsch-Spanisch*. Frankfurt a. M. etc.
- BORST, Dieter (1985): *Die affirmativen Modalpartikeln doch, ja und schon. Ihre Bedeutung, Funktion, Stellung und ihr Vorkommen*. Tübingen.
- BUSSMANN, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- BUBLITZ, Wolfram (1978): *Ausdrucksweisen der Sprechereinstellung im Deutschen und Englischen*. Tübingen.
- DOHERTY, Monika (1985): *Epistemische Bedeutung*. Berlin.
- EHLICH, Konrad/REHBEIN, Jochen (1979): *Handlungsmuster im Unterricht*. In: R. Mackensen, F. Sagebiel (Hgg.): *Soziologische Analysen*. Berlin, 535–562.
- EHLICH, Konrad/REHBEIN, Jochen (1986): *Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation (= Kommunikation und Institution 15)*. Tübingen.
- ENGEL, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- ERBEN, Johannes (1972): *Deutsche Grammatik. Ein Abriß*. München.
- FRANCK, Dorothea (1979): *Abtönungspartikel und Interaktionsmanagement. Tendenziöse Fragen*. In: WEYDT (Hg.), 3–13.
- FRANCK, Dorothea (1980): *Grammatik und Konversation*. Königstein.
- GLADROW, Werner (1990): *Russisch im Spiegel des Deutschen und des Polnischen*. Tübingen.
- GORNIK-GERHARDT, Hildegard (1981): *Zu den Funktionen der Modalpartikel schon und einiger ihrer Substituentia*. Tübingen.
- GROCHOWSKI, Maciej (1986): *Polskie partykuły. Składnia, semantyka, leksykografia*. Wrocław, Warszawa, Kraków, Gdańsk, Łódź.
- HARTMANN, Dietrich (1975): *Zur Semantik von Satzpartikeln und zu ihren Funktionen in Texten*. In: V. Ehrlich, P. Finke (Hgg.): *Beiträge zur Grammatik und Pragmatik*. Kronberg, 233–252.
- HEINRICH, Werner (1981): *Die Modalpartikeln im Deutschen und Schwedischen. Eine kontrastive Analyse*. Tübingen.
- HELBIG, Gerhard/KÖTZ, Werner (1981): *Die Partikeln*. Leipzig.
- HELBIG, Gerhard (1988/1990/1994): *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig.
- HENTSCH, Elke (1986): *Funktion und Geschichte deutscher Partikeln: ja, doch, halt und eben*. Tübingen.
- HOMBERGER, Dietrich (2003): *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- KEMME, Hans-Martin (1979): *Ja, denn, doch usw. Die Modalpartikeln im Deutschen: Erklärungen und Übungen für den Unterricht an Ausländer*. München.
- KÖNIG, Ekkehard (1977): *Modalpartikeln in Fragesätzen*. In: WEYDT (Hg.), 115–130.
- KRIVONOSSOV, Aleksej (1965): *Die Wechselbeziehung zwischen den modalen Partikeln und der Satzintonation im Deutschen*. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikation 18, 573–589.

- MÖLLERING, Monika (2004): *The Acquisition of German Modal Particles*. Frankfurt a. M.
- RATH, Rainer (1975): *Doch. Eine Studie zur Syntax und zur kommunikativen Funktion einer Partikel*. In: Deutsche Sprache 3, 222–242.
- REHBEIN, Jochen (1979): *Sprechhandlungsargumente. Zur Organisation der Hörersteuerung*. In: WEYDT (Hg.), 58–74.
- RUDOLPH, Elisabeth (1989): *Partikeln in der Textorganisation*. In: WEYDT (Hg.), 498–510.
- SPECK, Agnes (1995): *Textproduktion im Dialog. Zum Einfluss des Redepartners auf die Textproduktion*. Opladen.
- SZULC-BRZOWSKA, Magdalena (2002): *Deutsche und polnische Modalpartikeln und ihre Äquivalenzbeziehungen*. Lublin.
- THURMAIR, Maria (1989): *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen.
- WEYDT, Harald (1969): *Abtönungspartikel. Die deutschen Modalwörter und ihre französischen Entsprechungen*. Bad Homburg, Berlin, Zürich.
- WEYDT, Harald (Hg.) (1977): *Aspekte der Modalpartikeln. Studien zur deutschen Abtönung*. Tübingen.
- WEYDT, Harald (Hg.) (1979): *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin, New York.
- WEYDT, Harald (Hg.) (1989): *Sprechen mit Partikeln*. Berlin, New York.
- WEYDT, Harald/HARDEN, Theo/HENTSCHEL, Elke/RÖSLER, Dietmar (1998): *Kleine deutsche Partikellehre. Ein Lehr- und Übungsbuch für Deutsch als Fremdsprache*. Stuttgart.
- WILLKOP, Eva-Maria (1988): *Gliederungspartikeln im Dialog*. München.
- WOLSKI, Werner (1989): *Modalpartikeln als einstellungsregulierende lexikalische Ausdrucksmittel*. In: WEYDT (Hg.): 346–353.

Belegmaterial

- KAFKA, Franz (1988): *Der Prozess*. Berlin.
- KAFKA, Franz (2000): *Proces*. Übers. v. Bruno Schulz. Warszawa.
- PONS Wörterbuch (2002). Poznań.
- PIPREK, Jan u. a. (1977): *Großwörterbuch Deutsch-Polnisch und Polnisch-Deutsch*. Warszawa.
- <http://wortschatz.uni-leipzig.de/>.

**NIEMIECKIE PARTYKUŁY MODALNE *AUCH* I *ETWA*
W ZDANIACH PYTAJĄCYCH I ICH POLSKIE ODPOWIEDNIKI**

Streszczenie

Partykuły należą do nieodmiennych części mowy i mają postać luźnego morfemu o funkcji modyfikującej znaczenia wyrazu lub wypowiedzi. Autor koncentruje się na problematyce partykuł modalnych w zdaniach pytających z perspektywy polsko-niemieckiej i ilustruje to na wybranych przykładach w relacji interlingwalnej. Język niemiecki ma bardzo rozbudowany system partykuł modalnych i nie zawsze udaje się w pełni wyrazić treść zdań niemieckich w języku polskim, co wynika między innymi z innego, specyficznego funkcjonowania kategorii modalności w obu językach.

ROMAN OPIŁOWSKI

Uniwersytet Wrocławski

BILDLINGUISTIK – ANSÄTZE, ASPEKTE, AUFGABEN

EINLEITENDE VORBEMERKUNGEN

Kritisch und geradezu treffend hat Ulrich Schmitz seinen Aufsatz über das geringe Interesse der Linguistik am kommunikativen Zusammenspiel von Sprache und Bild betitelt: *Blind für Bilder. Warum sogar Sprachwissenschaftler auch Bilder betrachten müssen?* (SCHMITZ 2005a) Obwohl die Textlinguistik seit ihrer Fundierung stets neue Horizonte eroberte und gegenüber neuen Herausforderungen offen war, hat sie anfangs andere Zeichenmodalitäten in theoretische und praktische Erwägungen nicht mit einbezogen bzw. diese als eine Randerscheinung betrachtet. Dies lässt sich jedoch wissenschafts- und medienhistorisch rechtfertigen: Erstens hat die Textlinguistik in der Hinwendung zur pragmatischen Alltagskommunikation mittels Texte einen Meilenschritt im Vergleich mit der Satzlinguistik gemacht, zweitens mediale Semiosen waren vor ca. 40 Jahren erheblich geringer von einer Mulimedialität und -modalität betroffen, als wir das heute erfahren.

In rasantem Tempo hat sich in letzten Jahrzehnten digitale und nicht digitale Texterzeugung entwickelt, was immer stärker verzahnte, ineinander greifende Textkomplexe in Form und Bedeutung mit sich brachte. Zum einen kann man sich heutzutage eine primär linguistische Medienanalyse ohne Berücksichtigung von Farben, Textarchitektur, Schriftarten, Bildern und Tönen nicht vorstellen. Zum anderen gelten diese Phänomene weiterhin als untergeordneter Zusatz in der Text- bzw. Diskursanalyse (vgl. z. B. BRINKER 2005⁶; HEINEMANN/HEINEMANN 2002; ADAMZIK 2004).

Die Präsenz und Dynamik multimodaler Textsemiosen und deren Relevanz in der gegenwärtigen Mediengesellschaft, die multimodale Texte in immer größeren Mengen wahrnimmt oder übersieht, rezipiert oder vergisst, auf sich wirken lässt oder bewusst ablehnt, bedarf einer kompetenten, ausführlichen, kritischen Beschäftigung mit Sprache-Bild-Interaktionen im Rahmen einer **Bildlinguistik**.

Die Bildlinguistik ist von einer etablierten Disziplin immer noch weit entfernt. Einen ersten Grundstein hat in dieser Hinsicht STÖCKL (2004) mit seiner Monographie und einer Reihe anderer Vor- und Nacharbeiten gelegt. Andere Sammelbände und Monographien zur kommerziellen Medienkommunikation, wie z. B. OPIŁOWSKI 2006, ROTH/SPITZMÜLLER 2007, HELD/BENDEL 2008, DIEKMANNSHENKE/KLEMM/STÖCKL 2010, zeigen das komplexe und anregende Untersuchungsterrain der Bildlinguistik. Erst im Aufsatz von SCHMITZ (2010) finden wir den ersten definitorischen Umriss der Bildlinguistik:

„Bildlinguistik“ – dieser griffige Ausdruck drückt einen Widerspruch in sich aus. Sprache und Bild sind zwei medial, semiotisch, methodisch und technisch verschiedene Ausdrucksformen. Wer spricht, zeigt nicht; wer schreibt, malt nicht [...]. Das freche Wort „Bildlinguistik“ schreit allerdings ein Desiderat, einen wissenschaftlichen Wunsch heraus, eben den Wunsch nämlich nach interdisziplinärer Untersuchung des Zusammenspiels von Sprache und Bild. (SCHMITZ 2010: 1)

Die Notwendigkeit der Bildlinguistik sieht Schmitz in der zunehmenden multimodalen Kommunikation, die sich auf primäre Zeichen – Sprache und Bild – stützt:

In der umtriebigen, oft turbulenten, hektischen, entweder auf Geschwätzigkeit und/oder auf Effizienz angelegten Alltagswelt haben sich Text-Bild-Kombinationen als vorzüglich geeignete Mittel zur Darbietung [...] von Informationen erwiesen. Sie ziehen Aufmerksamkeit auf sich, ermöglichen größte Informationsmengen auf kleinstem Raum, erlauben vielfältige Präsentations-, Strukturierungs-, Orientierungs- und Rezeptionsweisen und unterstützen den schnellen Blick. (SCHMITZ 2010: 3)

Die Übergeordnetheit der Linguistik für die Untersuchung des Bildes in der Interaktion mit der Sprache ergibt sich aus vielmehr differenzierteren linguistischen Analysemethoden, Erkenntnissen und Spezialisierungen (vgl. SCHMITZ 2010: 2).

Diese Einsichten kann man m. E. folgendermaßen resümieren: Die Bildlinguistik soll Erkenntnisse und Methoden der Linguistik, Bildwissenschaft, Semiotik, Medienwissenschaft und Kommunikationswissenschaft verknüpfen, um praktische Kapazitäten und Wirkungen von zwei zentralen Kodes – Sprache und Bild – in Medientexten zu zeigen und zu erklären. Aus genereller Sicht steht bei der Bildlinguistik die Sprache im Zentrum und ist ein Ausgangspunkt für die ikonische (Um-)Gestaltung der Materialität der Sprache und für die bildhafte Interpretation ihres Gehalts. Im Zuge textpragmatischer Aspekte der Bildlinguistik beteiligen sich jedoch beide Zeichensysteme gleichrangig oder mit unterschiedlicher Qualität, Intensität und Ausschöpfung des Sprachtextes durch ein Bild und umgekehrt an einem Informations- und Funktionskomplex eines Gesamttextes.

Im Folgenden konzentriere ich mich auf einige formale und inhaltliche Aspekte aktueller Medientexte, an denen man das Wirkungsgebiet und einen aktuellen Bedarf an einer Bildlinguistik ablesen kann.¹

1. FORMALE ASPEKTE DER BIDLINGUISTIK

Aus formaler Sicht lassen sich bildlinguistische Grunderscheinungen in der *Struktur*, *Bildhaftigkeit* und *Typographie* von sprachlichen Texten beobachten. Form, Körper und Materialität von Sprache gehen in eine neue Dimension des Bildhaften über und erfüllen dort im Zuge einer visuellen Textinterpretation bzw. -kreation neue Funktionen, denen das Sprachliche selbst nicht bzw. nur eingeschränkt nachkommen kann.

1.1. Textstruktur

Will man die Textstruktur rein textlinguistisch verankern, so kann man sie nach HEINEMANN/HEINEMANN (2002: 137, 147) in einem der lokalen Textmuster jeder Textsorte – Textstrukturierung – ansiedeln. Globale Stilmuster von Textsorten enthalten eine innere Architektonik, zu der Anordnung sprachlicher und bildlicher Elemente im Gesamttext gehören. So liegen z. B. einer prototypischen Werbeanzeige zumindest Schlagzeile, Werbebild, Fließtext und Slogan zugrunde,

¹ In der nachfolgenden Aufteilung stütze ich mich auf die *signifiant*-bezogene und *signifié*-bezogene Gliederung der bildlinguistischen Grundphänomene von HELD (2008: 156).

an denen ein Werbeexemplar erkennbar ist und die es erzeugen lassen. Die Positionierung dieser Elemente vermittelt die visuelle Grundstruktur eines Textes, steuert das Lesen und Anschauen, so dass Teilinformationen eines Textes in einer von der Textstruktur vorgeschriebenen Weise wahrgenommen und verarbeitet werden. Für kommerzielle Kommunikation ist dies von gravierender Bedeutung, weil dann ein gewisser Vorspann, Rätsel oder anfängliche Inkohärenz aufgebaut werden können. Der Empfänger wird dann aktiv zum selbstständigen Entschlüsseln der Textbotschaft angeregt.

Die bildliche Ausgestaltung der sprachlichen Textstruktur äußert sich wohl am deutlichsten in den sog. **Cluster-Texten**.² Ein gutes Beispiel dafür liefern Programmzeitschriften, die eine merkmalsreiche Textstruktur haben und das Aufnehmen von Einzelinformationen steuern, wie z. B. in einer Programmübersicht, die einzelne Programme, Uhrzeit und Titel einer Sendung, bisweilen deren kurze Beschreibung, besonders sehenswerte Sendungen mit Bildausschnitt und weiteren Verweisen auf Kommentare, zügige Kritiken und Interviews mit Schauspielern in der selben Zeitschrift bietet. Eine komplexere Entwicklung der gedruckten Cluster-Texte wird besonders deutlich im Internet mit seinen vielen Kommunikationsformen. Der Aufbruch elektronischer Medien zum **Hypertext** offenbart die Bedeutsamkeit der Textstruktur in ihrer Vermittlung und Speicherung von Informationen und überzieht darüber hinaus die hypertextuelle Struktur eigentlich ins Infinite. Die produktive und rezeptive Effektivität und zugleich die formbezogene Vielfalt der Textstruktur werden in einzelnen digitalen Textsorten wie E-Mail, Blog, Chat und natürlich in einer Homepage deutlich.

1.2. Formale Bildhaftigkeit

Wörter, Sätze und Texte bieten ihre sprachlich vermittelte Bildhaftigkeit in Reimen, Wortspielen und in onomatopoeischen Ausdrücken.³ Die Bildhaftig-

² Zur Bedeutung und Funktion von Clustern in der Textgestaltung vgl. z. B. HACKL-RÖSSLER (2006: 24).

³ Anders als *Bildhaftigkeit*, die vornehmlich mentale Bilder und Vorstellungen hervorruft, verwende ich den Terminus *Bildlichkeit*, die in materiellen Abbildern der umgebenden Welt (Fotos, Gemälde, Illustrationen, Skizzen etc.) zum Ausdruck kommt. Zu den unterschiedlichen Interpretationen und Abhängigkeiten der Bildhaftigkeit, Bildlichkeit, Ikonizität und Anschaulichkeit vgl. den Beitrag von FIX (2002: 12 ff.) und Aufsätze im Sammelband FIX/WELLMANN 2000.

keit funktioniert als erfahrungsgemäß produzierte Vorstellung über ein gesprochenes oder graphisch stilisiertes Zeichen und ist danach ausgerichtet,

alle Wörter des Sprachsystems, die Gegenstände, Vorgänge und Erscheinungen der wahrgenommenen Realität bei bloßer Nennung (außerhalb des Kontextes) so lebendig und plastisch in unserem Bewusstsein [zu] reproduzieren, dass sie Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Tastempfindungen hervorrufen. (RIESEL/SCHENDELS 1975: 206)

So können sowohl geschriebene als auch gesprochene Texte diverse optisch oder akustisch vermittelte Vorstellungen und Empfindungen evozieren. Ein kleiner Ansatz für die formale Bildhaftigkeit steckt bereits im Titel des vorliegenden Beitrags, indem die Wiederholung des Buchstabens „A“ (Ansätze, Aspekte, Aufgaben) ein kleines Wort- und Klangspiel andeutet und zugleich das inhaltliche Gerüst dieses Aufsatzes signalisiert. Alliterationen werden in dieser Hinsicht natürlich wirksamer, weil sie durch die Wiederholung der Anfangssilben den Wortlaut einer Phrase bildhafter machen. Onomatopoetika, Reime, Wortspiele, unterschiedliche Polysemierungen oder Umstellungen sowie Substitutionen einzelner Silben und Wörter schaffen eine Abweichung vom konventionellen freien Sprechen, in dem wir in der Regel geordnete und kohärente Wortfolgen verwenden. In appellativen Medientexten bringt ein solches Textgestalten einen beachtlichen Nutzen mit sich, z. B. in der Werbung prägen sich Produktname, Slogan oder Headline besser ein. Es sei an dieser Stelle nur noch eine Headline aus einer Anzeige für Internet-Autobörse angeführt: *Geputzt. Gehegt. Gepflegt. Verkauft.* Mit dieser Alliteration vollzieht sich eine formale Bildhaftigkeit der Sprache, die die Headline wirksam memorieren lässt. Dies ist umso effektiver, weil alle drei Partizipien den Zustand vor dem Verkaufen des Autos veranschaulichen. Die Bildhaftigkeit geht m. E. weiter, weil *Verkauft* durch Grammatik und Interpunktion in vorangehende Reihe optisch und auditiv passt und dabei die Werbebotschaft abrundet.

1.3. Typographie

Mit der typographischen Gestaltung von Texten wird die Form eines Schriftzuges zum Bild gemacht, so dass ein **Schriftbild** entsteht:

Dadurch erhalten an sich symbolische Buchstabenzeichen eine ikonische oder indexikalische Funktion, und die Diskrepanz zwischen beiden Codesystemen wird reduziert. Schrift wird in zunehmendem Maße zum Bild. (STÖCKL 1998a: 86)⁴

Zweifellos muss man im heutigen typographischen Gestalten von der **ikonischen Typographie** (SAHIHI/BAUMANN 1987: 89 ff.) als einem der Belege für den sog. **iconic return** (ASSMANN 2004: 306) sprechen. Das Letztere ist als eine Rückkehr zum piktoriellen Schreiben zu verstehen, in dem die heutigen Schriftzeichen ihren Anfang hatten. Diese Tendenz macht sich in der Werbetypographie bemerkbar, wobei bestimmte Übergangsstadien in der Rückkehr zum Piktoriellen gelten.⁵

Durch ein vorgetäushtes Aufkleben, Stanzen, Hervorheben und Aufreißen der Schrift entstehen in der Werbung quasi dreidimensionale Figuren. Ein Beispiel einer solchen Schriftgestaltung befindet sich in der Anzeige für die Fachzeitschrift „Auto Zeitung“ (s. Abb. 1). Um Glaubwürdigkeit zu erwirken und das Vertrauen der Autobesitzer zu gewinnen, erscheint der Zeitungstitel im wohlbekannten Emblem der Automarke auf der Heckklappe. Dies ermöglicht die Doppeldeutigkeit des Slogans „Auto Zeitung. Starke Marke“ und aktiviert den Prozess der Merkmalsübertragung: Die mit dem glänzenden Emblem ausgezeichnete Fachzeitschrift wird mit dem wunderbaren Auto, eben mit der „starken Marke“, gleichgesetzt und somit aufgewertet. Außer oder gerade dank der ikonischen Schriftdimension assoziiert man eine gewisse Tastempfindung beim Anfassen eines solchen Emblems. Eine derartige **Synästhesie** bringt den Rezipienten sehr nah an die Realität, so dass die Werbesituation wegen der berührbaren Inszenierung in der Tat überzeugend wirkt.

⁴ Vgl. zur Werbetypographie STÖCKL 2008.

⁵ In einer anderen Arbeit habe ich fünf Kategorien des typographischen Wandels in der Werbung von der *assoziativen Bildhaftigkeit* zur *inhaltlichen Bildlichkeit* unterschieden (vgl. OPILOWSKI 2006: 127 ff.): Schriftarten, Schriftodynamik, Schrift als Bild, Schrifträumlichkeit und Bild als Schrift.



Abb. 1. Typographische Schrifträumlichkeit
(Werbung für „Auto Zeitung“)

2. INHALTLICHE ASPEKTE DER BILDLINGUISTIK

Bei einer inhaltlichen Ausschöpfung des Sprachpotentials lassen sich folgende Gebiete umreißen, die insofern zum Gegenstand der Bildlinguistik gehören. Das sind vornehmlich die *Bildhaftigkeit von Metaphern, Phraseologismen und anschaulichen Formulierungen, Remotivierung anschaulicher Wortverbindungen* und *Sprache-Bild-Beziehungen*.

2.1. Die Bildhaftigkeit von Metaphern, Phraseologismen und anschaulichen Formulierungen

Ein anschauliches Schreiben oder Sprechen erleichtert den Empfängern das Verstehen einer vermittelten Botschaft, aktiviert die Vorstellungskraft, verkürzt die Textmenge und bringt auf den Punkt die Intention des Schreibers oder Sprechers. Diesen Vorteil kann man durch die Verwendung metaphorischer und phraseologischer Redewendungen und Sprüche erreichen. Sie enthalten **sprachliche Bilder**, denen von der rezeptiven Seite her eine konkrete Bedeutung zukommt. In sprachlichen Texten unterscheidet FIX (2002: 18 f.) *drei Arten der sprachlichen Anschaulichkeit*.⁶ Neben der bildhaften Wortsemantik, der Anschaulichkeit der Form des Sprach- oder Schriftbildes gibt es den „Vorgang der metaphorischen Übertragungen von Inhalten, der als Kernbereich der Anschaulichkeit gilt“ (FIX 2002: 19). Aus kognitiver Sicht stellt sich hierbei die Frage nach tatsächlichen Bildvorstellungen bei metaphorischen und phraseologischen Ausdrücken. FIX (2002: 22) geht dabei mit Recht davon aus, dass lediglich selten gebrauchte oder neue Metaphern eine mentale Bildvorstellung hervorrufen können. Dies geschieht also in den Fällen, wenn der Rezipient Verstehensschwierigkeiten hat und dann seine Vorstellung aktiviert, um vom aktivierten mentalen Bild ein sprachliches Bild abzuleiten.

2.2. Remotivierung anschaulicher Wortverbindungen

Der inhaltliche Blick auf das Bild in der Sprache knüpft an die vorherige Kategorie der Bildhaftigkeit von Metaphern, Phraseologismen und anschaulichen Formulierungen an. Bei der Remotivierung der sprachlichen Anschaulichkeit gibt es indes zwei Möglichkeiten: Remotivierung der Anschaulichkeit in der Sprache durch den **sprachlichen Kontext (Sprachbild-Sprache-Bezug)** und durch den **bildlichen Kontext (Sprache-Bild-Bezug)**, d. h. Bezug zum materiellen Bild.

Bei der *Remotivierung* bzw. der *Remetaphorisierung* (STÖCKL 1998b: 303 ff.) einer phraseologischen oder metaphorischen Wendung durch den *sprachlichen Kontext* wird deren wörtliche Lesart aktualisiert, so dass beide, d. h. die bildhafte und die wörtliche Bedeutung, zum Sinnzusammenhang eines Textes beitragen, wie z. B. in einer Werbung für Gala-Schoko, Dr. Oetker: *Bald in aller Munde ...*

⁶ Ausführliche Untersuchungen zur Anschaulichkeit im Sprachgebrauch sind ebenfalls in STÖCKL 2004 zu finden.

Glauben Sie nicht auch? Die in Medientexten präsenste Strategie der semantischen Remotivierungen kann man als *Doppelswitching* (HEMMI 1994: 48), *Code-switching* (PALM 1995: 62) und *textgestützte Ambiguierung* (EWALD 1998: 332) auffassen. Dem Verfahren des Code-switching bei metaphorischen Phraseologismen schreibt Christine Palm die Funktion der unterhaltenden Attraktivität, des „Lusterlebnisses“ zu:

Besonders die durchsichtigen Metaphorisierungen eignen sich zum provokativen, kreativen Aufbrechen ihrer festen Strukturen, da sich mit dem doppelten Code der freien und idiomatischen Bedeutung hervorragend spielen läßt (Code-switching). Beide Bedeutungsebenen können dabei im gleichen Ko- und Kontext aktualisiert werden, was offenbar bei empfänglichen Naturen zu einem Lusterlebnis führt. (PALM 1995: 62)

Über den Spielraum der sprachlichen Polysemantisierung hinaus weisen BURGER/BUHOFER/SIÄLM (1982: 96 ff.) auf semantische Bedeutungserweiterung durch den *bildlichen Kontext* hin⁷, was im semiotischen Gesamttext ein materielles Bild erfordert (vgl. OPIŁOWSKI 2006: 117 f.; 2009b; 2009c).

Ein Werbebeleg in Abb. 2 verdeutlicht die Remotivierung einer festen Wortverbindung durch den Bildbezug. Der Headline liegt ein Sprichwort „Neue Besen kehren gut“ („etwas am Anfang mit besonderem Eifer machen“) zugrunde und dieses wird abgewandelt. Das ursprüngliche Sprachbild wechselt im Zuge der bildlichen Remotivierung und durch den bildlichen Kontext zum materiellen Bild mit einer persuasiven Funktion.

⁷ Nach BALSILIEMKE (1999: 21 ff.) entsteht dann eine besondere *Text-Bild-Kohärenz* in der Werbebotschaft. Als Gegenpol zur Text-Bild-Kohärenz erscheint die Text-Bild-Inkohärenz, die eine Widerspruchs- bzw. Gleichgültigkeitsrelation zwischen einem Phraseologismus und Werbebild bedeutet. Sie ist in der Werbung als ein frappierender und auf den perceptiven Blickfang ausgerichteter Kohärenzmangel anzutreffen (vgl. ein Beispiel in BALSILIEMKE 1999: 39).



Abb. 2. Remotivierung durch Bildbezug
(Werbebroschüre für öffentliche Versicherungen Sachsen-Anhalt)

2.3. Sprache-Bild-Beziehungen

Die Verknüpfungen, gegenseitige Auswirkungen und funktionale Leistungen des sprachlichen Textes und des Bildes haben neben der Anschaulichkeit von Phraseologismen eine gewisse Untersuchungstradition in angewandter Linguistik. Diesem Forschungsgebiet widmen sich vor allem STÖCKL (1992; 2004), GEIGER/HENN-MEMMESHEIMER (1998), SCHMITZ (2003; 2005a; 2005b) und OPIŁOWSKI (2006; 2009c). Um einen kleinen Umriss möglicher Sprache-Bild-Beziehungen zu geben, stütze ich mich hierbei auf meine Untersuchungen in OPIŁOWSKI (2006:

115 ff). Dementsprechend schlage ich folgende Kategorien in der Interaktion von Sprache und Bild vor:

- *komplementäre Kommentierung* (der sprachliche Text unterstützt das Bild in seiner Botschaft, wobei der Appell und die Information vornehmlich vom Bild stammen),
- *komplementäre Illustrierung* (ein Kommunikat wird im sprachlichen Text ausgedrückt und das begleitende Bild unterstützt perzeptiv und ästhetisch den Gesamttext),
- *determinierende Monosemierung* (die zeichenspezifisch polyvalente, offene Bedeutung des Bildes muss vom sprachlichen Text konkretisiert werden),
- *konstituierende Polysemierung* (das Bild weist dem sprachlichen Text eine zusätzliche Lesart zu, was oft bei anschaulichen Wortverbindungen der Fall ist),
- *wechselseitige Determination* (Bild und Sprache beeinflussen einander und erwirken die Kohärenz des Gesamttextes auf einem höheren Niveau; ohne diese Wechselbeziehung ist weder Text noch Bild an sich verständlich).

Diese Zusammenstellung ist gegenüber anderen, weniger prototypischen oder okkasionellen Verknüpfungen offen. Appellative Medientexte, die stets um das Gefallen der Leser und Betrachter kämpfen, verbinden nicht selten einige Typen dieser Verknüpfungen in einem Gesamttext. Dies passiert sehr oft in komplexen Cluster-Texten, die eine merkmalsreiche Multimodalität aufweisen, wie z. B. auf Internetseiten und Titelseiten der Publikumszeitschriften oder in vielfältigen Werbemitteln.

3. EINE INTEGRATIVE PERSPEKTIVE AUF FORM UND INHALT DER SPRACHE UND DES BILDES

In den erläuterten Aspekten der Bildlinguistik durchscheint bisweilen ein integratives Zusammenwirken von Form und Inhalt. Das **Textdesign**, das in letzter Zeit immer mehr Eingang in die bildlinguistische Forschung findet (vgl. ANTOS/SPITZMÜLLER 2007; OPIŁOWSKI 2009a), bietet einen exzellenten Befund für das Ineinandergreifen der formalen und inhaltlichen Aspekte in der Bildlinguistik.

Das Textdesign umfasst ein visuelles Muster, eine Sehfläche (SCHMITZ 2005b), die sich im kontinuierlichen und unveränderlichen Wiederholen der

Typographie, visueller Flächenverteilung und Farben in Text- und Bildelementen verfestigt. Von der Inhaltsseite her entsteht ein Textdesign als eine übergeordnete, argumentative Strategie, die sich aus einer besonderen Sprache-Bild-Beziehung oder im Darbieten gleicher Bedeutungen im sprachlichen Text und im Bild ergibt. Beim erfolgreichen Textdesign fügen sich also ähnliche Inhalte einzelner Textexemplare in das visuelle Muster ein, die in globaler Sicht einen bildlichen und sprachlichen **Diskurs von Sprache und Bild** schaffen.⁸ Um die Etablierung und rezeptive Erkennbarkeit des Textdesigns bemühen sich insbesondere führende Anbieter der Publikumszeitschriften, Produktmarken und sonstiger globaler Unternehmen, die ihre Präsenz, ihr Angebot sowie ihre Leistungen im Gedächtnis bewährter und neuer Empfänger verankern wollen. Derartige Text- und Bildinhalte begleiten dann z. B. in der Werbung eine übergeordnete Strategie der Beeinflussung einer Rezipientengruppe, gewährleisten mit anderen Marketingmitteln die Produktvermarktung und -positionierung und im Endeffekt einen dauerhaften Produktabsatz.

4. GEGENWART UND ZUKUNFT DER BIDLINGUISTIK

Die Bildlinguistik vermittelt zwischen der Text- und Medienlinguistik. Sie greift auf und führt weiter ikonische Aspekte in der linguistischen Textproduktion und -rezeption aus der Textlinguistik einerseits und ist ein Teilbereich der Medienlinguistik andererseits. Im Mittelpunkt steht das sprachliche nonverbale oder verbale Handeln und dessen bildhafte, ikonische und piktoriale Kapazitäten. In der Text- und Bildpraxis wirken beide Zeichenressourcen in einer kohärenten unzertrennbaren Semiose zusammen (vgl. SCHMITZ 2010: 3). So lässt sich bisweilen z. B. in der ikonischen Schriftgestaltung eine Grenze zwischen Sprache und Bild als Zeichen nicht mehr ziehen (vgl. STÖCKL 2008: 26). Auf der anderen Seite, wie z. B. in Sprache-Bild-Bezügen, sind Sprache und Bild als getrennte Zeichen wahrnehmbar, jedoch stiften sie einen Sinnzusammenhang, eine Botschaft des

⁸ Von einem wahrnehmungsbezogenen Gesichtspunkt aus fällt das formale Textdesign jedem Rezipienten als erstes Identifikationsmerkmal einer Text- und Bildreihe auf. Damit sich ein inhaltliches Textdesign herausbildet und als solches in der kollektiven Erinnerung präsent ist, benötigt man aufgrund der Zeichenspezifik von Sprache und Bild ein längeres mediales Einblenden einer inhaltlichen Argumentation und Information. Diese Bedingtheiten verdeutlicht BISHARA (2007: 130 ff.) am Beispiel der Lucky-Strike-Kampagne, in der die Selbstreferenz, Metasprache, Rätselhaftigkeit und Abgehen von einer idealisierten Werbewelt das inhaltliche Text- und Bild-design ausmachen.

Gesamttextes erst auf einem höheren Niveau ihrer Interaktion (vgl. STÖCKL 2004: 254; OPIŁOWSKI 2006: 118). Einzelne Gebiete der Bildlinguistik haben gezeigt, dass nicht nur eine Vielfalt möglicher Interaktionsfelder besteht, sondern dass jedes Zeichensystem unerwartete Momente, unerwartete Potentiale in einem anderen entfacht und dabei zur pragmatischen Bereicherung des jeweiligen Zeichensystems beiträgt.

Zu einer Entwicklung der Bildlinguistik benötigt man die Integration linguistischer und bildwissenschaftlicher Beschreibungsinstrumente, damit man die Wirkungsweise und potentielle Auswirkungen der Partnerschaft von Sprache und Bild ausschöpft. Sicherlich wurden in diesem Beitrag nicht alle möglichen Aspekte dargestellt, deshalb erfordert die praxisorientierte Bildlinguistik weitere, auch interkulturell angelegte Erforschung von Sprache und Bild. Die pragmatischen Untersuchungen müssen sich aber nicht unbedingt auf appellative Medientexte beziehen, obwohl deren persuasiver Zweck kreativere und aufwendigere Zeichenprozesse im Vergleich mit anderen Textsorten erwarten lässt. Das wäre jedoch ein guter Ansatzpunkt für interne Vergleiche einzelner Textgenres, die man auf Anwendung und Erschöpfung von Sprache-Bild-Gefügen hin untersuchen kann.

Literatur

- ANTOS, Gerd/SPITZMÜLLER, Jürgen (2007): *Was bedeutet Textdesign? Überlegungen zu einer Theorie typographischen Wissens*. In: ROTH/SPITZMÜLLER (Hgg.), 35–48.
- ADAMZIK, Kirsten (2004): *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Tübingen.
- ASSMANN, Jan (2004): *Die Frühzeit des Bildes – Der altägyptische iconic turn*. In: MAAR/BURDA (Hgg.), 304–322.
- BALSЛИЕМКЕ, Petra (1999): *Der Kunde ist König! Zur Verwendung von Phraseologismen in der Anzeigenwerbung*. In: BAUR/CHLOSTA/PIIRAINEN (Hgg.), 19–46.
- BALSЛИЕМКЕ, Petra (2001): *Da sieht die Welt schon anders aus. Phraseologismen in der Anzeigenwerbung: Modifikation und Funktion in Text-Bild-Beziehungen*. Hohengehren.
- BARZ, Irmhild/FIX, Ulla/LERCHNER, Gotthard (Hgg.) (2002): *Das Wort in Text und Wörterbuch*. Stuttgart, Leipzig.
- BAUR, Rupprecht S./CHLOSTA, Christoph/PIIRAINEN, Elisabeth (Hgg.) (1999): *Wörter in Bildern - Bilder in Wörtern. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis (= Phraseologie und Parömiologie 1)*. Hohengehren.
- BISHARA, Nina (2007): *Selbstreferenz in der Werbung: Opake Text- und Bildgestaltung*. In: ROTH/SPITZMÜLLER (Hgg.), 125–142.

- BRINKER, Klaus (2005⁶): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.
- BURGER, Harald/BUHOFFER, Annelies/SIALM, Ambros (1982): *Handbuch der Phraseologie*. Berlin etc.
- DIEKMANN-SHENKE, Hajo/KLEMM, Michael/STÖCKL, Hartmut (Hgg.) (2010): *Bildlinguistik*. Berlin.
- EWALD, Petra (1998): *Zu den persuasiven Potenzen der Verwendung komplexer Lexeme in Texten der Produktwerbung*. In: HOFFMANN/KESSLER (Hgg.), 323–350.
- FIX, Ulla/WELLMANN, Hans (Hgg.) (2000): *Bild im Text – Text im Bild* (= Sprache – Literatur und Geschichte 20). Heidelberg.
- FIX, Ulla (2002): *An-schauliche Wörter? Wörter im Dienste der ‚Bildhaftigkeit‘, ‚Bildlichkeit‘, ‚Bildkräftigkeit‘, ‚Sinnlichkeit‘, ‚Lebendigkeit‘, ‚Gegenständlichkeit‘ von Texten*. In: BARZ/FIX/LERCHNER (Hgg.), 9–22.
- GEIGER, Susi/HENN-MEMMESHEIMER, Beate (1998): *Visuell-verbale Textgestaltung von Werbeanzeigen. Zur textlinguistischen Untersuchung multikodaler Kommunikationsformen*. In: Kodikas/Code. Ars Semeiotica 21, No. 1–2, 55–74.
- HACKL-RÖSSLER, Sabine (2006): *Textstruktur und Textdesign. Textlinguistische Untersuchungen zur sprachlichen und optischen Gestaltung weicher Zeitungsnachrichten*. Tübingen.
- HEINEMANN, Margot/HEINEMANN, Wolfgang (2002): *Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs*. Tübingen.
- HELD, Gudrun (2008): *Der Raum als Traum – ein Blick auf intersemiotische Gestaltungsstrategien und ihre Realisierung in globalen Kampagnen der Tourismuswerbung*. In: HELD/BENDEL (Hgg.), 149–172.
- HELD, Gudrun/BENDEL, Sylvia (Hgg.) (2008): *Werbung – grenzenlos. Multimodale Werbetexte im interkulturellen Vergleich*. Frankfurt a. M. u. a.
- HEMMI, Andrea (1994): *Es muß wirksam werben, wer will nicht verderben. Kontrastive Analyse von Phraseologismen in Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung* (= Züricher Germanistische Studien 47). Frankfurt a. M.
- HOFFMANN, Michael/KESSLER, Christine (Hgg.) (1998): *Beiträge zur Persuasionsforschung. Unter besonderer Berücksichtigung textlinguistischer und stilistischer Aspekte* (= Sprache – System und Tätigkeit 26). Frankfurt a. M.
- MAAR, Christa/BURDA, Hubert (Hgg.) (2004): *Iconic turn. Die neue Macht der Bilder*. Köln.
- OPIŁOWSKI, Roman (2006): *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive*. Frankfurt a. M. u. a.
- OPIŁOWSKI, Roman (2009a): *Das strategische Textdesign im Diskurs als Konstruktionsprinzip der Werbekampagnen*. In: tekst i dyskurs – Text und Diskurs (Warszawa) 2, 107–121.

- OPIŁOWSKI, Roman (2009b): *Transsemiotische Interaktionen von Sprache und Bild*. Wrocław (im Druck).
- OPIŁOWSKI, Roman (2009c): *Getrennt oder zusammen? Isolation und Interaktion von Sprache und Bild in der Printwerbung*. Szczecin (im Druck).
- PALM, Christine (1995): *Phraseologie. Eine Einführung*. Tübingen.
- RIESEL, Elise/SCHENDELS, Evgenija (1975): *Deutsche Stilistik*. Moskau.
- ROTH, Kersten Sven/SPITZMÜLLER, Jürgen (Hgg.) (2007): *Textdesign und Textwirkung in der massenmedialen Kommunikation*. Konstanz.
- SAHIHI, Arman/BAUMANN, Hans D. (1987): *Kauf mich! Werbe-Wirkung durch Sprache und Schrift*. Weinheim u. a.
- SCHMITZ, Ulrich (2003): *Lesebilder im Internet. Neue Koalitionen und Metamorphosen zwischen Text und Bild*. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 13, H. 3, 605–628.
- SCHMITZ, Ulrich (2005a): *Blind für Bilder. Warum sogar Sprachwissenschaftler auch Bilder betrachten müssen*. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 69, 187–227.
- SCHMITZ, Ulrich (2005b): *Sehflächen lesen*. In: Der Deutschunterricht 4, 2–5.
- SCHMITZ, Ulrich (2010): *Sehflächenforschung. Eine Einführung*. Verfügbar über: <http://www.linse.uni-due.de/linse/publikationen/sehflaechenforschung.php> (Zugriff am 14.04.2010).
- STÖCKL, Hartmut (1992): *Der „picture relation type“ – ein praktischer Analysemodus zur Beschreibung der vielfältigen Einbettungs- und Verknüpfungsbeziehungen von Bild und Text*. In: Papiere zur Linguistik 46, H. 1, 49–61.
- STÖCKL, Hartmut (1998a): *(Un-)Chaining the floating image. Methodologische Überlegungen zu einem Beschreibungs- und Analysemodell für die Bild/Textverknüpfung aus linguistischer und semiotischer Perspektive*. In: Kodikas/Code. Ars Semeiotica 21, No. 1–2, 75–98.
- STÖCKL, Hartmut (1998b): *Alles Müller oder was? – Nicht immer, aber immer öfter. Werbliche Persuasion als Vermittler zwischen öffentlichem und privatem Diskurs*. In: HOFFMANN/KESSLER (Hgg.), 293–309.
- STÖCKL, Hartmut (2004): *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text*. Berlin.
- STÖCKL, Hartmut (2008): *Werbetypographie – Formen und Funktionen*. In: HELD/BENDEL (Hgg.), 13–36.

LINGWISTYKA OBRAZU – ZAŁOŻENIA, ASPEKTY, ZADANIA**Streszczenie**

Obraz jako składnik tekstów multimedialnych jest traktowany w lingwistyce jako zdarzenie poboczne. Jednak dzisiejsze teksty drukowane i cyfrowe o charakterze komercyjnym nie tylko permanentnie używają języka i obrazu do budowania swoich komunikatów oraz wypełniania funkcji perswazyjnej, ale zespalają te oba kody semiotyczne w jedną całość. Analiza lingwistyczna dowolnego tekstu multimedialnego musi uwzględnić funkcjonalne, strukturalne oraz argumentacyjne połączenie języka i obrazu. Dlatego autor proponuje prowadzenie lingwistycznych analiz tekstów multimodalnych w ramach dyscypliny „lingwistyka obrazu” z punktem ciężkości na działaniu językowym. Jako pola formalne lingwistyki obrazu zostały przedstawione: struktura tekstu, ikoniczność w języku oraz typografia pisma, natomiast w aspekcie znaczeniowym – obrazowość metafor, frazeologizmów i sformułowań obrazowych, remotywacja obrazowych związków wyrazowych oraz korelacje języka i obrazu. Połączenie formalnych i znaczeniowych aspektów lingwistyki tekstu zostało zaprezentowane na przykładzie designu tekstu.

Rezensionen und Berichte

„Das Perfekt und das Imperfekt tranken Sekt“:
Christian Morgensterns *Galgenpoesie* in einer neuen Sammlung*

Christian Morgenstern: *Die Galgenlieder*. Hg. v. Gerd Haffmans. 3. Aufl. Jubiläumsausgabe. Frankfurt a. M.: Haffmans Verlag bei Zweitausendeins, 2007, 320 S.

„Wenn ich aber tot sein werde, so tut mir die Liebe und kratzt nicht alles hervor, was ich je gesagt, geschrieben oder getan. Glaubet nicht, dass in der Breite meines Lebens das liegt, was euch wahrhaft dienlich sein kann.“ Und an anderer Stelle nannte der Dichter „die wichtigsten Daten meines Lebens: Geburt, Tod der Mutter, Friedrich Kayßler [Schauspieler und Morgensterns ‘Lebensfreund’], Nietzsche, meine Frau, Rudolf Steiner [Begründer der Anthroposophie]“.

Christian Morgenstern, dessen Leben die Friedensphase von 1871 bis 1914 in fast symbolischer Vollkommenheit umspannt, hat Gedichte und Geschichten, Szenen, Essays, Buch- und Theaterrezensionen, Aphorismen, Epigramme, Sprüche und Fragmente geschrieben. Zu seinen Lebzeiten sind allein 15 verschiedene Gedichtsammlungen veröffentlicht worden. Aber während sein ‘seriöses’ Werk heute weitgehend vergessen ist, begründete sein ‘humoristisches’ Werk, diese „zwei, drei Büchlein“, die er nur als „Beiwerkchen, Nebensachen“ ansah, seinen bis heute andauernden Ruhm: *Die Galgenlieder* (1905), die durch ihre innovative, originelle Art der Nonsens-Poesie in erstaunlich wendiger Reimtechnik eine Sonderstellung in der deutschen Literatur einnehmen, der *Palmström-Zyklus* (1910), der den bizarren Ton der *Galgenlieder* fortsetzt, und die aus dem Nachlass stammenden Gedichtsammlungen *Palma Kunkel* (1916) und *Der Gingganz* (1919). Denn was ist dem ‘Gelegenheitsdichter’ Morgenstern, der fleißig jede Gedicht-Gelegenheit nutzte, hier gelungen? Die Einschmelzung der Welt in ein Spiel,

* Diese Rezension erschien ursprünglich in „Die Berliner Literaturkritik“ vom 10.05.2007. (Anm. der Redaktion)

in ein Spiel der Worte, in dem die Welt einzig neu zusammengefügt werden kann. Und das schon zu einem Zeitpunkt, bevor die expressionistischen Programme zur Neuordnung der Welt verfasst wurden. Damit steht die Lyrik Morgensterns in genauer epochaler Entsprechung zu den Bildern Paul Klees, in denen diese spielerische Überführung der Welt ins Artefakt ebenfalls restlos glückte.

Eine Neuausgabe dieser vier Gedichtsammlungen, ergänzt durch die *Vier Legendchen* und eine Auswahl der *Zeitgedichte* sowie durch drei Briefe des Autors, in denen er über seine *Galgenlieder* Auskunft gibt, ist jetzt in Haffmans Verlag bei Zweitausendeins in handlichem Format erschienen, ein Büchlein, bequem in die Tasche zu stecken und unterwegs darin zu blättern. Diese Ausgabe wird – da kann man sicher sein – viele neue Morgenstern-Freunde gewinnen.

Die *Galgenlieder* hatte Morgenstern seinerzeit dem „Kinde im Manne“ gewidmet und als Motiv mit dem Nietzsche-Wort versehen: „Im echten Manne ist ein Kind versteckt: das will spielen.“ Damit ist schon die Höhe des geistigen Anspruchs markiert. Die geistige Tendenz steckt dann das zweite Motto, ein Vierzeiler, ab:

Lass die Moleküle rasen,
was sie auch zusammenknobeln!
Lass das Tüfteln, lass das Hobeln,
heilig halte die Ekstasen!

Auch der mit der Welt Spielende ist eingebunden in die große ekstatische Gebärde. Es verwundert nicht, dass schon in den *Galgenliedern* das absolute Gedicht dadaistischer Prägung begegnet (*Das große Lalula*), ja dass das Gedicht auf die Abstraktionsstufe des rhythmischen Zeichens und von dieser auf einen realen Bewegungsvorgang reduziert wird (*Fisches Nachtgesang*). Die Konkretisierung, Materialisierung und Personifizierung von Abstrakta ist ein häufiges Galgenlieder-Spiel. So in *Unter Zeiten*:

Das Perfekt und das Imperfekt
tranken Sekt.
Sie stießen aufs Futurum an
(was man wohl gelten lassen kann).
Plusquamper und Exaktfutur blinzten nur.

Die Wörter sprießen wie die Triebe von Pflanzen und bringen in fast vegetativer Zartheit neue Wörter und diese eine neue Welt hervor.

Morgenstern hatte für seinen Berliner Freundes- und Stammtischkreis, den „Bund der Galgenbrüder“, 1895 die ersten *Galgenlieder* gedichtet. Die skurrile Bezeichnung entstand bei einer Wanderung der Zechbrüder zum Galgenberg nach Werder bei Potsdam. Als die grotesken Verse im Berliner Kabarett „Überbrettli“ mit großem Erfolg vorgetragen wurden, entschloss sich der Autor dann auch zu ihrer Veröffentlichung. Im Mittelpunkt des Verszyklus steht der Galgen, von dem aus man, dem Autor zufolge, die Welt ganz anders sieht. Um ihn versammelt sich bei Nacht eine irrealer Gespensterwelt. Die Unsinnswelt der singenden Galgenbrüder und der Henkersmaid Sophie bevölkern phantastische Kreaturen aus absurden Wortkombinationen und personifizierte abstrakte Begriffe. Herausgeber der *Galgenlieder* ist der fingierte Lic. Dr. Jeremias Müller, der ein kompliziertes „Zwischenwort als Nachwort zur Vorbemerkung“ verfasst hat. Seine Einleitung mit absurden Schachtelsätzen und ellenlangen Wörtern ist eine gelungene Parodie auf die blasierten Vorworte germanistischer Bildungsphilister.

In diese *Galgenlieder*-Welt treten in den folgenden drei Gedichtbänden Figuren, die von einer fast mythischen Aura umgeben sind, Spielfiguren, deren Irrealität von höchster, unzerstörbarer ‘Wirklichkeit’ ist:

Palmström reist, mit einem Herrn v. Korf,
in ein sogenanntes Böhmisches Dorf.
Unverständlich bleibt ihm alles dort,
von dem ersten bis zum letzten Wort.
Auch v. Korf (der nur des Reimes wegen
ihn begleitet) ist um Rat verlegen.
Doch just dieses macht ihn blass vor Glück.
Tiefentzückt kehrt unser Freund zurück.
Und er schreibt in seine Wochenchronik:
Wieder ein Erlebnis, voll von Honig!

Palmström kann das, was die redensartlichen „böhmischen Dörfer“ sind, wirklich erleben. Wie ein Kind schafft er sich im Spiel eine eigene Welt, indem er die Dinge der wirklichen Welt aus ihren Zusammenhängen löst und sie in eine neue Welt, in eine sprachliche Eigenwelt stellt. Er verleiht den Dingen neue Bedeutungen – und mit diesen Bedeutungen spielt er. Die Erlebnisse des ‘Kauzes’ Palmström und seines Begleiters Korf, der nur im Geiste existiert, sind „Scherz,

Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, um den Titel einer Komödie Christian Dietrich Grabbes zu zitieren. Die beiden Hauptfiguren geben einfach die Sprache auf, lernen „das Wetter-Wendische“, kaufen sich Windhosen und wirbeln nun „quer und kreuz über Festland und Meer“ (*Die Windhosen*). In Gebieten der Windstille schafft aber Palmström Abhilfe durch den Bau einer „Riesenzentrifuge“ (*Der Weltkurort*). Sie sind einsam, meiden die Menschen und die bürgerliche Gesellschaft. Die zurückgezogen lebende Palma Kunkel in der gleichnamigen dritten Gedichtsammlung ist eine Geistesverwandte Palmströms, der aus Ehrfurcht vor dem Schönen nicht in sein rotes Taschentuch zu schnäuzen wagt, und Korfs, der nichtexistent ist im Eigensinn bürgerlicher Konvention. Dagegen ist *Der Gینگanz*, die vielleicht berühmteste Wortbildung Morgensterns, entstanden durch Zusammenrückung zweier syntaktisch benachbarter und durch Alliteration dazu einladender Wörter („ich ging ganz in Gedanken hin“), die nach des Dichters eigenen Worten „Ideologe“, einen spielenden Denker, bedeuten soll.

Damit ist Morgensterns Miniatur-Kosmos abgesteckt. Figuren, die Geist, nichts als Geist sind. Morgenstern schuf sie, in einer poetischen Gegen-Welt, die, spielerisch, die Welt als solche und ihre Schrecken aufwiegt. Morgensterns grotesk-scurriles Spiel mit der Sprache im Dienste der Verfremdung hat seine unwiderstehliche Anziehungskraft bis heute nicht verloren.

KLAUS HAMMER

Politechnika Koszalińska / Akademia Pomorska w Słupsku

**Der tote Jude und das Schild:
Sonja Hilzinger hat eine eindringliche Biografie
über Elisabeth Langgässer geschrieben***

Sonja Hilzinger: *Elisabeth Langgässer. Eine Biografie*. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2009, 498 S. mit 20 s/w-Abbildungen

Wer kennt diese Kurzgeschichte mit dem Titel *Saisonbeginn* nicht? Am Ortseingang des Kurortes in den Bergen stehen sie beide nebeneinander: der gekreuzigte Jude Jesus und das Schild, dessen Aufschrift erst im letzten Satz enthüllt wird: „In diesem Kurort sind Juden unerwünscht.“ Kreuzigung und Judenverfolgung in der Nazizeit werden in Parallelität gesetzt. Dieser Ort ist ein modernes Golgatha, eine Hinrichtungsstätte. Was ist aus der christlichen Botschaft in der Zeit der Judenverfolgung geworden? Das Juden-unerwünscht-Schild ist wie eine Verhöhnung des leidenden Jesus. Dieser wird zwar verehrt, aber seine Liebesbotschaft ignoriert. Er leidet Schmerzen am Kreuz und wird zusätzlich verhöhnt durch das Schild, auf das er ständig sehen muss. In der Reaktion der Dorfbewohner auf das Schild kommt die Reaktion vieler Deutscher auf die Judenverfolgung zum Ausdruck.

Nach 1945 galt die Autorin dieser Kurzgeschichte – sie erschien in der Prosa-Sammlung *Torso* (1947) –, Elisabeth Langgässer, als eine typische Vertreterin der deutschen Nachkriegsliteratur. Als NS-Verfolgte (Halb-Jüdin) schrieb sie in einem Pessimismus oder Realismus, der die Shoa immer im Hintergrund, oft auch als Thema hatte. Dabei sparte sie nicht an Kritik an den Autoren der inneren Emigration und an ihrer eigenen Haltung in der NS-Zeit, die sie als „Tändeln mit Blumen und Blümchen über dem scheußlichen, weit geöffneten, aber eben mit diesen Blümchen überdeckten Abgrund der Massengräber“ bezeichnete. Aber schon zu ihren Lebzeiten wurde sie vielfach verkannt und war wiederholten Angriffen ausgesetzt. Ihr religiöses Welterleben, das das Wesen des Menschen von Sünde und Gnade, Verführung und Erlösung bestimmt sieht, schränkt doch den Rezipientenkreis weitgehend ein. Der Leser hat im Symbolwert der Welt der Natur und der Dinge die Handlung der großen Zusammenhänge

* Diese Rezension erschien ursprünglich in „Die Berliner Literaturkritik“ vom 10.09.2009 und ist auch unter der Adresse <http://www.berlinerliteraturkritik.de/detailseite/artikel/neue-biografie-elisabeth-langgaesser.html> zugänglich. (Anm. der Redaktion)

wahrzunehmen, eine Doppelschichtigkeit, die den Texten der Langgässer eine heilsgeschichtliche Dimension gibt, die gemäß der geschichtsphilosophischen Vorstellungswelt der Dichterin auch ihre fragwürdige Seite hat. Nicht als freies selbstverantwortliches Individuum ist der Mensch in die Welt gestellt, sondern als prädestinierte Marionette auf dem Welttheater zwischen Gott und Satan. Es war gerade ihr theologisch-geschichtsphilosophisches Weltbild, das sie in ein für ihre Zeit bezeichnendes Dilemma geführt hat.

Die Literaturwissenschaftlerin Sonja Hilzinger, die bereits Biographien von Anna Seghers, Inge Müller und Christa Wolf verfasst hat, schreibt nicht die erste Lebensgeschichte über Elisabeth Langgässer, aber es ist die bisher materialreichste, gründlichste und ergiebigste. Langgässer hat selbst in einem ihrer Briefe gesagt, sie sei eine der Stillen im Lande, aber so wie ihre dichterische Welt eine ausgesprochen kämpferische und dramatische ist, die so gut wie keine Idyllen kennt, so ist auch ihr Lebensschicksal hochdramatisch: ihr Aufwachsen in der rheinhessischen Landschaft, die spannungsreiche Parallelität ihrer Entwicklung mit der von Anna Seghers, ihre exemplarische deutschjüdische Familiengeschichte in der NS-Zeit, ihre Konflikte, Widersprüche, ihre Umstrittenheit – und das vermag die Biographin Sonja Hilzinger auch überzeugend dem Leser zu übermitteln. Vieles im Leben und Schaffen der Schriftstellerin war auch ihrer Biografin unverständlich, fremd, erschreckte sie geradezu. Aber sie wollte sich – so schreibt sie im Vorwort – als Biografin „auf ihre Seite stellen und alles tun, sie zu verstehen und verständlich zu machen“. So führte Hilzinger parallel zur Biografie ein Arbeitstagebuch, um „Gefühle wie Wut und Entsetzen, das Nachspüren eigener Verdrängungen und Momente unerwarteter Nähe“ festzuhalten und darüber zu reflektieren. Schade eigentlich, dass diese persönlichen Reflexionen nicht stärker in die Biographie eingebracht wurden, aber es ging ihr ja um eine an den Fakten und Dokumenten – weniger an Mutmaßungen und fiktiven Überlegungen – orientierte Darstellung. Indem sie die Biografie Langgässers in die Familien-, Zeit- und Literaturgeschichte einbettete und ihre „Innenwelten“ zu erhellen suchte, wollte sie das Exemplarische dieses Lebens verdeutlichen: Hilzinger folgt den Lebensstationen Langgässers und damit „dessen Bewegungsgesetz, am Ende zu den Anfängen zurückzukehren, ein Lebenszyklus im wahrsten Sinne des Wortes“ – und das Zyklische war ja auch Langgässers literarisches Kompositionsprinzip. Dabei diente ihr die kommentierte Briefausgabe, die Elisabeth Hoffmann, die Enkelin Langgässers, zusammengestellt hat, als unentbehrliche Grundlage für ihre „biographische Erzählung“, wie sie dennoch

ihre Biografie bezeichnet. Die Zitation beispielhafter Textpassagen – nicht nur aus den Briefen – bietet dem Leser einen unmittelbaren Zugang zu einem Werk, das aus unserem Bewusstsein zu fallen droht, doch paradigmatisch deutsche Geschichte und deutsche Schicksale vorführt.

Elisabeth Langgässer, Tochter eines konvertierten Juden, unterrichtete nach dem Studium an verschiedenen Schulen. 1928 brachte sie ein uneheliches Kind – Cordelia – zur Welt und gab den jüdischen Vater des Kindes an, ohne zu ahnen, dass Cordelia später nach den NS-Rassengesetzen als Volljüdin gelten und in immer bedrohlichere Situationen geraten wird. Im Kreis um die Zeitschrift „Die Kolonne“ betätigte sie sich als freie Schriftstellerin und Hörspielautorin. 1931 wurde sie für ihre Erzählung *Proserpina. Welt eines Kindes* mit dem Literaturpreis des Deutschen Staatsbürgerinnen-Verbandes ausgezeichnet. Es folgten ihre *Tierkreisgedichte* (1935), ein Zyklus von christlich inspirierten Naturgedichten, die Welt und Kosmos als göttlich durchflutete, erlösungssuchende Sphäre darstellen, und der erste Roman *Der Gang durch das Ried* (1936), der die Suche eines Schuldbelasteten nach Erlösung von der Sünde und die Rückkehr ins Leben beschreibt.

1936 – kurz nach der Heirat mit dem Philosophen Wilhelm Hoffmann – wurde das für so genannte Halbjuden herrschende Publikationsverbot über sie verhängt. Schwer krank wurde sie 1944 als Zwangsarbeiterin verpflichtet. Im gleichen Jahr war ihre Tochter Cordelia nach Theresienstadt deportiert worden. Seit 1948 mit der Familie wieder im heimatlichen Hessen ansässig, avancierte sie in ihren letzten Lebensjahren zu einer gefragten und aufgrund ihrer theologischen Position umstrittenen Autorin. Anna Seghers, die emigrierte Jüdin und Kommunistin, und Elisabeth Langgässer, die im Dritten Reich als „Halbjüdin“ bedrohte Katholikin, galten damals als Repräsentantinnen der äußeren und inneren Emigration. Postum wurde ihr 1950 der Georg-Büchner-Preis verliehen.

Ihr bedeutendster Roman ist zweifellos *Das unauslöschliche Siegel* (1947) – und ihm widmet Hilzinger auch ihre besondere Aufmerksamkeit. Durch die symbolisierende Erzähltechnik besitzt der Roman eine labyrinthische Struktur. Diese Struktur spiegelt das Labyrinthische der Zeit, bedarf aber andererseits der durchlaufenden Kommentierung der Dichterin, die allerdings eingestehen muss, dass sie bei dem Versuch, ihre Zeit darzustellen, gescheitert sei. Die drei Bücher des Romans werden von zwei erläuternden Partien, „Proszenium“ und „Epilog“, gerahmt. Im „Proszenium“, also vor Einsetzen der Handlung, erfolgt der Eintritt in den Raum des Romans. Das Haus Mundus wird ausdrücklich als „wahrhaftes

Labyrinth“ bezeichnet. Hermes, der Totenführer, ist sein Besitzer, Chronos, die Zeit, die ihre eigenen Kinder frisst, sein Auktionar. Schauplatz des Romans ist also die dem Tod gehörende und der Zeit verfallene Welt. In ihr vollzieht sich das Schicksal von Herrn Belfontaine, eines Juden aus gutbürgerlichen Kreisen. Seine Erfahrungen werden mit denen seiner Verwandten und Freunde verwirrend kunstvoll verknüpft. Der dauernde Wechsel der einzelnen Schauplätze – in Deutschland und Frankreich – sowie der dauernde Wechsel der Zeitebenen – des Ersten Weltkrieges und der 1920er Jahre – ermöglicht die symbolische Auslegung sowie die Übertragung der Ereignisse in die unmittelbare Gegenwart.

Hilzinger bezeichnet ihn als „christlichen Roman“. Langgässer habe ihr Buch als „Exemplifizierung der christlichen Gnadenlehre mit den Mitteln der Literatur“ verstanden. In der Tat, das ist kein Zeitroman. Im Schicksal Belfontaines wird vielmehr das Leiden des Menschen an seiner Zeitlichkeit schlechthin beschrieben. Belfontaine – das jüdische Schicksal erscheint als Menschenschicksal – ist Hiob, ist Ahasver, der Geschlagene und der Unbehauste, aber er ist auch der trotz aller Wirrsale in Gottes Liebe Geborgene, der in diese Liebe Zurückkehrende. Langgässer will Trost spenden: durch Religion. Erst der „Epilog“ vollzieht die Übertragung auf die unmittelbare Gegenwart. Im Kriegsjahr 1943 sind in einem dörflichen Pfarrhaus vier Männer mit der Reparatur der Verdunkelung beschäftigt. Während eines Luftangriffs gesellen sich drei Feuerwehrleute hinzu. Ihr Alltagsgespräch öffnet sich ins Mythische, aber gerade dadurch wird die vorangegangene Romanhandlung in den gegenwärtigen Alltag zurückgeführt.

Der Laubmann und die Rose. Ein Jahreskreis (1947) enthält dann Mysteriengedichte, die in verschiedenen religiös-symbolträchtigen, zyklisch geordneten Naturbildern das Geheimnis der Schöpfung und der Erlösung behandeln. Sie zeigen – schreibt Hilzinger – „die unerlöste Natur in ihrer Verwandlung, im Durchgang zu einer von heidnischen Resten befreiten und erlösten Über-Natur, dem Reich des Logos, in dem es weder Geburt noch Tod und deshalb auch keine Zeitlichkeit mehr gibt“. Unter dem Eindruck des Weltkriegs schildert der postum erschienene Roman *Märkische Argonautenfahrt* (1950) die Erlebnisse einer schicksalhaft verbundenen, heilsuchenden Gruppe von Menschen während einer Pilgerfahrt. Hier wird das menschliche Leben mit einer Schiffsfahrt verglichen, als die Fahrt der „Argo“, die die suchenden Argonauten zum ersehnten Ziel des Goldenen Vlieses bringen soll. Aber alle scheinbaren Lösungsmöglichkeiten erweisen sich als dämonische und magische Täuschungen, die aus der gefallen Welt aufsteigen. Erst als die irdische Argo scheitert und die Fahrt aus Raum und

Zeit hinausführt, gelangen die Pilger zum wahren Goldenen Vlies, dem sie als gänzlich Verwandelte gegenüber treten. Das Goldene Vlies erweist sich nun als etwas Überirdisches, das von jeder dinglichen Magie befreit ist: die Gnade, das „Haus zu dem Goldenen Vlies“, das die „heile Ordnung“ enthält. Ist das Schreiben hier als Gottesdienst, als Erinnerungsarbeit, als Spuren-Verwischen, als Maskierung zu verstehen?, fragt Hilzinger. In der Erklärung Langgässers ihrer Tochter Cordelia gegenüber, dieser Roman sei „ein Versuch, die verschiedenen deutschen Häresien, die typisch deutschen Sünden in verschiedenen Schicksalen darzustellen“, sieht die Biografin das ins Unkenntliche verallgemeinerte Bekenntnis der Schuld, ihre eigene Tochter nicht bewahrt haben zu können vor Verfolgung, Deportation und Konzentrationslager.

Immer wieder in der Lebensgeschichte Langgässers ist ihre Beziehung zur Tochter Cordelia erörtert worden – und auch Hilzinger wendet sich diesem beklemmenden Kapitel besonders zu. Weil sonst ein Judenstern an der Haustür kleben würde, musste Cordelia damals aus dem Haus. In ihren damaligen Briefen beschönigte die Dichterin die Situation. Langgässer erfuhr 1946, dass ihre Tochter überlebt hatte, aber erst drei Jahre später sahen sie sich wieder. Beide Biographien – die der Mutter wie der Tochter – korrigieren sich gegenseitig. Die rückblickende Perspektive Cordelias wirft doch ein anderes Licht auf Langgässer. Die Berichte der Tochter nutzte dann die Schriftstellerin für ihre literarische Arbeit. Versuchte sie als Schreibende eine emphatische Annäherung an deren Leid? Wollte sie als Schuldige Buße tun und Vergebung erlangen? Aber warum verschwieg sie, dass es sich um die Notizen der eigenen Tochter handelt?

Hier spricht Hilzinger deutliche Worte. Schon die uneheliche Schwangerschaft und die jüdische Herkunft waren für die junge Langgässer Makel, die man am Besten wohl verschwieg. In der weiblichen Familienlinie – bei der Mutter der Dichterin wie auch bei ihr selbst – wiederholte sich nicht nur die uneheliche Schwangerschaft, sondern auch das „Muster“ der Rettung der durch einen Makel „entwerteten“ Frau durch einen Mann, Wilhelm Hoffmann, der sie „trotzdem“ liebt. Ihrem Selbstverständnis als Frau und Katholikin entsprechend ersehnte sich Langgässer einen „priesterlichen“ Mann, der sie, die „gefallene Natur“, erlöst. Dagegen begriff Cordelia, dass sie einer anderen Gemeinschaft, der ihrer jüdischen Mithäftlinge, zugehörte. Sie fand ihre Identität als Überlebende der Shoa, als Jüdin – nicht im religiösen Sinne, sondern in ihrer Zugehörigkeit zu einer Leidensgemeinschaft. Jahrzehnte nach dem Tod der Mutter schrieb Cordelia Edvardson ihre Geschichte auf, in dem Roman *Gebranntes Kind sucht das*

Feuer, in dem sie eine Gegenposition zu Langgässers im *Unauslöschlichen Siegel* vertretenen Auffassung von der „Chimäre der Vernunft“ und der „finsternen Aufklärung“ bezieht.

Langgässers Standpunkt zum Verhältnis Christentum und Judentum wird von Hilzinger kritisch untersucht, Illusionen und Täuschungen der Dichterin werden aufgedeckt, Verwerfungen, die sich da auftun, Befremdliches, was sich da ergibt, werden offen benannt. Die Biografin macht deutlich: Hier haben wir es mit einem Werk zu tun, das gerade in seiner Gebrochenheit nahezu modellhaft für das Schicksal einer ganzen Generation in Deutschland erscheint. Zudem ist die Kenntnis des individuellen Schicksals Langgässers unabdingbare Voraussetzung für ein richtiges, angemessenes Verständnis ihres Werkes. Diese Biografie könnte wesentlich zur Wiederentdeckung Elisabeth Langgässers beitragen.

KLAUS HAMMER

Politechnika Koszalińska / Akademia Pomorska w Słupsku

Ryszard Lipczuk, Przemysław Jackowski (Hgg.): *Sprachkontakte – Sprachstruktur. Entlehnungen – Phraseologismen* (= *Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft* 2). Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2009, 280 S.

Die im Titel und Untertitel des zweiten Bandes der sprachwissenschaftlichen Reihe „Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft“ (StBS) benannten Begriffe sind eng miteinander verbunden. Entlehnungen sind nämlich als Folge der Sprachkontakte und Phraseologismen als Teil der Sprachstruktur zu betrachten. Der neue, 280-seitige Band enthält Beiträge, die sich auf die oben genannten Themenbereiche beziehen. Es werden der deutsche Wortschatz und die deutschen Phraseologismen im Vergleich zu anderen Sprachen kontrastiv untersucht. Darüber hinaus werden die Rolle des Lexikons sowie verschiedene Arten der Versprecher in der deutschen Sprache beschrieben. Die Autoren analysieren auch grammatische Strukturen unter psycholinguistischem Aspekt und untersuchen kontrastiv die Neujahrsansprachen der deutschen und polnischen Staatspräsidenten. Zu jedem Artikel wird eine englische und eine polnische Zusammenfassung gegeben.

Winfried Ulrich (Kiel) stellt in seinem Text *Syntax oder Lexikon? Was steht im Zentrum von Sprachtheorie, Sprachbeschreibung und Sprachdidaktik?* die grundlegende Frage, ob es nicht besser sei, die Semantik und den Wortschatz ins Zentrum der Sprachbeschreibung und der Sprachdidaktik zu stellen. Der Verfasser vertritt die Auffassung, dass man zuerst den Wortschatz lernen solle, um die Sprache zu beherrschen. Es wird auch dargestellt, wie aus kognitiver Sicht neue Wörter erworben werden und es wird die Wichtigkeit der Wortschatzarbeit während des Unterrichts betont. Der Verfasser vertritt dieselbe Auffassung wie der Engländer Michael Lewis und meint, dass die Sprache nicht „lexikalisierte Grammatik“, sondern „grammatikalisierte Lexik“ sei.

Das Ziel des Beitrags *Die Verhaltensweisen des Parsers anhand der Evidenz zur Verarbeitung der syntaktisch ambigen Relativsätze im Englischen, Spanischen, Deutschen und Polnischen* von Jolanta Mazurkiewicz-Sokołowska (Szczecin) ist es, die Verarbeitung von Sätzen aus generativer Perspektive darzustellen. Den Untersuchungsgegenstand bilden hier die Strategien des Parsers (des Satzverstehensmechanismus), die man bei der Verarbeitung von syntaktisch zweideutigen Relativsätzen anwendet. Die Autorin stellt die Ergebnisse der im Englischen und Spanischen durchgeführten Tests zur Verarbeitung von ambigen Relativsätzen bezüglich der Wahl der NP1 und NP2 dar, aus denen man schlussfolgern kann, dass man im Englischen häufiger NP2, also die tiefere Verknüpfung, und im Spanischen NP1, also die höhere Verknüpfung, wählt. Sie weist anhand der analysierten Daten überzeugend nach, dass die späten Zweisprachigen entweder die Strategien der L1 oder der L2 aktivieren und diese Wahl von der aktuellen sprachlichen Umgebung und/oder dem aktuellen Grad der Sprachdominanz abhängig ist. Die frühen Bilingualen aktivieren dagegen sowohl die Strategien der einen als auch der anderen Sprache. Es werden auch einige Beispiele im Deutschen und Polnischen angeführt, die mit dem Verhalten des Parsers zusammenhängen. Die Autorin verweist darauf, dass man die Mehrdeutigkeit von Relativsätzen erreichen kann, wenn der Einfluss der Flexion ausgeschlossen wird. Der Einfluss der Flexion wird neutralisiert, wenn man in den Sätzen Feminina gebraucht (z. B. **die** Freundin/ **der** Studentin/ **die** auf dem Balkon steht; przyjaciółka/ dziewczyny/ która stoi na balkonie). Der Autorin gelingt es, alle Untersuchungsergebnisse und Schlussfolgerungen auf eine übersichtliche Art und Weise zu gruppieren und darzustellen.

Heinz Vater (Köln) beschäftigt sich in seinem umfangreichen Artikel *Versprecher und andere Entgleisungen* mit dem Problem der Versprecher, Verschreiber, Verhörer, Verleser, Verwechslungen/„Übelsetzungen“ und der dichterischen Freiheit. Jede vom Verfasser dargestellte Erscheinung wird in solche Unterklassen wie Metathese, Antizipation, Perseveration, Substitution oder Kontamination eingegliedert. Der Autor vertritt die Auffassung, dass Versprecher ein Anzeichen für den Sprachwandel sein können und dass sie häufig zur Erzielung eines witzigen Effekts eingesetzt werden. Es werden auch Gründe für die Entstehung von sprachlichen Irrtümern analysiert.

In ihrem Beitrag *Die Bezeichnungen „Fremdwort“ und „Lehnwort“ im Kontext der Sprachkontaktforschung* erklärt Gisela Ros (Greifswald), was man unter dem Begriff „Sprachkontakt“ versteht und stellt sowohl die herkömmliche Differenzierung von Fremd- und Lehnwörtern als auch die bisherige Typologie des Lehnguts in Frage, weil Entlehnungen das Resultat verschiedener Integrationsvorgänge sind. Sie bemerkt zutreffend, dass diese zwei Begriffe „Fremdwort“ und „Lehnwort“ in verschiedenen Klassifikationsmodellen unterschiedlich verwendet und interpretiert werden und auch die Kategorisierung bei verschiedenen Autoren unterschiedlich sein kann. Sie führt in ihrem Aufsatz verschiedene Definitionen von Fremd- und Lehnwort an und zeigt die Einstellung einzelner Sprachwissenschaftler zur Abgrenzung von Fremd- und Lehnwort und vom ‘Eigenen’ und ‘Fremden’, so dass sich der Leser einen Überblick über die Fremdwortdiskussion verschaffen kann. Man sollte auf die künstliche Trennung von Fremd- und Lehnwort verzichten und stattdessen den Prozess der Integration nachvollziehen und bei der Untersuchung der Integrationsprozesse auch außersprachliche Faktoren berücksichtigen. Die Autorin betont, dass man in neueren Untersuchungen davon abkommt, den Wortschatz nach etymologischen Kriterien zu beurteilen. Stattdessen neigt man dazu, den Gebrauch des Wortschatzes auf der synchronischen Ebene hervorzuheben.

In dem inhaltsreichen Text von Hermann Bluhme (Antwerpen) *Westeuropäische Lehnwörter im Deutschen* werden geschichtliche Gründe für das Vorkommen von lateinischen (z. B. *Markt, Pfand, Zins*), italienischen (z. B. *Mole, Ries, Firma*), niederländischen (z. B. *Steuer, Staat, Schleuse*) und französischen (z. B. *Marke, Piste, Bluse*) Lehnwörtern in der deutschen Sprache dargestellt. Der Verfasser untersucht das Lehngut in der Seefahrt- und Handelssprache sowie Entlehnungen aus den Bereichen „Stoffe und Kleidung“ und Transport. Er konzentriert sich sowohl auf die Herkunft der Wörter als auch auf die Zeit, in der

die Wörter in der deutschen Sprache zum ersten Mal erschienen. Dabei betont er ausdrücklich die häufige Vermittlungsrolle des Niederländischen. Es werden auch Eigenwörter mit den Lehnwörtern prozentual gegenübergestellt.

Ulrich Drechsel (Szczecin/Greifswald) beschäftigt sich in seinem Beitrag *Funktionsverbgefüge in der deutschen und polnischen Rechts- und Wirtschaftssprache* mit dem Problem der Funktionsverbgefüge (FVG), die einen bedeutsamen Teil der polnischen und deutschen Wirtschafts- und Rechtssprache darstellen. In zweisprachigen Wörterbüchern würden FVG-Konstruktionen nicht ausreichend berücksichtigt, weil es noch zu wenig kontrastive Arbeiten gebe, die das Problem der Funktionsverbgefüge behandeln. Aus den vom Autor angeführten Beispielen geht hervor, dass nicht alle deutschen FVG gleichbedeutende verbale Entsprechungen im Polnischen haben und es bei manchen deutschen FVG nicht immer polnische Entsprechungen gibt, die auch FVG sind. Drechsels Aufsatz ist eine mit vielen Beispielen illustrierte Studie über feste Nomen-Verb-Verbindungen im Polnischen und Deutschen, über bestehende Unterschiede zwischen deutschen FVG-Konstruktionen und ihren polnischen Äquivalenten (dem deutschen FVG *in Abrede stellen* steht z. B. nur das polnische Verb *zaprzeczyć* gegenüber).

Oleksij Prokopczuk (Słupsk) beschäftigt sich in seinem Artikel *Zur Relevanz der Geschehens-Handlungs-Dichotomie im Deutschen* mit der Klassifikation von Sachverhalten und Sätzen. Es wird die Auffassung vertreten, dass nicht nur Verben, sondern auch deutschsprachige Texte für die Untersuchung der Sachverhaltstypen wichtig sind. Der Verfasser untersucht die Verben *geschehen* und *sich ereignen*, indem er ihre Verknüpfung mit Subjekten analysiert, die auf Vorgänge oder Handlungen verweisen. Es werden auch Substantive aufgeführt, bei denen die Unterscheidung zwischen dem Geschehen und der Handlung neutralisiert wird.

Olga Molchanova (Szczecin) beschreibt in ihrem englischsprachigen Text *Some Remarks about Place-Names of South Siberia on the European Maps of 15–16th Centuries* alte Landkarten von Südsibirien und die dort enthaltenen geografischen Namen. Besonders interessiert sich die Autorin für den Kitaya-See, dessen Namen sie hinsichtlich der Herkunft und der Geschichte untersucht. Es werden auch Flüsse erwähnt, die auf verschiedenen Landkarten unterschiedliche Namen tragen. Der Beitrag Molchanovas ist der einzige Text in englischer Sprache, der zudem in starkem Maße landeskundliche Aspekte Südsibiriens berücksichtigt.

In ihrem Beitrag *Germanismen in der polnischen Gaunersprache – einige Bemerkungen zu ihrer Semantik* versucht Katarzyna Kausa (Szczecin) semantische Relationen zwischen den untersuchten Entlehnungen in der polnischen Gaunersprache und ihren analogen Formen in der Quellsprache, also im Deutschen bzw. Jiddischen, darzustellen. Ihr Ziel ist, auf der Grundlage von Andrzej Stasiuks *Mury Hebronu* festzustellen, welche quellsprachlichen Bedeutungselemente übernommen wurden und welche Bedeutungen erst in der Nehmersprache entstanden sind. Die Autorin ordnet das gesamte untersuchte Wortmaterial in folgende Kategorien ein: eine ähnliche Bedeutung wie in der deutschen Standardsprache (z. B. **szychta** ‘Arbeitsschicht’ – Schicht), eine ähnliche Bedeutung wie in der deutschen Umgangssprache (z. B. **klapa** ‘Tür’ – Klappe), das Wort in der Quellsprache existiert nicht mehr (z. B. **flejtuch** ‘Wodka’ – Pflücktuch oder Unflath – *kolesie złopali flejtucha pod papierosa*). Die Autorin führt auch einige Beispiele für Entlehnungen aus dem Rotwelschen und Jiddischen an, z. B. **kić** ‘Gefängnis’ – Rw. Kittchen ‘Gefängnis’. Der Beitrag ist eine kurze Darstellung der von der Autorin im Rahmen ihrer Magisterarbeit durchgeführten Untersuchungen.

Im vorliegenden Band der StBS gibt es auch einige Beiträge, in denen der Phraseologie viel Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Barbara Komenda-Earle (Szczecin) und Sven Staffeldt (Berlin) unternehmen in ihrem Aufsatz *Deutsch-polnische Fingerübungen. Methode und Praxis vergleichender Bedeutungsbeschreibung von Phraseologismen* den Versuch einer fundierten kontrastiven Analyse der Bedeutungen von ausgewählten somatischen Phraseologismen im Polnischen und Deutschen. Die Autoren betonen, dass es bei Untersuchungen solcher Art darum gehe, eine für beide Sprachen gleichermaßen geeignete Methode der Bedeutungsbeschreibung zu finden und anzuwenden. Es werden zuerst ausgewählte deutsche Phraseologismen und dann entsprechende polnische Phraseologismen besprochen. Die Autoren wenden ein zweistufiges Beschreibungsverfahren an, bei dem eine minimale Grund- bzw. Ausgangsbedeutung angegeben wird, die für das Vorkommen einer bestimmten phraseologischen Einheit gilt und auf spezifische Schlüsselfragen geantwortet wird, die in den Untersuchungen als Hilfe bei der Erfassung der polysemen Bedeutungsvarianten der PE dienen können. Die Autoren konzentrieren sich in ihrem Artikel auf Phraseologismen mit dem Wort *Finger* (z. B. *jdm. auf die Finger sehen/schauen/gucken; die Finger von etw. lassen; keinen Finger rühren/krümmen; die/seine Finger (mit) im Spiel haben* usw.), wobei sie zahlreiche

Beispiele anführen und auf den Unterschied zur Bedeutungsbreite konkreter Phraseologismen im Deutschen und Polnischen verweisen.

Dorota Misiak (Szczecin) führt in ihrem Text *Bedeutet gemeinsame Etymologie auch Bedeutungsgleichheit? Deutsche biblische Phraseologismen und ihre polnischen Äquivalente* eine kontrastive Analyse der Phraseologismen biblischer Herkunft durch. Die Phraseologismen werden in zwei Gruppen eingeteilt: Phraseologismenpaare mit gleicher Bedeutung und „falsche Freunde des Übersetzers“. Die erste Gruppe umfasst folgende Klassen von Phraseologismen: Phraseologismen mit totaler Übereinstimmung in Bedeutung und Form, Idiompaa-re mit gleicher Bedeutung und bestimmten Unterschieden in der Lexik oder Phraseologismen mit gleicher Bedeutung und bestimmten grammatischen Unterschieden. Bei Phraseologismen mit semantischen Unterschieden werden solche semantischen Relationen wie Äquipollenz, Exklusion, Inklusion und Privativität unterschieden. Die Verfasserin nennt viele Beispiele zu den genannten Gruppen und nennt darüber hinaus deutsche Phraseologismen biblischer Herkunft, die keine polnischen Entsprechungen haben.

Magdalena Lisiecka-Czop (Szczecin) beschreibt in ihrem Artikel *Den Nagel auf den Kopf treffen – über phraseologische Wörterbücher Polnisch-Deutsch und Deutsch-Polnisch* vier polnisch-deutsche und zwei deutsch-polnische phraseologische Wörterbücher, die in den Jahren 1976–2007 erschienen sind. Zur ersten Gruppe gehören *Mały słownik idiomatyczny polsko-niemiecki* [Kleines Idiomwörterbuch Polnisch-Deutsch] von Jan Czochralski, *Polnische und deutsche Redewendungen. Zum schnellen Erlernen 1000 Redensarten und Sprichwörter* von Janina Wójtowicz und Mieczysław Wójcicki, *Phraseologisches Wörterbuch Polnisch-Deutsch* von Erika Ehegötz et al., *Słownik frazeologiczny polsko-niemiecki. Phraseologisches Wörterbuch Polnisch-Deutsch* von Tomasz Mrozowski. Zur zweiten Gruppe gehören *Słownik frazeologiczny niemiecko-polski* [Phraseologisches Wörterbuch Deutsch-Polnisch] von Jan Czochralski und Klaus Dieter Ludwig sowie *Nowy niemiecko-polski słownik idiomów i zwrotów* [Das neue Idiom- und Redewendungenwörterbuch Deutsch-Polnisch] von Roman Sadziński und Witold Sadziński. Die Autorin untersucht nicht nur die Mikro- und Makrostruktur der Wörterbücher, sondern auch ihre passive oder aktive Verwendung und ihre Funktion beim Fremdsprachenerwerb.

Joanna Szczęk (Wrocław) in ihrem Beitrag *Das schwache und das starke Geschlecht – zu deutschen und polnischen Phraseologismen mit den Komponenten „Frau“ und „Mann“ (am lexikalischen Material)* untersucht deutsche und

polnische Phraseologismen mit dem Lexem *Mann* und *Frau* und versucht die Frage zu beantworten, wie weit sich die Bilder der Frau und des Mannes im Deutschen und Polnischen decken. Das Ziel war, sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede im Bild beider Geschlechter in der deutschen und polnischen Sprache aufzuzeigen. Die Autorin stellt eine Tabelle zusammen, in der sie deutsch-polnische Phraseologismen bestimmten Bereichen wie Aussehen, Physiologie, Reife, Charaktereigenschaften, Beruf und Beschäftigung, soziale Rollen zuordnet. Aus ihren Untersuchungen geht hervor, dass das Bild der Frau und des Mannes von der Kultur des Landes, die sich auch in der Sprache tief widerspiegelt, abhängig ist. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass die Phraseologismen mit *Mann* im Deutschen häufiger als im Polnischen (*mężczyzna*, *mąż*) vorkommen. Außerdem ist das Bild der deutschen Frau positiver als das der polnischen (z. B. *die Frau jds. Träume*, *kobieta fatalna*, *brać żonę w jednej koszuli*) und das Bild des Mannes ist in beiden untersuchten Sprachen positiver als das Bild der Frau (z. B. *ein Mann der Wissenschaft sein*, *ein Mann von Geist*, *ein Mann der Tat*, *der richtige Mann am richtigen Platz sein*, *uczony mąż*, *zdecydowanie po męsku*, *być prawdziwym mężczyzną*, *odważny jak mężczyzna*, *stuprocentowy mężczyzna* usw.) Der Beitrag füllt eine Lücke in den bisherigen Untersuchungen über deutsche und polnische Phraseologismen aus.

Der Beitrag von Janusz Stopyra (Wrocław) *Versuch einer Klassifizierung von deutschen Wortbildungsprodukten nach ihrer Prädikat-Argumentstruktur* ist eine ausführliche Studie über eine Einteilung der Ableitungen in Anlehnung an das Modell *The Case for Case* von Charles Fillmore. Sie wird durch zahlreiche Beispiele illustriert. Der Autor stellt seine Untersuchungsergebnisse zur Systematisierung der deutschen und dänischen Ableitungen in Bezug auf ihre Prädikat-Argumentstruktur dar. Den Ausgangspunkt für seine Untersuchung der Derivate bildeten eigene Materialien und auch Erfahrungen, die während des Dänischunterrichts für Germanistikstudenten gesammelt wurden. Der Autor teilt die Derivate nach der semantischen Rolle und nach dem sie motivierenden Satzteil ein. Es wurden zugleich auch morphologische Faktoren berücksichtigt. Die Untersuchungsergebnisse wurden als Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den deutschen Derivaten und ihren dänischen Übersetzungsäquivalenten zusammengestellt. Der Autor stellt resümierend fest, dass man trotz weitgehender Analogie zwischen deutschen Ableitungen und ihren dänischen Entsprechungen auf eine mechanische Übertragung mancher deutschen Wortbildungsmuster auf das Dänische verzichten muss.

Waldemar Czachur (Warszawa) untersucht in seinem Artikel *Inszenierte Nähe in den Neujahrsansprachen. Eine deutsch-polnische kontrastive Analyse* die Neujahrsansprachen der polnischen und deutschen Präsidenten hinsichtlich der sprachlichen Mittel, die benutzt werden, um die Beziehung zu den Zuhörern zu gestalten. Im Text werden die Klassifikation der Ansprachen, die intendierten Ziele der Politiker und die Rolle der Bürger als Adressaten dargestellt. Der Verfasser untersucht die Anrede- und Begrüßungsformen sowie identitäts- und kollektivitätsstiftende Bezeichnungen. Er beschreibt Ähnlichkeiten und Unterschiede hinsichtlich der sprachlichen Mittel, mit deren Hilfe die emotionelle Nähe in Polen und in Deutschland hergestellt wird.

Der 2. Band der Reihe „Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft“ soll ein wichtiger Punkt auf der Liste der sprachwissenschaftlichen Arbeiten sein, mit denen sich aus Rücksicht auf verschiedenartige Thematik und breiten Forschungsbereich sowohl Sprachwissenschaftler als auch Germanistikstudenten, die ihr Wissen erweitern oder vervollständigen wollen, vertraut machen sollen. Manche Artikel verfügen über zahlreiche Beispiele, die die Untersuchungsergebnisse veranschaulichen.

MAGDALENA DŻAMAN-DOBROWOLSKA
EMIL DANIEL LESNER

Marta Czyżewska: *Der Allgemeine Deutsche Sprachverein und das Fremdwort. Eine Untersuchung der deutschen Presse am Ende des 19. Jahrhunderts.* Dresden, Wrocław: Neisse Verlag, 2008, 422 S.

Im Buch der Warschauer Germanistin Marta Czyżewska kann man zwei sich deutlich abhebende Teile unterscheiden: einen theoretischen Teil mit Erläuterung von Grundbegriffen und einem Überblick über die Geschichte des Fremdwortpurismus in Deutschland einerseits und einen umfangreichen empirischen Teil, in dem drei deutsche Zeitungen hinsichtlich des Fremdwortgebrauchs untersucht werden. Zu erwähnen sind auch recht ausführliche Bemerkungen zur deutschen Presse in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (S. 83–95) sowie ein Exkurs zur Geschichte der deutschen Orthographie und zur Schreibung in den untersuchten Zeitungen (S. 115–124).

Nach einleitenden Bemerkungen werden solche Begriffe erklärt wie: Purismus, Fremdwort, Lehnwort, Verdeutschung. Angedeutet sind Verdeutschungswörterbücher, so von J. H. Campe, G. Saalfeld, E. Lohmeyer, E. Engel u. a. Die Frage der Abgrenzung von einem Verdeutschungswörterbuch und einem Fremdwörterbuch wird leider nicht gestellt. Die Geschichte und Tätigkeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (ADSV) wird in kompetenter Weise auf den Seiten 51–81 überblicksweise dargestellt. Die Autorin verweist auf die vielfältigen Aktivitäten des Vereins, darunter verschiedene Preisausschreiben zur Ersetzung der Fremdwörter, auf die Gründe für die Fremdwortbekämpfung – hier dominierten nationale Motive, die eine „reine“, d. h. fremdwortfreie Sprache mit dem nationalen Bewusstsein in Verbindung brachten. Angesprochen wird auch die wenig ruhmreiche NS-Zeit, als sich der Deutsche Sprachverein* der rassistischen Ideologie der Nazis angeschlossen hatte und andererseits die Naziführer wegen des Fremdwortgebrauchs tadelte, was zum endgültigen Verbot der Fremdwortarbeit aufgrund eines Erlasses Hitlers vom Jahre 1940 führte. Angeführt werden Beispiele für erfolgreiche Ersetzung der Fremdwörter, schließlich finden wir ein kurzes Kapitel „Der Sprachverein und die Presse“, in dem kurz berichtet wird, wie der Verein auf die Sprache der deutschen Zeitungen Einfluss zu nehmen versuchte und an die Vermeidung der Fremdwörter appellierte. Besonders viel Aufmerksamkeit widmet Czyżewska der Tätigkeit von Hermann Dunger, einem der Gründer (neben Herman Riegel) des ADSV und dem Verfasser eines bedeutenden Verdeutschungswörterbuches vom Jahre 1882.

Nur eine volle Seite ist dagegen dem Thema „Gegner des Sprachvereins“ gewidmet. Die Sympathie der Autorin gilt eindeutig dem von ihnen kritisierten Sprachverein. So veröffentlichte Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern“ seinen „angreifenden“ Artikel, wozu Otto Sarrazin „in einem vortrefflich geschriebenen Beitrag“ Stellung nahm (S. 71).

Störend ist, dass die Verfasserin – ganz im Sinne der ehemaligen Puristen – zwischen deutschen Wörtern und Fremdwörtern unterscheidet. Als wären Entlehnungen, darunter auch nicht assimilierte bzw. nicht integrierte Wörter keine deutschen Wörter! Statt „deutsch“ sollte man eher von „einheimisch“ oder „nativ“ sprechen.

Der zweite Hauptteil (S. 102–401) enthält eine Beschreibung des Fremdwortgebrauchs in den Jahren 1880 und 1896 in folgenden Zeitungen: „Vossische

* So hieß der Verein seit 1923.

Zeitung“ (Berlin), „Allgemeine Zeitung“ (Augsburg, München), „Kölnische Zeitung“. Das Hauptaugenmerk gilt der Zahl der Fremdwörter in bestimmten Sachbereichen: 1. Technik, Architektur, 2. Medizin, Sport, 3. Naturwissenschaften, Landwirtschaft, 4. Geisteswissenschaft, Literatur, 5. Schule, 6. Religion, 7. Kunst, Musik, Unterhaltung, Gesellschaftsleben, Presse, 8. Gewerbe, Industrie, 9. Handel, Bankwesen, Finanzen, 10. Militärwesen, Politik, 11. Verwaltung, Recht, 12. Sonstiges. Die Einteilung der Entlehnungen in thematische Gruppen hatte zum Ziel, die „Anfälligkeit“ bestimmter Themenbereiche gegenüber fremden Einflüssen zu untersuchen (S. 149). So konstatiert die Autorin, dass die höchste Fremdwortzahl (und zwar in den beiden untersuchten Jahrgängen) die „Allgemeine Zeitung“ aufwies, und das besonders im Bereich der Technik, Architektur, Militärwesen, Politik. In allen Zeitungen befinden sich recht wenige Fremdwörter im Wortschatz der Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften, Schule, Religion und Industrie. Beim Vergleich von Zeitungsexzerpten von 1880 und 1896 wurden bestimmte Tendenzen festgestellt. So ist im Jahre 1896 im Bereich Technik und Architektur die Zahl der Fremdwörter leicht gestiegen, während im Militär- und Politikbereich und besonders in der Verwaltungs- und Rechtssprache die Zahl der Fremdwörter sichtbar gesunken ist, was zum großen Teil auf die Verdeutschungsarbeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zurückführbar sei. 1896 wurden solche Wörter wie: *Annuität, accreditieren, notificieren, opponieren, perhorrescieren* nicht mehr gefunden (S. 153). Trotz der puristischen Aktivitäten sind aber zahlreiche Fremdwörter geblieben, z. B.: *Bill, Cabinet, Deputation, Honorar, Kommission, Ordre, Rekurs, Session* u. a. „Der Einfluss des Sprachvereins auf die Verwaltungs- und Rechtssprache war in der untersuchten Zeitspanne deutlich und die stark reduzierte Fremdwortmenge kam auch in den journalistischen Texten zweifellos zum Ausdruck“ (S. 154). Auch den Journalisten schreibt die Autorin die Verdrängung mancher Fremdwörter zu, von denen viele heute entweder Archaismen sind (wie *Sukkurs, Valleitäten*) oder als bildungssprachliche Ausdrücke neben Verdeutschungen funktionieren (z. B.: *echauffieren neben sich aufregen, Malheur neben Unglück, fulminant neben rasend/tobend*) (ebd.).

Einen erstaunlich umfangreichen Teil der Arbeit (S. 161–401) bildet ein Verzeichnis von Zeitungsexzerpten, zuerst aus dem Jahre 1880, anschliessend von 1896. Angeführt werden Kontexte (meist Satzbeispiele) zu einzelnen Sachbereichen, ihnen folgen Wörterbuchartikel aus dem Verdeutschungswörterbuch von Dunger (1882) und aus dem Duden-Fremdwörterbuch (1994). Leider findet

man keine Zusammenfassung zur Beschreibung in den beiden Wörterbüchern, die angeführten Kontexte mit den Wörterbucheinträgen bilden einfach einen Teil „für sich selbst“. Ein Vergleich der lexikographischen Erfassung des Wortschatzes im 19. Jahrhundert mit einer neueren Beschreibung bleibt völlig aus.

Hier sei ein relativ einfacher Eintrag aus der „Vossischen Zeitung“ 1880 genannt (Czyżewska, S. 191):

165. „Das elegante Buch wird allen Käuferinnen, welche das Herzogsche Etablissement (siehe Bsp. 14-16) besuchen, als Souvenir verabreicht“. VZ 1/1.01., S. 7
VWB/Dunger: Souvenir – Erinnerung, Andenken; Schreibtafel, Denkbüchlein
FWB/Duden: Souvenir <lat.-fr.> *das*; -s, -s: [kleines Geschenk als] Andenken, Erinnerungsstück

Eine ausführliche Bibliographie zum deutschen Fremdwortpurismus und zur Sprachpflege schließen diese insgesamt interessante und ergiebige Arbeit ab. Der unternommene Versuch, die puristische Tätigkeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins mit einer Untersuchung der Pressesprache zu verbinden, kann als innovativ und wenigstens teilweise erfolgreich eingeschätzt werden.

RYSZARD LIPCZUK

Uniwersytet Szczeciński

Mariola Wierzbicka, Dorothee Schlegel: *Sprechzeiten im Diskurs. Zum absoluten und relativen Gebrauch der Tempora in der gesprochenen deutschen Sprache*. München: IUDICIUM Verlag, 2008, 141 S.

„Die gesprochene Sprache ist die primäre Art der Sprachverwendung“ (S. 28). Der zitierte Satz drückt das Wesentliche in dem dargestellten Buch aus. Besonders wenn es um die Tempusformen geht, zeichnet sich die gesprochene Sprache durch eine große Vielfalt von möglichen Realisierungen bestimmter Zeitformen aus. In dem dargestellten Buch werden die Zeitformen aus Sicht ihrer Lebendigkeit und Echtheit beschrieben. Um dies zu erreichen, bedienen sich die Autorinnen der authentischen modernen Texte, die überwiegend in Form von Interviews dokumentiert sind, die ihrerseits nur moderne mündliche Äußerungen der deutschen Muttersprachler ausmachen. Natürlich werden in

dem Buch alle diese Merkmale (die prosodischen Merkmale, die Interaktion von Prosodie und nonverbalen Elementen, das Kontextwissen, soziodemographische Gründe, die Sprachkompetenz des Sprechers) berücksichtigt, die den Gebrauch von Tempusformen in der gesprochenen Sprache beeinflussen. Parallel zu den der gesprochenen Sprache eigenen Gesetzmäßigkeiten für die Verwendung der Zeitformen werden die grammatischen Regeln und Prinzipien der Tempusformen präsentiert und kommentiert.

Somit stellen die einzelnen Kapitel sowohl die Grundannahmen als auch die kontextbezogenen Randbedingungen in komplexen Sätzen für die deutschen Tempora dar.

Die Beschreibung von Tempora erfolgt auf eine logische und übersichtliche Weise, so dass sie auch einen guten Beitrag im Rahmen der didaktischen Orientierung leistet. Vorerst bedienen sich die Autorinnen einer theoretischen Einführung in das deutsche Tempusystem (Kap. 2 u. 3), wobei die Klassifikation der Verben in Modalverben, Voll-, Kopula- und Funktionsverben sowie in agentive bzw. nichtagentive Verben und in Wahrnehmungsverben, Verben des Sagens und mentale Verben berücksichtigt wird (Kap. 4). Die theoretischen Vorbemerkungen werden aber gleichzeitig mit vielen Überraschungen der gesprochenen Sprache, d. h. des spontanen Sprechens in verschiedenen Kommunikationssituationen konfrontiert (berücksichtigt wird hier das Trägheitsprinzip, s. BALLWEG 1997, und die Anterioritätshypothese, s. SCHLEGEL 2004). Somit werden im Buch einem Deutschlernenden die wichtigsten Zusammenhänge zwischen den Regeln der geschriebenen Grammatik und der gesprochenen Wirklichkeit übermittelt. Es geht hier um ein ausgewogenes Verhältnis der beiden 'Subsysteme' der Sprache.

Nach einer ausführlichen Untersuchung der temporalen Markierungen im Deutschen in Bezug auf die gesprochene Sprache, deren Ereignisse und Kontexte, verweist das Buch auf die Verwendung der Tempora in der sprachlichen Realität der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft (Kap. 5). Es wird hier die Tempuskombinatorik in Bezug auf die vergangenen, simultan verlaufenden und zukünftigen Sachverhalte beschrieben. Durch die Bestimmung der Zeitbeziehungen in der gesprochenen deutschen Sprache werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Tempuskombinatorik mit der geschriebenen Sprache ermittelt. Es wird dabei auf das Zusammenwirken von unterschiedlichen sprachlichen Mitteln morphologischer, syntaktischer und lexikalisch-semantischer Art auf die Differenzierung der Zeitverhältnisse hingewiesen.

Gewiss ist das Buch eine interessante Lektüre für die Deutschlernenden. Es dürfte aber auch für Sprachtheoretiker von Interesse sein.

Literatur

BALLWEG, Joachim (1997): *Tempus*. In: G. Zifonun, L. Hoffmann et. al. (Hgg.): *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 3. Berlin: De Gruyter Verlag, 1684–1721.

SCHLEGEL, Dorothee (2004): *Alles hat seine Zeiten. Zeiten zu sprechen – Zeiten zu schreiben*. Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag.

ANNA PILARSKI

Uniwersytet Szczeciński

Joanna Wierzbicka-Grajek: *Moderne Deutsche Amtssprache*. Warszawa: Verlag C. H. Beck, 2005, 309 S.

Die Autorin stellt in der Einleitung ihr Buch als Sprachratgeber (in Form eines thematisch gegliederten deutsch-polnischen Wörterbuchs) vor. Die darin gesammelten Wörter und Wendungen können sowohl bei offiziellen Anlässen als auch im Kontakt mit Behörden nützlich sein. Zur direkt angesprochenen Zielgruppe gehören Arbeitssuchende, Studierende, Investoren im deutschsprachigen Raum sowie Übersetzer und Dolmetscher. Laut Angaben der Autorin enthält das Wörterbuch nur aktuellen Wortschatz, mit vielen Beispielanwendungen und grammatischen Grundinformationen.

Der Inhalt des Wörterbuchs ist thematisch in neun Kapitel unterteilt: „Ausländer in Deutschland“, „Bewerbung/Arbeitssuche“, „Arbeitswelt“, „Bildung“, „Finanzen“, „Versicherung“, „Immobilien/Meldeformalitäten“, „Kommunikation“ sowie „Steuern und Soziales“. Den lexikalischen Einträgen in den Kapiteln geht ein kurzes Abkürzungsverzeichnis mit einem absoluten Minimum an Grundinformationen zur Flexion der schwachen und starken Verben voran. Zu Anfang jedes Kapitels werden zwei bis fünf Wörter oder Wendungen hervorgehoben, die für das jeweils angesprochene Themengebiet eine Schlüsselbedeutung haben.

Die Wahl der in den jeweiligen Kapiteln präsentierten Wörter und Wendungen ist von der Autorin gut getroffen und deren Schwierigkeitsgrad weit gefä-

chert. Man kann hier sowohl sehr verbreiteten Wortschatz wie *Abreise*, *Emigrant* und *Grenze* über schwierigere Lexeme wie *Auflage* (im Sinne der Pflicht), *Befähigungsnachweis* und *Sperrvermerk* bis hin zu wenig bekannten Wörtern wie *Affidavit*, *affiliieren* und *Adhäsionsverschluss* finden.

Die thematische Gliederung des Wörterbuchs kann für die Praxis als vor- oder nachteilig bewertet werden. Im Gegensatz zu den üblichen thematischen Wörterbüchern mit Rubriken wie *Tiere*, *Körper*, *Krankheiten*, *Wohnung*, *Essen*, *Trinken*, *Kleidung* u. ä.¹, deren lexikalisches Spektrum sehr breit ist und die Zuordnung des gesuchten Wortes zum jeweiligen thematischen Kapitel sich als (relativ) leicht erweist, kann die Zuordnung des gesuchten Wortes in dem von Wierzbicka-Grajek konzipierten Wörterbuch (sehr) schwierig und langwierig sein, zumal auch die in der Inhaltsübersicht angegebenen Seitenzahlen ab 3. Kapitel mit der Seitenzahl im Buch nicht übereinstimmen.

Die im Titel und in der Einleitung betonte Ausrichtung des Buches auf **moderne** deutsche Amtssprache sowie den **aktuellen** Wortschatz kann zur Frage führen, was man unter 'modern' und 'aktuell' versteht und ob man dabei die vorangehenden fünf, zehn, zwanzig oder mehr Jahre im Sinne hat, denn in diesem Zeitraum und davor wurden sicherlich auch Lexeme wie *Arbeitswoche*, *Gehalt* oder *Akademie* verwendet. Die Stärke des hier besprochenen thematischen Wörterbuchs liegt jedoch darin, dass neben den deutschen Abkürzungen und Lexemen, die in den herkömmlichen Wörterbüchern nicht zu finden sind, wie *ABM*, *Anwerbestopp*, *Existenzgründung*, *Freisprechanlage*, *Minijob* und *Schufa*, sehr viele Anglizismen enthalten sind, die nicht nur für die gegenwärtige Amtssprache so charakteristisch sind. Dazu gehören z. B.: *Background*, *Braindrain*, *Brandmanager*, *Engeenering*, *IT-Spezialist*, *Job-Flouter*, *Key-Account-Manager*, *Sweater*, *Webmaster*, *Back-up*, *Full-Dress*, *Give-away*, *Global Player*, *Insert*, *Lean-Management*, *Outsourcing*, *Trainee*, *Flyer*, *Bluechip*, *Emerging-Markets*, *Float* und *Performance* (im Sinne: Wertsteigerung). Die Autorin berücksichtigt auch interessante Wörter, die einerseits selten verwendet werden wie das Wort *Adressant* (= *Absender*) oder solche, die hinsichtlich der Übersetzung ins Polnische kaum in anderen Wörterbüchern zu finden sind, z. B. *Wach- und Schließgesellschaft* „firma ochroniarska“.

Bemängelt werden kann, dass das Wörterbuch moderne deutsche und englische, in das thematische Spektrum des Wörterbuchs passende Lexeme,

¹ Vgl. z. B. SADZIŃSKI 1998.

wie z. B. *Riesterrente*, *Arbeitsagentur*, *Ich-AG*, nicht enthält, die in der Zeit der Zusammenstellung des Materials für das hier besprochene Wörterbuch durchaus vorhanden sein mussten.

Übersetzen ist selbstverständlich eine schwierige Kunst und die Suche nach Äquivalenten, gerade beim modernen Wortschatz, ist umso schwieriger. Nichtsdestoweniger fallen bei einigen Lexemen des Wörterbuchs von Wierzbicka-Grajek gewisse Inkohärenzen auf, die einer weiteren Überlegung oder zumindest Ergänzung bedürfen. So wird z. B. das Lexem *Aushilfskraft* als „pracownik pomocniczy“, das Lexem *Fachkraft* jedoch als „siła fachowa“ wiedergegeben. Das Grundwort *-kraft* in den beiden Komposita folgt dem Wortbildungsmuster der Geschlechtsneutralisierung, was eigentlich das zweite ins Polnische übersetzte Beispiel zum Ausdruck bringt. Abgesehen davon kann das Bestimmungswort *Fach-* hier als „wykwalifikowany“ und somit das Kompositum *Fachkraft* als „siła wykwalifikowana“ und noch besser als „pracownik wykwalifikowany“ wiedergegeben werden. Eigennamen gehören häufig zu den schwierigsten Aufgaben im translatorischen Prozess. So kann die Richtigkeit der Übersetzung von *Bundesagentur für Arbeit* ‘Centralny Urząd Pracy (w Niemczech)’ sicherlich nicht als falsch angesehen werden. Und doch fehlt dabei wenigstens als Alternative die Angabe, dass das Bestimmungswort *Bundes-* im Polnischen als „federalny“ wiedergegeben wird, was in den Wörterbüchern überwiegt²; ebenso kann das Grundwort *-agentur* als „agencja“ übersetzt werden. Unvollständige Informationen liefern meiner Meinung nach die Wiedergaben der Lexeme *Justitiar* „radca prawny“ und *Famulus* „student, asystent“. Beim ersten Wort wäre es angebracht dazuschreiben, dass *Justitiar* als Rechtsbeistand, ein „für alle Rechtsangelegenheiten zuständiger Mitarbeiter eines Unternehmens, einer Behörde, eines Verbandes o. ä.“³ zu verstehen ist. Beim zweiten Wort müsste man ergänzen, dass es sich um einen „(1) Medizinstudenten, der sein Praktikum im Krankenhaus absolviert“ oder „(2) (früher:) um einen Studenten, der einem Hochschullehrer assistiert“⁴ handelt.

² Vgl. z. B. KILIAN 1996; BANASZAK u. a. (Hgg.) 2005.

³ Aus: DUDEN. *Deutsches Universalwörterbuch A–Z* 1989. Dazu siehe auch BANASZAK 2005.

⁴ Vgl. DUDEN. *Deutsches Universalwörterbuch A–Z* 1989.

Bei den Lexemen *Promotion* „promocja“, *Leader* „przywódca“, *Gadgetbrief*⁵ „list z gadżetem“, die ohne Kommentar stehen, wird der Eindruck vermittelt, als ob sie recht geläufig wären, was im Deutschen nicht der Fall ist und eher zum problematischen Transfer dieser Anglizismen aus dem Polnischen ins Deutsche führen kann. Einige Übersetzungen ins Polnische sind meiner Meinung nach unvollständig. So könnte man z. B. beim Wort *Sachbearbeiter* „pracownik administracyjny (np. personalny, księgowy), urzędnik lub pracownik zatrudniony w konkretnym dziale“ um „referent“⁶, *acquirieren* „zakupić, zamówić, załatwić“ um „pozyskać, zwerbować“, *OH-Projektor* „wyświetlacz“ um „projektor“, *Einführungspreis* „cena, jaka obowiązuje na nowy towar (po raz pierwszy wprowadzany na rynek)“ um „cena promocyjna“ ergänzen.

Eine gewisse Inkonsequenz stiften auch meines Erachtens folgende Wendungen, was am besten bei deren Zusammenstellung zum Ausdruck kommt: *Vor-Ort-Service* „serwis na miejscu“ und *Vor-Ort-Termin* „termin zamiejscowy“. Die Verwirrung könnte man vermeiden, indem man sich für die einheitliche Übersetzung „serwis/termin na miejscu u klienta“ entscheiden würde.

Für den Benutzer des Wörterbuchs wäre auch eine nähere Erläuterung einiger Lexeme und die Angabe von Anwendungsbeispielen hilfreicher als deren bloße Wiedergabe, z. B.: *effektieren* „wypełnić zlecenie“, *schultern* „poradzić sobie z czymś“, *prosten* „czatować w Internecie“, *Unternehmensberatung* „consulting“⁷ und *Kettenarbeitsvertrag* „łańcuchowa umowa o pracę“⁸. Für mich persönlich ist das Verb *prosten* sehr rätselhaft, denn weder das Nachschauen im Internet noch die Nachfrage bei den Muttersprachlern haben die o. g. Bedeutung bestätigt. Das im Deutschen sicherlich geläufigere Verb *chatten* fehlt im Wörterbuch und v. a. im 8. Kapitel „Kommunikation“, für das das Wort *Internet* als Stichwort vorangestellt wird. Was sich eventuell auch als nachteilig erweisen kann, ist die Tatsache, dass die Autorin (besonders bei fremdsprachlichem Wortschatz) das jeweilige Wort durch ein formal analoges Wort ins Polnische überträgt, z. B.: *Factoring* „factoring“, *Lean-Management* „lean-management“, *Organigramm* „organigram“ und *Agio* „agio“.

⁵ Im Wörterbuch von Wierzbicka-Grajek als *Gagetbrief* angegeben (S. 78), was offensichtlich ein Tippfehler ist.

⁶ Siehe BANASZAK 2005.

⁷ Vgl. im gleichen Wörterbuch: *Unternehmensberater* „doradca, konsultant pracujący dla przedsiębiorstwa“.

⁸ Vgl. im gleichen Wörterbuch die ausführliche Erklärung des Wortes *Manteltarifvertrag*.

Trotz einiger hier bemängelter Ungereimtheiten ist die Lektüre des thematischen Wörterbuchs *Moderne deutsche Amtssprache* durchaus empfehlenswert. Das Buch bereichert sicherlich das Angebot an Veröffentlichungen, die dem modernen deutschen Wortschatz gewidmet sind.

Literatur

- BANASZAK, Bogusław u. a. (Hgg.) (2005): *Rechts- und Wirtschaftswörterbuch. Słownik prawa i gospodarki*. Warszawa: C. H. Beck.
- DUDEN. *Deutsches Universalwörterbuch A–Z* (1989). Hg. v. G. Drosdowski. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- KILIAN, Alina (1996): *Słownik języka prawniczego i ekonomicznego. Wörterbuch der Rechts- und Wirtschaftssprache*. Warszawa: C. H. Beck.
- SADZIŃSKI, Roman (1998): *Polsko-niemiecki słownik tematyczny*. Warszawa: Harald G Dictionaries.

ANNA PORCHAWKA-MULICKA

Uniwersytet Szczeciński

Ida Kurcz (red.): *Psychologiczne aspekty dwujęzyczności*. Gdańsk: Gdańskie Wydawnictwo Psychologiczne, 2007, 488 S.

Seit der Etablierung der Psycholinguistik als wissenschaftlicher Disziplin in den 1960er Jahren wurden in der Erforschung der sprachlichen Entwicklung des Kindes wesentliche Fortschritte erzielt. Jahrelang ließ man dennoch die Tatsache unberücksichtigt, dass mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung im Laufe des Lebens (sehr oft von Geburt an) nicht nur eine, sondern zwei oder mehrere Sprachen erwirbt, wobei dem Bilingualismus auf Grund der sich rasch vollziehenden Globalisierung immer größere Bedeutung beizumessen ist. Immer mehr Menschen erwerben Erst- bzw. Zweitsprachen in der sogenannten natürlichen Umgebung, viel Wert wird in den letzten Jahrzehnten ebenfalls auf die Herausbildung der Mehrsprachigkeit unter institutionellen Bedingungen gelegt. So ist fließende Beherrschung von wenigstens zwei Fremdsprachen¹ in der Europä-

¹ Laut Anweisungen der EU sollte jeder Schüler wenigstens drei Sprachen (eine Weltsprache wie Englisch, Spanisch, eine mittelgroße Sprache wie Deutsch, Französisch und eine kleinere Nachbarlandsprache) in einem funktional ausreichenden Ausmaß lernen.

ischen Union nicht mehr als ein ehrgeiziges und schwer erreichbares Ziel der einzelnen, begabten Lernenden sondern als eine anspruchsvolle, dennoch notwendige Aufgabe, die vor jedem effizienten Schulsystem steht, betrachtet, was den Ausdruck in der rapide wachsenden Anzahl der bilingualen Bildungsgänge in zahlreichen europäischen Schulen findet.

Die Zweisprachigkeit gehört mit ihren Vorteilen und Nachteilen zu den heftig umstrittenen Themen. Jahrelang wurde sie eher als ein Handicap und nicht als ein Vorteil angesehen. Immer noch gibt es Pädagogen, Logopäden sowie Psychologen, die den Eltern davon abraten, ihre Kinder einem derart intensiven Kontakt mit der Zweitsprache auszusetzen. Es wird befürchtet, dass frühkindlicher Bilingualismus das Kind überfordert, seine kognitive Entwicklung verzögern könnte und sich negativ auf die Herausbildung kultureller Identität auswirkt. Man verweist des Weiteren darauf, dass der Bilingualismus nicht nur positiv (additiv) sondern auch negativ (subtraktiv) den endgültigen Stand kindlicher Sprachkenntnisse (in der Mutter- und Zweitsprache) beeinflussen kann, es kommt vor, dass die mehreren Sprachen ausgesetzten Kinder in keiner von ihnen eine volle Kompetenz erwerben. Man lässt dabei dennoch aus den Augen, dass diese Defizite vor allem auf bestimmte, ungünstige soziale Umstände zurückzuführen sind, in denen sich viele Immigranten zurecht finden müssen, während die Mehrsprachigkeit ein Bündel von facettenreichen sozialen Interaktionen, persönlichkeitsbezogenen Charakteristika der Spracherwerbenden, Alter, Erwerbkontexten und anderen Rahmenbedingungen darstellt.

Aus diesem Grunde ist das Erscheinen des ersten, umfangreichen², dieser Problematik gewidmeten Werkes auf dem polnischen Büchermarkt zu begrüßen. Die von Prof. Kurcz herausgegebene, 488 Seiten umfassende und interdisziplinär angelegte Auswahl der Texte, die unter dem Titel *Psychologiczne aspekty dwujęzyczności* [Psychologische Aspekte der Zweisprachigkeit] 2007 veröffentlicht wurde, bietet einen Überblick über die wichtigsten Richtungen, die bei der Erforschung des Bilingualismus eingeschlagen worden sind. Da die psycholinguistische Untersuchung der Zweisprachigkeit weltweit eine relativ kurze Tradition hat und in überwiegend monolinguaalem Polen bisher sich keiner nennenswerten Popularität unter Wissenschaftlern erfreute, stützt sich die Herausgeberin auf Beiträge von englisch, deutsch und französisch sprechenden Autoren.

² Eine kurze Einführung in glottodidaktische Grundbegriffe sowie die Problematik des Bilingualismus bietet Ewa Lipińska in *Język ojczysty, język obcy, język drugi. Wstęp do badań dwujęzyczności*. Kraków: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego, 2003.

Das Buch wurde in vier Teile eingegliedert, die verschiedene Perspektiven der Zweisprachigkeit darlegen. In dem ersten, „Sprachen im Kontakt“ genannten und drei Artikel von Weinreich, Taylor, Boyer enthaltenden Teil stehen sozio-linguistische bzw. sozialpsychologische Aspekte im Vordergrund und es wird der Einfluss von Assimilationspolitik, Multikulturalismus, der Einstellung der Bevölkerung gegenüber den sprachlichen Minderheiten auf den Zweitspracherwerb, Erhalt der Muttersprache und folglich soziale Position der Einwanderer erörtert. Einen historisch wichtigen Beitrag leistete dabei ein Aufsatz von Uriel Weinreich aus dem Jahre 1963, in dem der Autor den immer noch gerne angeführten Taxonomieversuch der Zweisprachigkeit in reine, gemischte, subordinative und koordinative Zweisprachigkeit vorschlug.

Dieses Thema findet die Fortsetzung im zweiten Teil des Buches mit dem Thema: „Verschiedene Arten des Bilingualismus und die mit ihnen verbundenen psychologischen Probleme“. Eine allgemeine Einführung in den Zweitspracherwerbsprozess aus einer breiten psycholinguistischen Perspektive bietet das erste Kapitel aus dem 1984 erschienenen Werk *Zweisprachigkeit: eine Einführung* von Wolfgang Klein an. Hier findet der interessierte Leser grundlegende Informationen zu den Regelmäßigkeiten des Mutterspracheerwerbs, dem angeborenen Spracherwerbsmechanismus (LAD), den Kontroversen um die von Lenneberg aufgestellte These der kritischen Periode, den möglichen Erwerbskontexten der Zweitsprache sowie eine Darstellung der wichtigsten Zweitspracherwerbshypothesen. Auf die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen dem Erst- und Zweitspracherwerb mit Hervorhebung des Faktors Alter geht McLaughlin (1981) ein, der die charakteristischen Merkmale der gleichzeitigen (L2 von Geburt an gebraucht) und sequentiellen (L2 im Kindergarten- und Schulalter eingeführt) zweisprachigen Entwicklung des Kindes wie auch des Erlernens einer Zweit- oder Fremdsprache nach der Einstellung der Pubertät schildert. Katchan (1986) dagegen konzentriert sich in ihrem Artikel *Frühkindliche Zweisprachigkeit – Verbündeter oder Feind* auf den gleichzeitigen Erwerb von wenigstens zwei Sprachen (*primary bilingualism*) und führt empirische Evidenz an, die gegen die in vielen Assimilationspolitik betreibenden Ländern weit verbreitete Ansicht von einem negativen Einfluss des Bilingualismus auf die kognitive Entwicklung des Kindes spricht. Katchan beschreibt ebenfalls die Auswirkungen der Zweisprachigkeit auf metasprachliche Fähigkeiten des Kindes, seinen kognitiven Stil sowie das für die in bilingualer Umgebung erziehenden Eltern höchst interessante Thema der Sprachaneignungsstrategien. Sehr weit wird das Wort *sozial* von Ellis Rod (1994)

definiert, der sich in seinem Beitrag *Soziale Aspekte des Zweitsprachenerwerbs* mit solchen Faktoren wie Einstellungen des Lernenden der Zweitsprache gegenüber, sein Alter, Geschlecht, soziale Herkunft, ethnische Identität, Unterschiede zwischen natürlichen und institutionellen Erwerbskontexten und ausgewählten sozial ausgerichteten Modellen der L2-Aneignung beschäftigt. Besondere Aufmerksamkeit verdient seine sehr übersichtliche tabellarische Zusammenstellung der sozialen Kontexte der Zweisprachigkeit und ihrer potentiellen Resultate für den Aneignungsprozess.

Viel Aufmerksamkeit wurde bisher auch dem Zusammenhang zwischen der Zweisprachigkeit und der kognitiven Entwicklung geschenkt. Dieses Thema steht im Fokus des Interesses des dritten Teiles des Buches, das mit einem historisch belangvollen Artikel von Peal und Lambert (1962) über *The relation of bilingualism to intelligence* eingeführt wird. Dieser auch an anderen Stellen des Buches oft erwähnte Beitrag sorgte für Umbruch in der negativen Einstellung gegenüber der Zweisprachigkeit und entfachte Interesse für diesen Problem-bereich in wissenschaftlichen Kreisen. Von den neuesten Forschungsergebnissen zu diesem Thema berichtet Bialystok (2005), während das Hauptaugenmerk der zwei weiteren Artikel auf Modelle mentaler Repräsentationen beider Sprachen im Gehirn gerichtet wird. Paivio (1991) stellt dabei eine für das bilinguale Gehirn modifizierte Version seines berühmten Modells der doppelten Kodierung in Form von *logogenen* und *imagenen* dar, und Grosjean (1997) schlägt sein zweisprachiges Modell des lexikalischen Zugangs vor, der unter dem Namen BIMOLA (*Bilingual Model of Lexical Access*) Einzug in die Fachliteratur gefunden hat und zur Zeit intensiv diskutiert wird. Abschließend erörtert Arabski (2007) den intersprachlichen Transfer.

Besonders interessant und anregend für viele mit Bildung verbundene Personen kann der letzte Buchteil sein, in dem mehrere Beispiele für psychologische Zweisprachigkeitsuntersuchungen präsentiert werden. Bemerkenswert und von großem Belang für alle, die beispielsweise Curricula in bilingualen Klassen konzipieren, könnten die von Lambert u. a. (1993) beschriebenen Forschungsergebnisse zum Thema *Bilinguales Unterrichten von englischsprechenden Kindern* sein, wo man eine Zusammenfassung eines weit angelegten, bis heute als besonders erfolgreich betrachteten Projektes zweisprachiger Bildung in Quebec (Kanada) findet. Es ist dabei zu betonen, dass sich dieses von Lambert in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in die Wege eingeleitete Projekt bahnbrechend erwies und als Vorreiter moderner zweisprachiger Erziehung gilt, auch

wenn es selbstverständlich aus dem zweisprachigen Quebec nicht ohne Bedenken in einsprachige europäische Länder übertragen werden kann. Hier findet man überraschende, von der Effizienz der bilingualen Bildung und vor allem fröhschulischen Vollimmersionsprogramme zeugende Ergebnisse langjähriger Forschung. Klein (1997) verfolgt in seinem Beitrag das Ziel, die Eigenschaften der von zahlreichen Erwachsenen erworbenen Zweitsprache in ihrem fossilisierten Endstadium (*the Basic Variety*) zu schildern, um daraus Schlussfolgerungen auf die diesem Prozess zu Grunde liegenden Prinzipien der Universalgrammatik zu ziehen. Abschließend berichten Bialystok u. a. (2004) von dem seniler Demenz vorbeugenden Einfluss des Bilingualismus: Zweisprachige Personen, die sich im Alltag zweier Sprachen bedienen, schneiden in fortgeschrittenem Alter besser bei der Lösung der Simon-Aufgabe ab als ihre monolingualen Gleichaltrigen.

Die Lektüre des von Kurcz herausgegebenen Buches lässt aus offensichtlichen Gründen den Leser unersättigt. Vor dem Hintergrund der immer größer werdenden Bedeutung und dem Neuigkeitswert der Problematik in Polen werfen sich allen interessierten Lehrern, Psycholinguisten, Soziologen, aber letzten Endes auch beispielsweise im Ausland lebenden bzw. vor der Wahl der Schule stehenden Eltern zahlreiche Fragen auf, die unbeantwortet bleiben. Dies darf natürlich keinesfalls als Kritik ausgelegt werden: Kurcz hat die Texte mit größter Sorgfalt ausgewählt und dabei viel Wert auf die Darstellung der faktischen Komplexität der Problematik aus verschiedenen (soziologischen, psychologischen, pädagogischen, psycholinguistischen) Blickwinkeln gelegt. Dass die Beiträge sehr heterogen sind und in Bezug auf die Terminologie viele Fragen offen lassen, ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass die überwiegend auf Englisch verfasste Forschungsliteratur weltweit eher intra- als interdisziplinär ausgerichtet ist und eines integrativen Ansatzes bedarf. Selbst über die Grundbegriffe wie Zweisprachigkeit besteht heutzutage keine Einigkeit. Man kann in diesem Zusammenhang nur hoffen, dass diese Arbeit über psychologische Aspekte der Zweisprachigkeit eine Welle anderer Publikationen zu diesem Thema auslöst, die die spürbare Lücke in dem polnischen Schrifttum füllen, zumal der Bilingualismus nicht nur ein Erwerb von zwei Verbalsprachen, sondern auch ein Erwerb von zwei Kulturen bedeutet.

ANNA SULIKOWSKA

Uniwersytet Szczeciński

Thorner Wörterbuchdiskurs

Ein Bericht über die polnisch-deutsche Tagung „Einsprachige und zweisprachige Wörterbücher im Spannungsfeld der Kulturgeschichte aus deutscher und polnischer Sicht“. Toruń, 22.–23. Mai 2009

Toruń, die Heimatstadt von Samuel Bogumił Linde, dem deutschstämmigen Autor des ersten Großwörterbuches der polnischen Sprache, war am 22. und 23. Mai 2009 Tagungsort der polnisch-deutschen Konferenz: „Einsprachige und zweisprachige Wörterbücher im Spannungsfeld der Kulturgeschichte aus deutscher und polnischer Sicht“.

Die Tagung kam dank dem Engagement der Wissenschaftler von drei Universitäten: Dr. Lech Zieliński (Toruń), Prof. Ryszard Lipczuk (Szczecin) und Prof. Klaus-Dieter Ludwig (Berlin) zu Stande. Die Grundidee der Veranstalter war, MetalexikografInnen und WörterbuchautorInnen aus Polen und Deutschland zusammen zu bringen und damit ein Forum zum Ideen- und Erfahrungsaustausch für Polonisten und Germanisten zu schaffen.

Der erste Tag war Problemen der einsprachigen Lexikografie gewidmet: Einen Einblick in die Entwicklungstendenzen der polnischen Lexikografie nach 1990 hatten die TeilnehmerInnen mit dem Eröffnungsvortrag von Prof. Piotr Żmigrodzki (Kraków) bekommen. Bemerkenswert war hier zweifelsohne der Beitrag von Prof. Mirosław Bańko und Agnieszka Zygmunt (Warszawa) über geschlechtsspezifische Stereotypen, die ihre Widerspiegelung in Beispielsätzen von *Nowy słownik poprawnej polszczyzny PWN* [Neues Wörterbuch des korrekten Polnisch PWN] finden. Auffallend ist, dass selbst von Frauen verfasste Wörterbücher den Grundsätzen der *political correctness* nicht gerecht werden und eine traditionelle Rollenteilung fossilieren. Prof. Adam Bednarek (Toruń) berichtete über seine Analyse der lexikografischen Beschreibung von Gefühlen in ausgewählten Wörterbüchern der polnischen Sprache.

Einen Einblick in die einsprachige Lexikografie der deutschen Sprache bot der Beitrag von Prof. Hartmut Schmidt (Mannheim) über das berühmteste Nachschlagewerk der deutschen Sprache: das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Seine Neubearbeitung war ein seltenes Beispiel für gelungene Zusammenarbeit mehrerer Institute, u. a. der Berliner (DDR) und der Göttinger Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs (DWB) sowie des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim.

An politisch-historische Faktoren der lexikografischen Arbeit knüpfte auch Dr. Lech Zieliński (Toruń) an, indem er Methoden zur Untersuchung der Ideologisierung des *Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache* von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz erörterte. Der politischen Sprachmanipulation in der DDR-Lexikografie war der Vortrag von Prof. Józef Grabarek (Toruń, Gdańsk) gewidmet, der dieses Problem am Beispiel des *Handwörterbuches der deutschen Gegenwartssprache* von Günter Kempcke untersuchte.

Die Diskussion über einsprachige Wörterbücher fand ihre Fortsetzung am zweiten Konferenztage. Dargestellt wurden ausgewählte Projekte der Spezialwörterbücher zu solchen Aspekten der Sprache wie Archaismen (Prof. Klaus-Dieter Ludwig, Berlin), Neologismen (Dr. Doris Steffens, Mannheim), Partikeln (Prof. Maciej Grochowski mit Mitarbeiterinnen, Toruń) sowie deutsche Lehnwörter in der polnischen Hochsprache (Martin Renz, Oldenburg).

Anschließend kam der zweite große Themenbereich zur Diskussion, der ein sehr breites Themenspektrum und mannigfaltige Beschreibungskriterien umfasste, nämlich die zweisprachige Lexikografie mit Deutsch und Polnisch.

Arbeitsberichte aus der lexikografischen Praxis zu zwei bilingualen Großwörterbüchern Polnisch-Deutsch und Deutsch-Polnisch präsentierten Prof. Józef Wiktorowicz und Dr. Agnieszka Frączek (über das *Großwörterbuch Polnisch-Deutsch* des PWN-Verlages) und Dr. Krzysztof Petelencz (über das *PONS-Großwörterbuch* und seine Online-Ausgabe).

Zwei Referenten widmeten sich dem Problem der lexikografischen Darstellung der Phraseologismen. Prof. Andrzej Kątny (Gdańsk) behandelte die Erfassung von Phraseologismen in *Wielki słownik niemiecko-polski* von PONS und Dr. Dorota Misiak (Szczecin) stellte eine Methode zur Untersuchung der Lemmatisierung von Phraseologismen dar. Lexikalische und lexikografische Fragestellungen in Bezug auf den Universitätswortschatz wurden von Prof. Burkhard Schaefer (Siegen) und in Bezug auf Austriazismen von Prof. Hanna Biaduń-Grabarek (Gdańsk) aufgegriffen. Mit dem Problem der Direktionalität in polnisch-deutschen Wörterbüchern setzte sich Prof. Ryszard Lipczuk (Szczecin) und mit syntaktischen Informationen Dr. habil. Janusz Taborek (Poznań) auseinander. Der abschließende Beitrag von Dr. Magdalena Lisiecka-Czop (Szczecin) galt den polnisch-deutschen und deutsch-polnischen Bildwörterbüchern.

Die Konferenz, die aus Mitteln der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit gefördert wurde, war eine hervorragende Austauschplattform für LexikografInnen dies- und jenseits der Oder. Besonders wertvoll und anregend war die Begegnung der WörterbuchautorInnen der monolingualen Nachschlagewerke beider Seiten, die sonst selten miteinander in Kontakt treten.

MAGDALENA LISIECKA-CZOP

DOROTA MISIEK

Uniwersytet Szczeciński

ZU DEN AUTOREN

Anna Maria BOROWSKA-STANKIEWICZ, Dr. phil., Literaturwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin. Promotion an der Universität Szczecin im Jahre 2001 mit der Arbeit über den *Generationskonflikt in der deutschen autobiographischen Prosa nach 1945*. Publikationen u. a. zu Horst Bienek, Elfriede Jelinek und Peter Härtling, zum autobiographischen Schreiben sowie zu den sog. Elternbüchern in den 1970er und 1980er Jahren.

Magdalena DŻAMAN-DOBROWOLSKA, M. A., geb. 1981, absolvierte im Jahre 2006 Studium der Germanistik an Universität Szczecin, seit 2008 Doktorandin an der Philologischen Fakultät der Universität Szczecin, seit 2007 Lehrveranstaltungen im Collegium Balticum und am Lehrerkolleg in Szczecin. Forschungsschwerpunkte: Fremdwortpurismus in Deutschland und in Polen, deutsch-polnische Lexikographie.

Klaus HAMMER, Dr. habil, Literatur- und Kunstwissenschaftler, Professor am Lehrstuhl für Germanistik an der Technischen Universität Koszalin und an der Pommerschen Akademie Słupsk. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, deutsch-polnische Beziehungen in der Literatur. Veröffentlichungen u. a. zu Ernst Barlach, Jan Buck, Alfred Döblin, Christoph Hein, Ludwig von Hofmann, Franz Kafka, Thomas Mann, Ludwig Renn, Georges Rouault, Friedrich Wolf, Paul Zech; Theaterlexikon, Theorie und Geschichte des Dramas, Kunstmärchen (Hg.), Roman der Postmoderne, Historische Friedhöfe und Grabmäler.

Regina HARTMANN, Dr. habil., Literaturwissenschaftlerin, Professorin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin. Forschungsprojekt: „Literarische Texte als Zeugnisse kultureller Selbst- und Fremddeutung im Ostseeraum“. Forschungs Kooperation mit norwegischen, schwedischen, deutschen und polnischen Partnern. Veröffentlichungen in diesem Rahmen, u. a.: *Deutsche Reisende in der Spätaufklärung unterwegs in Skandinavien* (2000), *Literaturen des Ostseeraums in interkulturellen Prozessen* (Hg.; 2005) und zahlreiche Aufsätze.

Ewa HENDRYK, Dr. phil., Literaturwissenschaftlerin, seit 1989 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin im Lehrstuhl für deutschsprachige Gegenwartsliteratur, 1998 Promotion über das Motiv „Hinterpommern“ in der deutschen Gegenwartsliteratur. Forschungsbereiche: pommersche Literatur,

Erinnerungsliteratur, Heimat- und Vertreibungsliteratur, die deutschsprachige Prosa des 20. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Tradition und Moderne, Literatur im Internet und Internetliteratur (Formen der Literaturverbreitung und -produktion im Internet).

Marek LASKOWSKI, Dr. phil., 1982–1987 Germanistikstudium an der Pädagogischen Hochschule in Zielona Góra und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Im Jahre 2000 erfolgte die Promotion über Studien zu semantischen und pragmatischen Aspekten ausgewählter phraseologischer Typen im Deutschen und Polnischen. Seit 2000 tätig am Lehrstuhl für Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft, zurzeit am Lehrstuhl für Glottodidaktik und Translatorik im Institut für Germanistische Philologie der Universität in Zielona Góra. Forschungsbereiche: konfrontative Linguistik, Lexikologie, Methodik des Deutschen als Fremdsprache, Partikeln, Phraseologie und Phraseodidaktik.

Valéria LENGYEL, Literaturwissenschaftlerin, geb. 1980 in Budapest, Ungarn. Magisterstudium der Germanistik, der Skandinavistik und der Philosophie, seit 2007 Doktorandin im PhD-Programm *Literaturtheorie* im Institut für ungarische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest.

Emil Daniel LESNER, M. A., geb. 1984, absolvierte 2008 das Studium der Germanistik an der Universität Szczecin, seit 2008 Doktorand an der Philologischen Fakultät der Universität Szczecin. Magisterarbeit zum Thema *Attributive Substantivgruppen in der Dichtung Jan Twardowskis und ihre deutschen Übersetzungen*. Forschungsschwerpunkte: Übersetzungstheorie, künstlerische Übersetzungen mit besonderer Berücksichtigung der Übertragung von Poesie.

Ryszard LIPCZUK, Prof. Dr. habil., geb. 1948, Studium der Germanistik an der Universität Warschau, 1970–1993 an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń tätig, 1990 Professor für germanistische Linguistik, seit 1993 an der Universität Szczecin, 1993–1997 und seit 2005 Direktor des Germanistischen Instituts, seit 1993 Leiter der Abteilung für deutsche Sprache, 2002–Univ.-Prof. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen, deutsch-polnische Lexikographie, „falsche Freunde des Übersetzers“. Verfasser von mehreren Büchern und Aufsätzen, Herausgeber von Sammelbänden und wissenschaftlichen Zeitschriften.

Magdalena LISIECKA-CZOP, Dr. phil., 1990–1995 Germanistikstudium an den Universitäten Szczecin und Hannover, seit 1995 wissenschaftlich-didaktische Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin, 2001 Promotion an der Universität Gdańsk (*Lesestrategien in der Rezeption fremdsprachlicher Presstexte aus*

dem Wirtschaftsbereich), 1998–1999 und 2009 DAAD-Stipendiatin am Herder-Institut der Universität Leipzig und an der Humboldt-Universität Berlin. Mitglied des Verbandes Polnischer Germanisten. Forschungsschwerpunkte: Lexikografie, Lexikologie, Glottodidaktik, Fachsprachen, Übersetzungswissenschaft. Wichtigere Publikationen: *Verstehensmechanismen und Lesestrategien von fremdsprachigen Fachtexten* (2003), Mitautorin des Wörterbuches: *Langenscheidt Słownik Partner polsko-niemiecki, niemiecko-polski* (2006) und einiger didaktischer Lehrmaterialien; Beiträge in deutschen und polnischen germanistischen Zeitschriften und Sammelbänden.

Dorota MISIEK, Dr. phil., 1988–1993 Germanistikstudium an der Universität Szczecin, 1993–1994 Aufbaustudium Zertifikat Deutsch als Fremdsprache an der Universität Trier, seit 1994 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Szczecin, 1999–2000 DAAD-Stipendium an der Universität Regensburg, 2004 Dissertation (*Teksty autentyczne w nauczaniu języków obcych*) an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań unter der wissenschaftlichen Betreuung von Prof. Dr. habil. Czesław Karolak. Teilnahme an Forschungsprojekten: „Phraseologismen in polnisch-deutschen und deutsch-polnischen Wörterbüchern. Elektronisches bilinguales Wörterbuch der Phraseologismen als MySQL-Database“ und „Methoden und Praxis der kontrastiven Diskurslinguistik“ in Zusammenarbeit mit der Universität Greifswald. Forschungsschwerpunkte: Textlinguistik, Phraseologie und Phraseographie, Diskursanalyse.

Roman OPIŁOWSKI, Dr. phil., geb. 1975, studierte Germanistik und Sprachwissenschaft in Lublin, Leipzig und Halle (Saale). Seit 2000 bis 2005 Stipendiat des DAAD und der Landesregierung Sachsen-Anhalt mit dem Ziel der Promotion an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2005 *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Forschungsperspektive*, wiss. Betreuer: Prof. Dr. habil. Prof. h. c. Gerd Antos). Seit 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2009 Pressesprecher im Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Forschungsgebiete: Text-, Diskurs-, Bild- und Medienlinguistik, Marketingkommunikation, visuelle Kommunikation, Bildwissenschaft.

Anna PILARSKI, Dr. phil., geb. 1971, Studium der Germanistik an der Universität Szczecin (1992–1996), Promotion (2001) an der Universität Gdańsk: generative Syntax Deutsch-Polnisch, seit 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Szczecin. Forschungsschwerpunkte: generative Syntax und kontrastive Grammatik Deutsch-Polnisch. Veröffentlichungen zu den genannten Themen in: „Convivium“, „Kwartalnik Neofilologiczny“, „Studia Linguistica“, „Studia Germanica Gedanensia“, „Colloquia Germanica Stetinensia“, „Studia Germanica Resoviensia“, „Sprachtheorie und germa-

nistische Linguistik“. Buchpublikationen: *Die Operation Merge im Verbalkomplex des Polnischen und des Deutschen*. Frankfurt a. M. 2002.

Anna PORCHAWKA-MULICKA, Dr. phil., Studium der Germanistik an der Universität Szczecin (1988–1990) und der Freien Universität Berlin (1990–1995) (Linguistik, Neuere deutsche Literatur, Publizistik), seit 1996 wissenschaftlich-didaktische Mitarbeiterin an der Universität Szczecin, 2005 Promotion zum Thema *Der DP-Ansatz im Deutschen im Vergleich mit dem Polnischen* an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań. Forschungsschwerpunkte: Syntax, Generative Grammatik, Translatologie, Lexikologie und feministische Linguistik. Veröffentlichungen u. a. über das Quaeatio-Modell (1999), Determinansphrase im Deutschen und Polnischen (2001), feministische Linguistik (2003), Germanismen in ausgewählten Soziolekten des Polnischen (2004, 2005), ausgewählte Probleme des Übersetzens/Dolmetschens aus der polnischen in die deutsche Sprache (2007).

Dorota SOŚNICKA, Dr. habil., Literaturwissenschaftlerin, Professorin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin. Germanistikstudium an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań, seit 1990 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin, 1998 Promotion an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań (*Wie handgewobene Teppiche: Die Prosawerke Gerhard Meiers*. Bern 1999), 2009 Habilitation an der Universität in Łódź mit der Arbeit *Den Rhythmus der Zeit einfangen: Erzählexperimente in der Deutschschweizer Gegenwartsliteratur unter besonderer Berücksichtigung der Werke von Otto F. Walter, Gerold Späth und Zsuzsanna Gahse* (Würzburg 2008). DAAD- und Humboldt-Stipendiatin, Mitglied u. a. der Internationalen Alfred-Döblin-Gesellschaft sowie der Gesellschaft für Erforschung der Deutschschweizer Literatur. Zahlreiche Publikationen zur Erzähltheorie und zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, insbesondere zur Deutschschweizer Literatur.

Anna SULIKOWSKA, Dr. phil., Studium der Germanistik an der Universität Szczecin und Salzburg (1994–1999), Stipendiatin des Deutschen (DAAD) und Österreichischen Akademischen Austauschdienstes, 2007 Promotion an der Universität Gdańsk (*Gedächtnisstützende Lernstrategien im gesteuerten Fremdsprachenerwerb*), seit 2007 didaktisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Szczecin. Forschungsschwerpunkte: Spracherwerb, Glottodidaktik, Psycholinguistik.

Barbara WRÓBLEWSKA, Dr. phil., Literaturwissenschaftlerin, 1990–1995 Studium der Germanistik an der Universität Szczecin, 1996–2001 tätig als Lehrerin für das Fach Deutsch, 2001–2007 Mitarbeiterin des Fremdsprachenkollegs und der Berufshochschule Collegium Balticum in Szczecin, 2008 Promotion an der Universität Gdańsk über *Ent-*

haltsamkeit als Form der Entsagung im literarischen Schaffen von Adalbert Stifter, seit 2009 Mitarbeiterin am Institut für Germanistik an der Universität Szczecin.

Hans Dieter ZIMMERMANN, Professor am Institut für Literaturwissenschaft der TU Berlin seit 1987, zuvor seit 1975 an der J. W. Goethe-Universität Frankfurt a. M. Mitglied der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft und des Präsidiums der Guadagni-Stiftung Berlin, Vorsitzender der Hans Werner Richter-Stiftung Bansin und der Hugo-Ball-Gesellschaft Pirmasens. Geschäftsführender Herausgeber der Tschechischen Bibliothek in deutscher Sprache (33 Bde., München 1999–2007). Publikationen zu Franz Kafka und der Prager deutschen und tschechischen Literatur, zur Romantik (Biographie über Heinrich von Kleist. Reinbek 1992), zur klassischen Moderne (*Der babylonische Dolmetscher. Zu Franz Kafka und Robert Walser*. Frankfurt a. M. 1985) und zur Nachkriegsliteratur (*Literaturbetrieb Ost/West. Die Spaltung der deutschen Literatur von 1948 bis 1998*. Stuttgart 2000). Zuletzt: *Kafka für Fortgeschrittene*. München 2004; *Philosophie und Fastnacht. Martin und Fritz Heidegger*. München 2005; *Prag. Ein literarischer Reiseführer*. Darmstadt 2007. Orden des Tomáš Garrigue Masaryk durch Präsident Václav Havel 2000. Magnesia Literatur-Preis, Prag 2008.

